

KAROLA TEMBRINS

ANNE **CHÉRIE**

**BIOGRAFIE HERAUSGEGEBEN
VON STEFAN BLANKERTZ**



EDITION FREIHEITSFABRIK

ANNE R. CHÉRIE (* 1930 † 1963) ist die sagenumwobene kari-bische Revolutionärin, kantische Neothomistin und katholi-sche Anarchistin, die bis heute keine angemessene Aufmerk-samkeit erfahren hat. Die vorliegende Chérie-Biographie dokumentiert Liebe, Politik, »Verbrechen« und Kindheit einer der ungewöhnlichsten Frauen des 20. Jahrhunderts.

Hier kommen die Akteure der Zeit zu Wort wie z. B. Chéries Inspirator, der (exkommunizierte) katholische Theologe Pablo Hombueno. Aber auch die Abenteuer von Chérie und ihre unglückliche Liebe zu der amerikanischen Prostituierten **LAUREN JACKSON** bekommen den ihren zukommenden Platz.

ZUR AUTORIN: KAROLA TEMBRINS

geb. 1956, promovierte 1982 in Hispanistik über den Neo-thomisten Pablo Hombueno. Ihre erste Chérie-Biographie verfasste sie 1984 (veröffentlicht: Wetzlar 1989). Seit Mitte der 1980er Jahre engagierte sie sich aktiv in verschiedenen Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Afrikas. Bei gelegentlichen Besuchen in Deutschland hat sie in mühsamer Kleinarbeit das Tagebuch von Chéries Geliebter übersetzt und ihre Chérie-Biografie dadurch aktualisiert.

karola tembrins · anne r. chérie

karola tembrins

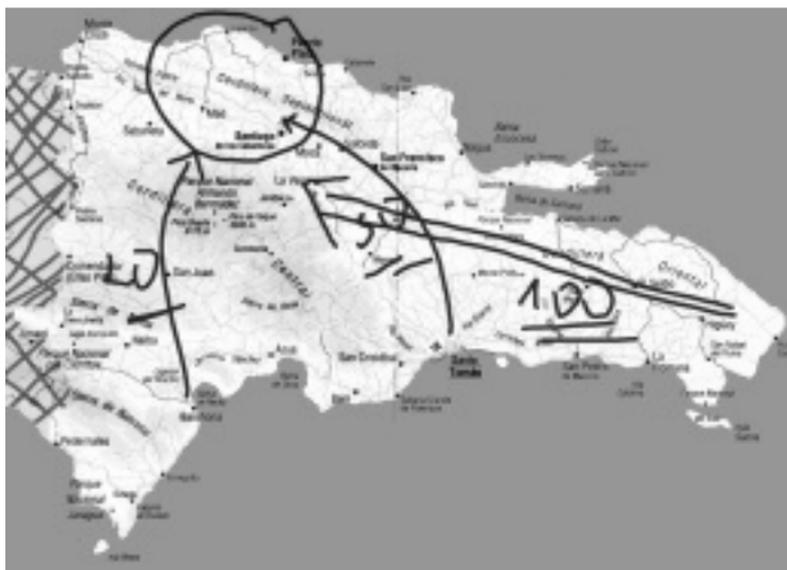
anne r. chérie
biografie

herausgegeben von
stefan blankertz

Karola Tembrins, geb. 1956, promovierte 1982 in Hispanistik über den Neothomisten Pablo Hombuena. Ihre erste Chérie-Biografie verfasste sie 1984 (veröffentlicht: Wetzlar 1989). Seit Mitte der 1980er Jahre engagierte sie sich aktiv in verschiedenen Befreiungsbewegungen Lateinamerikas und Afrikas. Bei gelegentlichen Besuchen in Deutschland hat sie in mühsamer Kleinarbeit das Tagebuch von Chéries Geliebter übersetzt und ihre Chérie-Biographie dadurch aktualisiert. Zur Zeit arbeitet sie als Gestalttherapeutin in Sevilla.

copyright-frei · v2006
verbreitung jeder art erwünscht

vorbemerkung	9
die hauptakteure	11
kapitel 1 herkunft aus dem ungewissen	17
kapitel 2 niño oder die schule des lebens	23
kapitel 3 zarte bindung: lauren	37
kapitel 4 der kuss	61
kapitel 5 der anmut zähmung	77
kapitel 6 la red	87
kapitel 7 gatablanco und die begegnung mit der politischen ethik	91
kapitel 8 transformation von la red	113
kapitel 9 im schatten der revolution	153
kapitel 10 vom paradox einer freiheitlichen diktatur	183
kapitel 11 der mord	195
kapitel 12 die tomasischerepublik: standpunkte	205
bibliografie	225



Eine Karte der Tomasischen Republik mit einer strategischen Skizze von Anne R. Chérie, wahrscheinlich 1962

Lange Zeit gab es überhaupt keine deutsche Biografie von Anne R. Chérie, dieser ungewöhnlichen Frau, die während ihrer zweijährigen Präsidentschaft über die Tomasische Republik mehr im eigenen Land und in der übrigen Welt bewirkt hat als andere Politiker während jahrzehntelangen Amtszeiten. Die Bedeutung des »chérieistischen« Experiments für die dritte Welt als liberale Alternative zur sozialistisch-kommunistischen attac gegen Imperialismus, Neokolonialismus, reaktionäre Diktaturen und Globalismus ist nicht zu bestreiten und wurde in der Folge meiner ersten Chérie-Biographie von 1989 auch in der Bundesrepublik immer breiter diskutiert.

Ich freue mich, dass ich jetzt die Möglichkeit habe, die Biografie unter Verwendung neuen Materials überarbeitet veröffentlichen zu können. Denn inzwischen sind Tagebücher aufgetaucht, die die amerikanische Geliebte von Chérie, Lauren Jackson, nach ihrer Trennung von Chérie in der Einöde von kanadischen Wäldern verfasst hat (in den USA unter dem Titel »Walden III« erschienen). Diese Tagebücher sind so aufregend, dass ich es angebracht fand, meine Chérie-Biografie gründlich zu revidieren.

Und so stelle ich als Motto meiner Biografie voran:

»Jeune, naive ... mai très vicieuse! – Wenn ich je in die Verlegenheit käme, meine Erinnerungen zu publizieren, sollten sie den Titel »Memoiren einer Gangster-Braut« tragen. Annes Wendung in die Politik ist im lateinamerikanischen Kontext – & die Tomasische Republik gehört, anders als die Republik Ossuor, zu Lateinamerika – nichts Ungewöhnliches, wie mir scheint. Sondern dass sie die Politik nicht dazu benutzte, ihr Imperium »La Red« zu schützen & auszubauen. Sie opferte »La Red« der Politik. Um das glaubwürdig zu machen, müsste ich in den Memoiren das blonde Dummerchen sein – »ignorance

de sauvage« –. Sonst könnte gesagt werden, ich interpretierte etwas hinein« (Lauren Jackson, Walden III, S. 170).

zur den übersetzungen aus jacksons tagebuch

Ernest Younger hat den Tagebuch-Text von Lauren Jackson entziffert und rekonstruiert. Unvollständige Sätze oder halb geschriebene Worte hat er, soweit sie eindeutig interpretiert werden konnten, ergänzt, ebenso die Interpunktion korrigiert, ohne dies zu kennzeichnen. Sehr sparsam hat er in eckigen Klammern Hinweise für den Leser gegeben.

Bevor Jackson die Notizen Ernest Younger übergab, hat sie sie offensichtlich durchgeschaut und Fehler korrigiert. Insbesondere hat sie wahrscheinlich viele der Überschriften und vagen Datierungen nachträglich eingesetzt.

Jackson schrieb ein eigentümliches Gemisch aus Englisch, Spanisch und Französisch. Übersetzt wurden die englischen Passagen, die eingestreuten spanischen und französischen Ausdrücke habe ich – in Anführungszeichen gesetzt – Original belassen. Eine Ausnahme bilden die Worte »center«, »centro« und »centre«, die Jackson für Klitoris in diesen unterschiedlichen Schreibweisen benutzt. Hier steht im Deutschen immer »Zentrum«. Idiosynkrasien wie »idéa« habe ich nicht korrigiert.

Barbarojo, Benjamino R. (*1906 †1995), Theologie- und Philosophie-Professor an der Universität von Santo Tomás, Schüler von Liberto Callejas (Niño), Hauptvertreter des »katholischen Anarchismus«; vornehmlich mit wirtschafts- und rechtspolitischen Fragen beschäftigt. Er leitete vor der Revolution die Chérie-Bank (durch die er eine 100 % gedeckte Platinwährung schuf) und das Zentrum für katholische Soziallehre. Er ist außerdem der Erfinder des tomasischen privaten Rechtssystems, das auf dem Schlichtungsverfahren der »árbitros« gründet; dieses Rechtssystem hat er aus einer geschickten Transformation von »La Red« entstehen lassen. Barbarojo galt als prinzipientreuer Denker ohne Emotionen mit einem starken Hang zum klassischen Liberalismus. Da er sich bis zu seinem Tode als letzter lebender Vertreter der »alten Schule der Chérieisten« sah, hatte er in seinen späten Jahren jedoch auch die »linke« anarchistische Tradition mit verteidigt. Dies wird u. a. durch seine positive Aufnahme der Walden-III-Aufzeichnungen von Jackson bestätigt.

Chérie, Anne R. (*1930 †1963) ist die sagemumwobene karibische Revolutionärin, kantische Neothomistin und katholische Anarchistin, die bis heute keine angemessene Aufmerksamkeit erfahren hat. Die vorliegende Chérie-Biografie dokumentiert Liebe, Politik, »Verbrechen« und Kindheit einer der ungewöhnlichsten Frauen des 20. Jahrhunderts. Hier kommen die Akteure der Zeit zu Wort wie z. B. Chéries Inspirator, der (exkommunizierte) katholische Theologe Pablo Hombuena. Aber auch die Abenteuer von Chérie und ihre unglückliche Liebe zu der amerikanischen Prostituierten Lauren Jackson bekommen den ihren zukommenden Platz.

Donoso, Pedro (*1928 †1961), nannte Anne Chérie stets »la princesa« (in der Schreibweise von Henríquez: »la princessa«);

ein Bandenchef der 1940er Jahre, den Chérie aus dem Gefängnis befreite und der danach zu ihrer rechten Hand wurde; er war ihr treu ergeben, und es gibt fast keine Aktion, die nicht beide gemeinsam planten und durchführten. Er kam während der Revolution ums Leben.

Gärtner, Willie (*1929), seit etwa Mitte der 1950er Jahre aus Deutschland stammendes Führungsmitglied von »La Red«. Als sich Chérie stärker politisch engagierte, leitete er »La Red« fast eigenständig. Nach der Revolution befehligte er Chéries Leibgarde.

Gatablanco, Errico M. (*1926), Schüler von Barbarojo und Hombueno. Er erfand den Begriff »spanischer Neothomismus«, legte den Grundstein für dessen politische Umsetzung. Als er 1955 verhaftet und mit dem Tode bedroht wurde, wandten sich seine akademischen Lehrer an Chérie, um eine Gefangenenbefreiung zu organisieren. Auf diese Weise kam der Kontakt zu »La Red« zustande, der die politische Wirksamkeit des Neothomismus ermöglichte. Seit der Revolution bis zu seinem erzwungenen Rücktritt 1989 war Gatablanco »Minister für Volksaufklärung« (zeitweise auch »Minister für Information« genannt) der Tomasischen Republik.

Henríquez y Cavajal, Francisco (*1909 †1987), tomasischer Dichter (verfasste u. a. die international anerkannten Romane »Barco de fuego« 1925, »Historia de torno« 1931, »Monte cardo« 1955) und Essayist (u. a. »Habla, lengua y idioma« 1957), der ab Mitte der 1950er Jahre an verschiedenen Zeitungsprojekten von Chérie mitwirkte und ein intimes Freundschaftsverhältnis zu Chérie, Donoso und Jackson aufbaute. Von ihm stammt die bislang aufwändigste und verlässlichste Chérie-Biografie, die noch zu ihren Lebzeiten erschien (La biografía de Anne R. Chérie, Santo Tomás 1962).

Hombueno, Pablo (*1904 †1985), promovierte 1930 bei Callejas-Niño mit einer Arbeit über thomistische Sexualethik, die ei-



Anne R. Chérie, Ende der 1950er Jahre



Lauren Jackson, Anfang der 1950er Jahre

nen Skandal an der Universität auslöste. Er wurde Studentenfarrer und später ein führender Theoretiker der Chérieisten. Er widmete sich hauptsächlich der Entwicklung einer libertären thomistischen Psychologie. 1984 wurde er mit vielen anderen Neothomisten vom Papst exkommuniziert. Auf einer Massenkundgebung in Santo Tomás beschimpfte er den Papst daraufhin als »Sozialistenknecht«.

Lauren Jackson (*1920 †1988) begann nach der Trennung von ihrer Geliebten im Frühjahr 1960, sich an einem einsamen kanadischen See, welchen sie nach berühmtem Vorbild »Waldensee« taufte, ein Blockhaus zu zimmern. Sie lebte fast drei Jahre in der Einsiedelei. Während der ganzen Zeit hat sie sich Aufzeichnungen gemacht. Drei dieser Hefte schenkte sie ihrem Freund, dem umstrittenen konservativen Schriftsteller Ernest Younger

Niño = Liberto Callejas (*1893 †1964), wurde als Mitglied der kleinen protestantischen Minderheit von Tomasia geboren, trat aber als junger Philosophie-Student 1919 zum Katholizismus über. Obgleich verheiratet, stimmte der Hl. Stuhl 1928 einer Priesterweihe zu, Voraussetzung für die Übernahme einer theologischen Professur. Der Tod der Tochter 1932/33 warf Callejas aus der Bahn, und er lebte fortan als Stadtstreicher. 1934 oder 1935 lernte er bereits fast erblindet Chérie als kleines Waisenmädchen kennen, das sich allein in der Stadt behauptete. – Mit seinen beiden Hauptwerken »Sicologia con Santo Tomás de Aquino« (1927) und »La ética filosofía con Santo Tomás de Aquino« (1929) sowie den Thomas-Übersetzungen »Sobre moralidad de acción« (1928) und »Virtud de comunidad« (1931) begründete er den »spanischen Neothomismus«.

Ovo, Clairá D. V. (*1929 †1962), im Freundeskreis von Chérie Vertreterin einer radikal anarchistischen Position, im Gegensatz zu Barbarojos Individualismus jedoch mit mehr sozialistisch-kommunistischem Hintergrund. War Barbarojo der politische Stratege und Programmierer, auf den sich Chérie am meisten bezog, arbeitete sie ihre konkreten revolutionären Aktionen

meist mit Ovo aus. Nach der Revolution gründete Ovo im Osten der Republik das anarcho-kommunistische Modell »Gemeinschaft von Higüey«. Während eines konterrevolutionären Aufstandes wurde Ovo 1962 ermordet. Unter der Landbevölkerung ist Ovo noch heute fast ebenso populär wie Chérie. Da das Andenken an Ovo offiziell kaum gepflegt wird (nur Barbarojo erwähnt bisweilen »unsere unvergessene Freundin Clairra Ovo«), drückt sich in der Verehrung durch das Volk auch eine gewisse Unzufriedenheit mit der Entwicklung in der Tomasischen Republik aus. Eine Kitsch-Idylle, die Clairra Ovo und Anne Chérie als händchenhaltende Kinder zeigt, hängt heute in vielen Zimmern der einfachen Bevölkerung neben einer Jesus-, Maria- oder Papstdarstellung.

Younger, Ernest (*1898 †1991). Sein isolationistisches Engagement im 2. Weltkrieg wurde lange als »faschistoid« etikettiert. In den 1960er Jahren erfuhr es eine Neubewertung durch den Anti-Vietnamkriegs-Protest, während Younger sich zunehmend zu einem eher unpolitischen konservativen Individualisten entwickelte. Literarische Hauptwerke: »Helios City« (1958) und »Venator City Limits« (1964).

herkunft aus dem ungewissen

Verwüstung, Chaos und Elend brachte der Wirbelsturm im September 1934, der sich nicht wie gewöhnlich über der offenen See austobte, sondern den Südwesten der Insel Ossuor ergriff, Dörfer und Felder zerstörte, mehr als zweitausend Menschen tötete, Zehntausende verwundete und obdachlos machte und fast zweidrittel des mittelalterlichen Stadtkerns von Santo Tomás vernichtete. Irgendwo in diesem Durcheinander geht ein 4- bis 6jähriges Mädchen verloren, das später unter dem Namen Anne R. Chérie bekannt wird. Seine dunkle Hautfarbe, die auf zwei schwarze Eltern schließen lässt, und das Kreolen-Französisch, das es in seiner frühen Kindheit sprach, legen die Vermutung nahe, dass Anne aus einem ziemlich weit westlich gelegenen Teil der Tomasischen Republik stammt, nahe der Grenze zur französisch-sprachigen Republik Ossuor. Aber irgendwie gelangte das Mädchen in ein Auffanglager bei Santo Tomás. Da seine Eltern angeblich nicht ausfindig gemacht werden konnten, kam es in ein Waisenheim. Das Mädchen nannte sich Anne Chérie. Dem ostdeutschen Historiker Rudolf Hufnagel haben wir es zu verdanken, dass wir heute wissen: Anne war tatsächlich ihr Geburtsname, während sie sich »Chérie« selbst ausgedacht hatte, wohl abgeleitet von der kreolischen Koseform für Kinder »Chérie«, Liebling. Hufnagel kann nachweisen, dass Anne die uneheliche Tochter von Françoise Duneuf war, ein Sprössling der wohlhabendsten kreolischen Familie in der Tomasischen Republik. Seinen Wohnsitz hatte er in Duvergé an der Grenze zur Republik Ossuor. Die Anwesenheit der unehelichen Tochter hatte, so ergaben Hufnagels Nachforschungen, zu zahlreichen Spannungen in der Familie Duneuf geführt. Als dann das Mädchen in den Wirrnissen des Wirbelsturms verloren ging, war man bei den Duneufs eigentlich recht froh. Doch obwohl kein Familienmitglied sich um die Auffindung bemühte, bekam die Leitung

des Auffanglagers von Santo Tomás Ost – keiner weiß, wie Anne dorthin, rund 185 km östlich, gelangte – Annes Identität heraus. Hufnagel vermutet, dass eine ehemalige Bedienstete Informantin gewesen sei, entweder weil sie sich an der Familie rächen wollte oder weil sie dachte, sie täte der Familie einen Gefallen. Duneuf zahlte eine nicht unerhebliche Summe an das Lager und an das Heim, in das Anne eingewiesen werden sollte, damit sie nicht zurückgeschickt oder ihre Identität preisgegeben werde.

Der Mühe zweijähriger Recherchen hat sich der Marxist Hufnagel unterzogen, um die These belegen zu können, dass Chérie aus reicher Familie stammt. Er hat diese These aufgestellt, um eine »bourgeoise« frühkindliche Sozialisation annehmen zu dürfen. Mit ihr »erklärt« er Chéries spätere politische Aktivitäten »klassenmäßig« (S. 63). Aus der Tatsache, dass jene aus der marxistischen Theorie »deduzierte« These wirklich auf die Spur der Herkunft Chéries geführt hat, zieht Hufnagel triumphierend den Schluss: »Damit ist die klassenmäßige Determinierung des Bewusstseins nachgewiesen. List der Vernunft, dass ausgerechnet die bürgerliche Sozialisationstheorie dazu beigetragen hat« (S. 68). Die genaue »klassenmäßige« Verortung von Chéries Bewußtsein »ergibt«, dass sie ihr Leben lang »mit unbewusstem Haß versuchte, in die Reihen der Bourgeoisie wieder aufzusteigen, aus denen sie so früh verstoßen ward« (S. 71).

Dieser Schluss ist logisch gesehen auf keinen Fall zu halten. Es ist nicht zulässig, aus einem empirischen Faktum auf eine Aussage zu schließen. Aber ist Hufnagels These – und sein Schluss – inhaltlich gesehen denn sinnvoll? Zweifel sind angebracht, diese Frage mit »Ja« zu beantworten, obgleich seine Grundannahme wie jede Determinismus-Annahme schlechterdings unwiderleglich (aber auch unbeweisbar!) ist. Mit Determinismus-Annahmen berauben wir uns der Möglichkeit, unser Handeln als (sinnhaftes) Handeln wahrzunehmen, über seine Berechtigung nachzudenken und zu streiten. Das, was uns von Chéries Kinderjahren überliefert ist, legt die Vermutung nahe, dass viel früher als heute oft angenommen wird, aktives Handeln, Begreifen, Mitgestalten und Ausgestalten der Umwelt, ja Reflexion im menschlichen Leben die Hauptrolle spielt. Als An-

ne 1935 aus dem Heim weglief und sich auf eigene Füße gestellt durchschlug, konnte sie auf praktisch keine »sozialisierten« Verhaltensweisen zurückgreifen. Sie hatte neue Verhaltensweisen selbst zu erfinden. Und diese mussten immer perfekt sein, konnten nicht spielerisch erprobt werden. Jeder Fehler wäre mit Tod oder wenigstens Elend bestraft worden. Das heißt, dass Anne in Gedanken die verschiedenen Möglichkeiten antizipiert hat, um das Spiel in der Realität zu ersetzen. Die ersten Gespräche, von denen Niño berichtet (vgl. Kap. 2), zeigen diese Fähigkeit Annes sehr deutlich. Die Kinderjahre von Anne Chérie sprechen nicht für die Sozialisationstheorie, weder in ihrer »bürgerlichen« noch in der marxistischen Variante, sondern – nach der Ansicht von Francisco Henríquez – für »den Primat des Denkens in der menschlichen Existenz« (S. 310).

Für Leonidas T. Molina war der Wirbelsturm ein Geschenk des Himmels. Molina war der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, »eine polizeiartige Armee oder eine armeeähnliche Polizei« (Jauve, S. 18), die die US-Amerikaner während ihrer Okkupation von Tomasia 1916 bis 1924 ausbildeten. Vor einigen Tagen hatte er sich zum Präsidenten der Republik gemacht, um das politische Vakuum auszufüllen, das nach dem Abzug der amerikanischen Marines entstanden war. Die Naturkatastrophe gab Molina die Gelegenheit, sich zu beweisen. Unverzüglich organisierte er Soforthilfe für die Verwundeten und die Obdachlosen, beschaffte Nahrung für die Hungernden und setzte den Aufbau der zerstörten Hauptstadt ins Werk. Im folgenden Jahr wurde die 440 Jahre alte Stadt Santo Tomás angeblich auf spontanen Wunsch der dankbaren Bevölkerung in »Ciudad Molina« umbenannt, während das gleichgeschaltete Parlament dem Diktator den Titel eines »Wohltäters« verlieh. Erst lange Zeit später konnte Molina bemerken, dass ungefähr gleichzeitig mit Amtsantritt und Triumph ihm ein unüberwindlicher Feind »entstand« (Henríquez, S. 21); und Anne R. Chérie wird nie zugeben dürfen, wie stark die »Ära Molina« sie prägte.

Ossuor war die Insel, die Columbus für seine erste Siedlung auserkor. Er nannte sie »La Isla Española«; im allgemeinen wurde sie jedoch mit dem Namen der Stadt Santo Tomás genannt,

dem Zentrum der ersten Phase spanischer Kolonisation Mittel- und Südamerikas. Inzwischen setzte sich allerdings der indianische Name Ossuor (»Ort des Friedens«) durch. Die von Columbus als »friedlich und glücklich« gepriesenen Arawak-Indianer, die die Insel ursprünglich bewohnten, waren innerhalb von dreißig Jahren nach der »Entdeckung« fast alle durch Krieg, Krankheit oder Überanstrengung in Zwangsarbeit getötet worden.

In dem Maße, in welchem die Kolonisation auf das Festland übergriff, wurde Ossuor weniger interessant für Spanien. 1679 übernahm Frankreich die Westhälfte der Insel. Französische Filibuster und Bukaniere richteten mit aus Afrika importierten Negerklaven große Plantagen ein. Bald gab es zehn mal mehr Schwarze als Weiße auf der Insel. Produziert wurde Zuckerrohr mit seinen Nebenprodukten Rum, Tafia usw., dann Kaffee, in der ersten Zeit daneben Hölzer und Häute, sowie Indigo und Baumwolle, später auch Bananen. Reichhaltige Bodenschätze bilden die heutige Grundlage von Ossuors Außenhandel.

Die weitere Geschichte der Insel wurde nicht unwesentlich dadurch beeinflusst, dass im französischen Teil strenge Sklavenzucht und Rassismus der weißen Minderheit vorherrschte, der Rassenmischung verhinderte, während im spanischen Osten die wenigen Sklaven besser behandelt, oft freigelassen wurden, und Rassenmischung an der Tagesordnung war, so dass der weitaus größte Teil der östlichen Bevölkerung (60%) aus Mulatten besteht.

Im Gefolge der französischen Revolution begann im Westteil von Ossuor ein Unabhängigkeitskampf, der 1804 zum Sieg und zur Errichtung der ersten schwarzen Republik der Welt führte. Der Führer der neuen Republik, Dessalines, fühlte sich allerdings zum Monarchentum berufen und ließ sich zum »Kaiser Jacques I.« krönen. Er führte ein blutiges Regiment, in welchem die weiße Oberschicht ebenso wie die Mulatten fast völlig ausgerottet wurde. Nach dem Tod von Dessalines 1806 teilte sich das Land in ein nördliches Gebiet, das durch die Militärdiktatur von Henri Christophe beherrscht wurde, und einen Südteil, in welchem der liberale Alexandre Petian regierte. Petians »liberales Experiment« (Jauve, S. 5) im französischen Ossuor scheiterte, zu-

mindest ökonomisch gesehen: Die wirtschaftliche Situation des Südens verschlechterte sich noch weiter anstatt sich zu bessern.

In der Osthälfte von Ossuor gelang zunächst keine Befreiung aus der Kolonialherrschaft. Bis 1821 stritten sich Frankreich und Spanien um diesen nach der wichtigsten Stadt der Insel Tomasia genannten Teil von Ossuor. 1821 rebellierte die Tomasier erfolgreich gegen Spanien und riefen eine eigene Tomasische Republik aus. Doch die unter Präsident Boyer geeinigte westliche Republik Ossuor überrannte 1822 mit über 600 000 Mann die kaum mehr als 50 000 Mann zählende tomasische Miliz und übte eine brutale Herrschaft aus. Mulatten und Weiße wurden verfolgt, die Steuern wuchsen ins Unerträgliche, die Universität von Santo Tomás, eine der ältesten in der Neuen Welt, wurde geschlossen, die Kirche der frommen Tomasier schikaniert, die Produktion lag darnieder. Als 1844 in der Republik Ossuor Bürgerkrieg ausbrach, ergriffen die Tomasier ihre Chance und schüttelten das Joch ab. Doch die neue Tomasische Republik stand unter keinem besseren Stern als die Nachbarrepublik. Bürgerkrieg und Tyrannei bestimmten das Bild. Der patriotische Kämpfer, aber glücklose Politiker Santana holte 1861 sogar die Spanier wieder. Sie brachten jedoch nicht die ersehnte Stabilität, sondern rächten sich für die Niederlage von 1821. 1865 wurden sie erneut vertrieben. Als bis 1916 keine Beruhigung der politischen Lage in der Tomasischen Republik eingetreten war, intervenierten die Vereinigten Staaten, um eigene Investitionen und Kredite zu schützen und um einer angeblich möglichen Okkupation durch die Deutschen vorzubeugen.

Die amerikanische Militärherrschaft endete 1924; und nach zehnjährigen zermürbenden, bürgerkriegsähnlichen Machtkämpfen begann mit dem besagten Wirbelsturm die »Ära Molina«.

niño oder die schule des lebens

Eine Stadt braucht kein internationales Zentrum zu sein, um ›Flair‹ zu haben. Abseits des Interesses der Weltöffentlichkeit und nur ein Nebenschauplatz des Welthandels war das Santo Tomás der 1930er Jahre ein schönes unverfälschtes Beispiel für die faszinierende Fähigkeit der Menschen unserer Region, sich trotz politischer Wirren, Diktatur und Wirtschaftskrise alles zum Leben Notwendige zu organisieren, Lebensfreude und Ausdrucksfreiheit ebenso wie Nahrung und Unterkunft. Dass viele Tomasier nicht lesen konnten, störte nur wenige, denn diese Tatsache wurde naserümpfend hauptsächlich in Büchern vermerkt; auch die papierene Behauptung, dass schlechte oder falsche Ernährung vorherrschte, ist eher daraus zu erklären, dass statistisch gesehen eine ungenügende Versorgung vorlag, als aus direkter Beobachtung entnommen. Arbeitslosigkeit war ein abstrakter Begriff, der angesichts von Muße einerseits und Geschick ›sich etwas zu besorgen‹ andererseits überstülpt anmutete. Das Herz einer solchen freien und lebendigen Stadt, auch von Santo Tomás, war der Markt. Kaum ein Tyrann in unseren Breiten wagte es, die Freiheit des Handels auf dem Markt einzuschränken; und keiner kam mit einem solchen monströsen Unterfangen durch« (Henríquez, S. 23).

Eines warmen, etwas schwülen Herbsttages 1935 stand Niño bettelnd am Rande des Marktgewühls, starrte halb blind vor sich hin und dachte über sein Lieblingsthema nach, nämlich ob Kant in der vierten Antinomie der reinen Vernunft tatsächlich gegen Aristoteles' ersten unbewegten Beweger den gleichrangigen Gegenbeweis geführt habe; als ihm jemand seine Mütze mit den milden Gaben geschickt entwendete. Niño nahm es, wie seiner

stoischen Art entsprach, regungslos zur Kenntnis; registrierte nur verblüfft, dass der dreiste Dieb ein sehr kleines Mädchen sein musste. Nachdem es schon im Getümmel verschwunden war, kam es zurück und fragte: »Blind?« – »Vielleicht«, gab Niño vage zurück. – »Merde, was für eine Antwort«, fluchte das Mädchen französisch. Als es merkte, dass es französisch gesprochen hatte, ließ es die Mütze, die es noch verkrampft mit beiden Händen an sich drückte, fallen und wollte verschwinden. Doch Niño rief es in französischer Sprache zurück ...

So beschreibt Niño die erste Begegnung mit Anne (S. 40), den Beginn einer lebenslangen »unmöglichen« Freundschaft. Nach dem zweiten Schlaganfall, kurz vor seinem Tod 1964 berichtete Niño alle Erinnerungen an Anne Chérie in einem mehrtägigen Interview. Dieses streckenweise wirre, kaum chronologische Interview ist das wichtigste Zeugnis von Annes Kinderjahren. Darüber hinaus enthält die 1962 verfasste nicht-chronologische Biographie von Francisco Henríquez y Cavajal, dem bekanntesten Dichter von Tomasia, einige Informationen. Henríquez kann sich auf Annes und Niños Erzählungen stützen, da er mit beiden befreundet war. Außerdem hat er einige eigene Nachforschungen angestellt. Doch neigt er dazu, magere Fakten blumig auszuschnücken.

Niño – »unser blinder Lehrer, der die Sehenden sehen lehrt«, wie Lauren Jackson in ihrem Tagebuch »Walden III« notierte (S. 161) –, Jahrgang 1893, hieß eigentlich Dr. Liberto Callejas. An der Universität Santo Tomás de Aquino hatte er einen Lehrstuhl für katholische Theologie inne gehabt, auf dem er Dogmatik und Philosophie vertrat. Seine intellektuelle Leidenschaft galt dem Namenspatron der Universität, dem mittelalterlichen Philosophen Thomas von Aquin, dessen Inspirator Aristoteles und der Auseinandersetzung mit Kant. Aus seiner Feder stammen die beiden großen Standardwerke des spanischen Neothomismus, »Sicologia con Santo Tomás de Aquino« (1927) und »La ética filosofía con Santo Tomás de Aquino« (1929).

Callejas gehörte ursprünglich zu der kleinen protestantischen Minderheit von Tomasia, die weniger als 2% der Bevölkerung ausmacht. Als der junge Philosophie-Student 1919 zum Katho-

lizismus übertrat, war er bereits verheiratet, so dass eine Karriere als Theologe ausgeschlossen schien. Sie setzt Priesterschaft voraus. Weil die Fakultät großen Wert auf den originellen Kopf legte, stimmte der Heilige Stuhl 1928 schließlich zu, Callejas die Priesterweihen zu gewähren. Seine Frau war in das Zisterzienserrinnen-Kloster Santo Roberto in der Nähe von Puerto Plata eingetreten. Auf diese Weise wurde Callejas einer der wenigen »verheirateten« katholischen Priester. Über seine Ehe hat Liberto nie eine genauere Auskunft gegeben, ebenso schweigt seine Frau Rosa, die bis 1986 noch in besagtem Kloster lebte.

Als im Winter 1932/33 Callejas' Tochter, die ohne Wissen der Kirchenhierarchie bei ihm wohnte, an Gelbfieber starb, verschwand er von einem auf den anderen Tag. Aus religiösen Gründen verbot sich ihm der Gedanke an Selbstmord; aber ein Auslösen seiner bisherigen Identität war von der Religion nicht untersagt. Er trieb sich herum, schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durch und mischte sich unter einfache Volk. Sein immer schlimmer werdendes Augenleiden, ein Glaukom, das heftige Kopfschmerzen und sich häufende Erblindungsanfälle mit sich brachte, machte Arbeiten zunehmend schwerer, und er verlegte sich aufs Betteln. Seine neuen Bekannten, die nichts von dem Vorleben ahnten, nannten ihn »Niño«, das Kind, weil er sich so täppisch anstellte. Aber oft schweiften seine Gedanken ab zu den philosophischen Problemen der früheren Existenz.

Als sich das fremde Mädchen beim Französisch-Sprechen er tappte und weglief, überkam Niño Scham über das anti-französische Ressentiment seiner Mitbürger. »Ohne viel zu überlegen«, hatte er die Französisch-Kenntnisse seiner vergangenen Identität reaktiviert und das Mädchen zurückgerufen, das er kaum älter als fünf Jahre schätzte. Von dem vertrauten Klang angezogen, kehrte es auch tatsächlich um.

Sie hieße Anne Chérie, sagte sie. Sie sei »schon immer« in der Stadt gewesen und habe »nie Eltern« gehabt, informierte sie Niño auf Nachfragen. Ihre Ausdrucksmöglichkeit war begrenzt, weil sie seit ihrer Ankunft in Santo Tomás sich scheute, Französisch zu sprechen; und Spanisch konnte sie grade so viele Bro-

cken, wie sie benötigte, wenn es zu keiner längeren Unterhaltung kam.

Das Misstrauen des Kindes war schnell überwunden. Und so konnte Niño Anne zu einem Festessen einladen, das er aus den Almosen des Vormittags finanzierte. Sie kauften auf dem Markt ein und machten sich auf den Weg zu Niños selbstgebaute, einrichtungsloser Bretterhütte am Ostrand der Stadt. Erstaunt musste Niño den Erzählungen seiner kleinen Begleiterin entnehmen, dass ein fünf- bis sechsjähriges Kind in der Lage ist, sich ohne jede äußere Hilfe zu erhalten. Niño erzählt, welches Gespräch sich an diese Tatsache anknüpfte:

»Ohne viel zu überlegen, fragte ich sie, ob man denn stehlen dürfe. Sie antwortete in einem Gemisch aus Spanisch und Kretolisch: ›Ich dir zurückgebracht. Dachte, bist blind.‹ Zuerst meinte ich, sie hätte an der Frage vorbeigeredet, vielleicht weil sie sie nicht richtig verstanden hatte. Ich schwieg einen Moment, bis ich begriff, dass Anne der Diskussion vorausgeeilt war. Sie hatte wohl die These aufgestellt, dass das Recht auf Eigentum an die Bedürftigkeit des Besitzers gebunden sei. So fragte ich: ›Wenn du mich nicht für blind gehalten hättest, wärst du also nicht zurückgekommen?‹ – ›Nein.‹ – ›Aber überleg mal, auch ein Sehender kann arm sein. Vielleicht hat er viele Kinder zuhause, die alle aufs Essen warten.‹ – ›Ich froh, dass ich nicht weiß.‹ – ›Wie meinst du das?‹ – ›Sonst ich verhungern.‹

Darauf wusste ich nichts zu erwidern. Von der Seite schaute ich sie an. Anne war natürlich mit ihren sechs Jahren kleiner als ich; aber ich realisierte, dass uns außer Körpergröße nichts Wesentliches unterschied. Vollkommen ernst hatte sie die Unterhaltung geführt, und jetzt dachte sie über das Gesagte nach. Dabei war ihre Haltung ganz entspannt geworden. Ihre Angst, ich könnte sie wegen ihres Französisch-Sprechens ablehnen, war verschwunden.

Die große Tüte mit den Zutaten für den Sanchocho hielt sie in dem linken Arm leicht gegen die Hüfte gedrückt, so dass das Tragen nicht ermüdete und nicht das Gehen behinderte. Der

rechte Arm hing locker hinunter und schwang ein wenig im Takt der Schritte mit. Beiläufig griff sie von Zeit zu Zeit mit ihm in die Tüte, zog eine der Kostbarkeiten heraus und schob sie in den Mund. Sehr lange kaute sie dann, ehe sie schluckte. Schließlich beobachtete ich, dass sie immer, bevor sie in die Tüte griff, den Atem anhielt, den sie dann, wenn das Gemüse im Mund verschwand, ausstieß.

›Viveres sind‹, sagte ich Aristoteles zitierend, ›uns unähnliche Dinge, die wir uns ähnlich machen‹. Anne schluckte hinunter und antwortete: ›Ja, darum gut kauen.‹ – ›Es gibt Leute‹, fuhr ich fort, ›die nicht lange genug kauen. Sie haben ein schlechtes Gewissen, dass ihr eigenes Leben auf der Zerstörung von anderem Leben beruht. Sie trauen sich nicht, mit ihren Zähnen kräftig das andere Leben zu zerbeißen. Aber sie verschwenden nur die Nahrung und bekommen Magenschmerzen. Die Magenschmerzen machen sie böse, und sie bekommen ein noch schlechteres Gewissen.‹ – ›Ja‹, sagte Anne, ›es macht glücklich, zu kauen.‹ Als sie sich ein weiteres Stück in den Mund schieben wollte, fügte sie hinzu: ›Du gemerkt, weil ich gehalten habe Atem an mich. Aber mein Gewissen noch nicht so groß, ich nicht kaue. Ich nicht böse, du nicht böse. Aber es dumm von mir; wir haben nicht zu koche, wenn ich weiter nasche jetzt.‹ Sie steckte die Olive wieder in die Tüte.

Nachdem wir einige Schritte schweigend nebeneinander gegangen waren, meinte Anne plötzlich: ›Du recht. Nie wissen, ob Mann, den bestehlen, arm ist und selbst braucht Geld. Aber du nicht wissen, ich nicht erlaubt bin zu verdienen Geld ehrlich. Ich gucken zu bei Mann in Werkstatt. Ich ihn sagen: Ich kann dich helfen. Er mich nicht glaubt. Ich sagen, ich arbeiten ohne Geld für einen Tag. Er schon sehen. Er sehr zufrieden mit mich. Ich ihn Sachen bringen, immer gut. Er lassen mir bei ihn. Eine Woche gut. Dann der böse Mann von andere Werkstatt auf andere Seite haben gerufen Polizei. Polizei sagen, Verbrecher lassen Kinder zu arbeiten. Ich zurück in Heim und Mann in Gefängnis. Aber ich nicht wollen Heim. Ich laufen weg. Du sehen, was ich anderes machen, mir stehlen.‹ – ›Man kann auch fragen, ob die Leute nicht freiwillig einem

etwas abgeben; dann kann man sicher sein, dass man keinem etwas wegnimmt, das er selber braucht.« → Betteln? Tun doch nur Bettler und alte Männer.«

Wie geschickt Anne war, zeigte sie mir, als wir bei meiner Hütte angekommen waren. Ich war immer sehr unbeholfen beim Essenmachen. Mein Herd war ein offenes Feuer in einer Kuhle auf dem Boden. Anne hatte einige Meter von meiner Hütte entfernt die Bauruine entdeckt. Wir waren eine wilde Siedlung, und vor einigen Monaten hatte ein Bauunternehmer den Boden gekauft und wollte anfangen zu bauen. Aber irgendetwas war dazwischen gekommen und es wurde vorerst nicht daraus. Dort, an der Ruine, suchte Anne ein paar Steine aus, die sie mit meiner Hilfe zur Hütte brachte. Ich war zum Hilfsarbeiter degradiert. Sie baute einen Herd. Mit zwei oder drei Eisenstangen fabrizierte sie sogar einen Rost. Bald roch es ganz vorzüglich in meiner Hütte. Während das Essen brutzelte, baute Anne aus übrig gebliebenen Steinen zwei niedrige Sitzgelegenheiten und ein Tischchen. Als sie fertig war, rief sie fröhlich hin und her hüpfend: »Toll hast du es hier!« Ich antwortete: »Du machst es toll.« – »Oh danke«, sagte sie« (S. 25ff).

Am nächsten Morgen, bevor Niño erwachte, war Anne fort. Aber sie kam am Abend, um sich für das Essen zu revanchieren. So blieb es auch in der folgenden Zeit: Am Tag gingen sie getrennte Wege und Abends trafen sie sich in Niños Unterkunft, wobei sie abwechselnd für die Nahrung sorgten. Niño fing an, darauf zu achten, dass Anne Spanisch richtig lernte, aber auch, dass sie Französisch nicht verlernte. Und in der kindlichen Naivität nahm es Anne als selbstverständlich, dass Niño in der Lage war, die meisten ihrer tausend-und-eine Warum-Fragen ausführlich und präzise zu beantworten. Bald gehörten auch Lesen, Schreiben und Rechnen zum abendlichen Programm, das das wissensdurstige Kind geduldig absolvierte.

Zum Zwecke des Leseunterrichts hatte Niño ein Exemplar von Rousseaus »Contrat Social« in einer spanisch-französischen Ausgabe erstanden. Was auch immer Anne damals im Alter von

sechs bis sieben Jahren von dem Text verstand, der Anfangssatz »Der Mensch wird frei geboren, doch überall finden wir ihn in Ketten« und das damit angesprochene Problem, wie die Menschen ihre Freiheit sichern können, ohne sie zu vernichten, weist weit in die Zukunft von Chéries Leben bis 1959 ihre einzige theoretische Abhandlung »Rousseau, estado y anaquia: El ›contrat social‹ y la revolución americana« erschien und bis sie 1961 die Regierung stürzte.

Ende 1935 wurde Niños Hütte, die Anne in ein – wie Niño sich ausdrückt – »gemütliches Zuhause« (S. 86) verwandelt hatte, zusammen mit anderen Behausungen der illegalen Ansiedlung abgerissen. Der von Niño erwähnte Bauunternehmer, dem der Boden gehörte, hatte inzwischen neue, vom Staat zur Anregung der Bautätigkeit billig zur Verfügung gestellte Kredite erhalten und eine Räumung des Gebiets veranlasst. Als Niño sich darüber beschwerte, antwortete Anne:

»Aber du kannst doch nicht wissen, ob der, dem das hier gehört, es nicht nötig braucht.« Natürlich erkannte ich, dass sie mich zitierte. Aber ich konnte ihr erklären, dass nicht der Unternehmer der rechtmäßige Besitzer war, sondern wir. Wir hatten uns hier niedergelassen, als der Boden niemandem gehörte und haben uns hier unsere armseligen Hütten gebaut. Und dann hat der Staat das Land dem Unternehmer verkauft, weil der Staat behauptet, alles Land, das niemandem gehört, gehöre ihm« (Niño, S. 74).

Kaum hatten sich Niño und Anne und die anderen Bewohner der illegalen Siedlung an einer anderen Stelle ebenfalls illegal wieder ein Zuhause geschaffen, wurden sie erneut vertrieben, diesmal im Rahmen eines großangelegten Sozialplans der Regierung. Alle sollten in »richtigen Häusern« untergebracht werden, die Kinder zur Schule gehen. »Diesmal«, schreibt Henríquez, »nahmen sie den Leuten nicht nur ihre Unterkünfte, sondern sperrten sie auch ein« (S. 85). Wenigstens konnte Niño den Behörden gegenüber seine Identität verheimlichen und Anne als seine Tochter ausgeben. Als Nachnamen gab er »Favorito« an.

Das neue Zuhause der »Favoritos« beschreibt Francesco Henríquez so:

»Es handelte sich um frühes Zeugnis der Wohlfahrtsarchitektur, die seit den 1950er Jahren das Bild der meisten Städte in der Welt entscheidend mitprägt. Man hatte einen 45 einheitliche Wohnungen umfassenden Block entworfen und zunächst zehn solcher Blöcke gebaut. Da die Leute, die in die Wohnungen eingewiesen wurden, kaum Besitz hatten, wurde neben einem Gasherd eine Mindestmöblierung mitgeliefert. Kaum zehn Jahre nach dem Erstbezug standen sechzig, fünfzehn Jahre später 85% der Wohnungen leer, bis sie schließlich gesprengt wurden, um einer neuen Generation von Sozialwohnungen Platz zu machen.

Das erste Jahr sollten die Leute mietfrei wohnen. Ihnen wurden Arbeitsplätze in einer nahegelegenen, von der Regierung betriebenen petrochemischen Industrie angeboten. Diejenigen Bewohner, die nicht schon während des ersten Jahres aus den meist überfüllten Wohnungen – oft kamen mehr als sieben Personen auf 60 m² – geflohen waren und die nicht wegen Vandalismus verhaftet wurden, konnten sich im zweiten Jahr die Wohnungen von dem in der vorgesehenen Firma verdienten Lohn nicht mehr leisten, zumal die Steuern immens erhöht wurden. Steuerbetrug und Mietverweigerung führten zu weiteren Verhaftungen. Die Kriminalitätsrate stieg. Aus Menschen, die arm doch autonom und anständig gelebt hatten, waren Elende geworden, eingemauert, eingeschüchtert, ehrlos« (S. 87f).

Ein anderes Problem stellte die Schule dar. Täglich gab es Zusammenstöße zwischen Schulschwänzern und der Polizeieinheit, die eigens eingesetzt wurde, die Anwesenheitspflicht zu garantieren. Zu brutalen Zwischenfällen kam es auch in der Schule selbst, manchmal wurden Lehrer tätlich angegriffen, meist Mitschüler. Eine Lehrerin, Maria Martinez, erinnert sich an Anne:

»Es ist ja schwer, von heute her, von dem, was man heute

über die weiß, unvoreingenommen über damals zu sprechen. Aber wenn ich mich recht entsinne, fiel sie mir damals gar nicht besonders auf. Sie war ungewöhnlich ruhig, zurückhaltend, störte weder, noch arbeitete sie mit. Sie war ein völliger Einzelgänger, gehörte keiner Clique an, stritt nicht, redete kaum mit jemandem. Wenn sie jedoch angegriffen wurde, nahm es die Achtjährige mit zwei, drei Jahre älteren Jungs auf. Einen Vorfall, an den erinnere ich mich, als wär's heute: In einer Pause rief ihr ein größerer Junge, vielleicht zehn war der alt, etwas über ihre Hautfarbe nach. Ich stand in der Nähe. Ohne die üblichen Beschimpfungen oder das zorngefüllte Gesicht, das sonst solche Provokationen auslöste und auslösen sollte, packte Anne den Jungen. Sie warf ihn gegen die Wand. Es ging ihr nicht ums Raufen, wie den anderen, sondern um Bestrafung. Sie verabreichte ihm zwei Haken und drehte sich um. Der Junge hatte noch nicht begriffen und stürzte hinter ihr her. Aber Anne hatte ihn gehört. Sie wandte sich um und, immer noch ohne etwas zu sagen, schlug ihm mit dem Handrücken übers Gesicht, so dass seine Nase augenblicklich zu bluten anfing. Erst jetzt zog er ab. Nach zwei oder drei solchen Lektionen hatten die Mitschüler begriffen, dass mit Anne nicht zu spaßen war. Aber im Unterricht? Nein, nicht dass ich mich an etwas erinnere. Wenn ich jetzt höre, was sie alles gelernt und gekonnt haben soll, also, in der Schule hat sie es nicht gezeigt« (in: Hufnagel, S. 182f).

Niño erklärt Annes nur gerade mittelmäßige Schulleistungen ihrer hohen Intelligenz zum Trotz so:

»Ich hatte ihr alles mögliche gute über die Schule gesagt, um sie nicht zu ängstigen. Aber schon nach den ersten Tagen kam sie heim und weinte: ›Nichts, was die da sagen, hat einen Sinn. Und nichts, was ich sage, bewirkt etwas. Warum spricht man da überhaupt? Es ist wie Schweigen.‹ Ja, damit war der Kern der Sache bezeichnet« (S. 55).

Nach dem einen Jahr Mietfreiheit zogen Niño und Anne aus

dem Block aus. Sie schlossen sich einer erneut entstehenden illegalen Siedlung am Ortsrand der Stadt an. Anne war nun neun Jahre alt und meinte, sie sollte jetzt beginnen, Geld zu verdienen.

Sie gab sich als zwölfjähriger Junge aus (was man ihr, so Niño, gut glauben konnte und tatsächlich glaubte) und fing an zu arbeiten. Von ihrem Verdienst bezahlte Anne eine Behandlung von Niños grünem Star; sie führte zu einer Beseitigung der Kopfschmerzen, aber Ende 1940 zur Erblindung. Bald war Annes Lohn so groß, dass sie sich eine einfache Souterrain-Wohnung im »barrio fiallo« leisten konnten, ein Viertel im Süden der Stadt, wo es sich bescheiden und anständig zwischen Arbeitern, Tagelöhnern, kleinen Handwerkern, Miniunternehmern und *bolicheiros* – Krämern – leben ließ.

Die Zeit von 1935 bis 1943 charakterisiert Niño in der folgenden Weise:

»Anne war zäh und tapfer. Nie habe ich sie klagen gehört; ganz anders als ich. Ich war faul und oft depressiv gewesen, was ich hinter stoischer Mine versteckte. Ich wollte gleichsam als Suizidersatz meine Identität auslöschen. Anne hatte mir gezeigt, dass dies nicht nur unmöglich, sondern auch falsch war. Sie hat alles aus mir herausgeholt, was ich den Mitmenschen bieten kann und ihnen schuldig bin: mein Wissen. Ich konnte meine Existenzweise verändern, und weiß Gott, ich bereue es nicht, aber nicht meine Identität. Sogar über meine Tochter, die als Dreizehnjährige starb, konnte ich nachdenken; zum Beispiel sage ich mir jetzt, dass ich sie in typischer Macho-Manier als Frau erziehen wollte. Bei Anne vergaß ich, dass der Unterschied von Mann und Frau irgendeine Bedeutung hat außer in der Frage der Fortpflanzung. Ich habe ihr den Namen Alexandre Petian – nach dem liberalen Präsidenten der Republik Ossuor [1808-18] – gegeben, um sich in der Männergesellschaft behaupten zu können. Sie hat es verstanden, bis sie dreizehn oder vierzehn war, sich das männliche Image zu bewahren. Die einzige Krankheit, die sie niedergeworfen hat, war der Scharlach im Sommer 1941; aber sie blieb nur eine Woche zu Hause, obwohl eigentlich mehrere

Wochen nötig sind. Ich war natürlich sehr besorgt. Die folgende Gelenkentzündung hat sie trotz großer Schmerzen ignoriert.

Was sie den Tag über gemacht, gearbeitet hat, weiß ich nicht. Wir gingen immer getrennte Wege, weil wir beide Einzelgänger waren. Und sie hat kaum von ihren Erlebnissen oder Tätigkeiten erzählt. Abends haben wir uns unterhalten; so unglaublich das scheinen mag, immer über sachliche Themen, über Philosophie und so. Bis zu ihrem vierzehnten Lebensjahr hatte sie mit mir Rousseaus ›Contrat Social‹ und ›Emile‹ auf französisch gelesen. Während der Lektüre des ›Emile‹ übrigens lief Anne ein Wunderheiler über den Weg. Sie entlarvte ihn, wie Emile den Gaukler. Aber Anne war, wie sie mir erzählte, weniger nachsichtig als Jean-Jacques. Denn der Gaukler, dem Jean-Jacques seinen Lebensunterhalt nicht streitig machen wollte, handelte nicht unrecht. Der Wunderheiler dagegen habe durch falsche Behandlung auch Menschenleben auf dem Gewissen. So dürfe man kein Geld verdienen. Also, und wir lasen Thomas von Aquins ›Tugenden des Gemeinschaftslebens‹ [aus der Summa Theologica, II-II, 101-122] in Spanisch, dann haben wir daran Latein gelernt; Kants Aufklärungsschrift in Spanisch; Nietzsches ›Antichristen‹, woran wir Deutsch lernten, sowie etliche Romane, meist Liebes- und Abenteuergeschichten in verschiedenen Sprachen. Um an Bücher zu kommen, die uns auf Dauer zu teuer wurden, habe ich sogar Kontakt zu Hombueno [vgl. Kap. 7], damals Studentenpfarrer und fast so kauzig wie ich, den ich von früher kannte, aufgenommen, der so lieb war, ohne viel Aufhebens für mich Bücher aus der Bibliothek auszuleihen. Und Anne war intelligent, rücksichtsvoll, unbeugsam und voller Demut« (S. 55ff).

Es haben sich auch einige Arbeitskollegen zu Wort gemeldet, die sich an »Alexandre Petian« erinnern. Sie stimmten mit Niño in der Charakterisierung »unbeugsam und intelligent« überein, aber ansonsten zeichnen sie eine ganz andere Anne: Eine »harte, egoistische, brutale« Seite begleitete ihrer Meinung nach die

»unbeugsame und intelligente« Seite. Wenn sie meinte, den Job von zwei Männern machen zu können, bot sie dies an und teilte sich mit dem Arbeitgeber den eingesparten Lohn. Arbeitgeber, die nach einiger Zeit den Lohn auf den eines Arbeiters drücken wollten, verließ sie sofort, aber nicht ohne einen teuren Akt der Sabotage. So zerstörte sie einem kleinen Transportunternehmer einen von drei Lastwagen, als dieser den abgemachten andert-halbfachen Lohn für die Arbeit zweier Mitarbeiter, die Anne leistete, nicht zahlte. Ein selbständiger Installateur, der Anne den Lohn ganz schuldig blieb, sah sich plötzlich einer wütenden Ehefrau gegenüber. Anne hatte diese kurzerhand über das Verhältnis ihres Mannes zu einem Straßenmädchen informiert. (Beide Informationen nach: La Patria, 10. August 1965.) – Der Bauarbeiter José Gumertez etwa berichtet:

»Wir machten Renovierungen. Wir waren keine Kommunisten oder so, damals unter Molina, aber es gab da doch so Sachen wie Solidarität. Also, Alexandre kam eines Tages dazu. Dann war er, oder vielmehr sie, zwei oder drei mal dabei, einige Wochen, hat immer gut ihre Arbeit gemacht und so. Aber dann ist sie zum Chef gegangen und hat gesagt: Hör' mal, das mit den elektrischen Leitungen, das geht auch einen halben Tag schneller. Lass mich mal machen. Sicher, sie hatte Recht, aber das musste man ja nicht gleich so rausposaunen« (in: Hufnagel, S. 184).

Es ist dies eine der Episoden, an denen Hufnagel zufolge die »bourgeoise Sozialisation« durchschlägt:

»Obwohl sie in der Situation formell als Teil der Arbeiterklasse gelten muss, nimmt sie unbewusst ihr vergangenes – und zukünftiges – Interesse der Kapitalistenklasse wahr, nämlich das der Entsolidarisierung, um effektive Produktion zu ermöglichen« (S. 185).

Wenn man eine solche Interpretation überhaupt an das Verhalten eines 10jährigen Mädchens anlegen will, das unter den Be-

dingungen des Waise-Seins, der Massen-arbeitslosigkeit, der Vorurteile gegen sein Geschlecht, seine Hautfarbe und die Fähigkeiten seines Alters ums Überleben, um Unabhängigkeit und um Pflichterfüllung gegenüber einem Blinden kämpft, so könnte man doch ebensogut fragen: Welche Gesellschaft hätte kein Interesse am effektiven Produzieren? Die sozialistische Gesellschaft? Was für eine Auswirkung hätte es auf eine Gesellschaft, wenn derjenige, der etwas besser kann, sein Können »aus Solidarität« hinterm Berg hält? Sicher ist eine Gesellschaft möglich, in der eine solche Regel gilt. Aber es ist in ihr wenig wahrscheinlich, dass es den Leuten, zumal den Arbeitern gut geht; und in ihr wird keine Vollbeschäftigung zu erreichen sein. Andererseits hat Anne die Fähigkeit zur Mitmenschlichkeit und Solidarität durchaus bewiesen, wie wir noch sehen werden.

Auch streiten – »eine der wichtigsten sozialen Tätigkeiten unter den Männern« (Niño) – konnte man mit Anne schlecht, denn jede Möglichkeit dazu wies sie mit eiserner Logik ab. Der Mechaniker Nicolás berichtet von einem Zwischenfall in den 1940er Jahren:

»Eines Tages fand Alexandre, oder Anne Chérie, eine Geldbörse in der [KFZ-]Werkstatt [auf der Avenida Molina]. Jeder von uns hätte sie eingesteckt, es war etwas Geld drin, aber nicht viel. Weil ich am nächsten stand, sagte sie zu mir: ›He, gehört die dir?‹ Ich nickte und wollte sie einstecken. Aber José kam dazwischen und behauptete, ich hätte ihm die Börse gestohlen, was eigentlich auch stimmte, aber so lange her war, dass es doch nicht mehr stimmte; das Geld drin war meins. Wir fingen an zu streiten, und José beschuldigte Alexandre, mit mir unter einer Decke zu stecken. Während wir drauf und dran waren, eine schöne Schlägerei zu beginnen, sagte sie zu José, dass er Hundekacke rede und fragte uns nach besonderen Merkmalen der Börse und des Inhalts. Da wir beide gleich gut oder schlechte Angaben machten, sagte sie kurz: ›Da es nicht bewiesen werden kann, wem die Geldbörse gehört, gehört sie keinem, sondern dem ersten, der sie findet. Das bin ich.‹ Und steckte alles ein. Jeder von uns hätte es eingesteckt, aber sie

hat's so gemacht, dass niemand was dagegen sagen konnte« (in: Henríquez, S. 53).

In ihrer Einsamkeit nach der Trennung von Anne erinnerte sich Lauren an einen anderen Aspekt:

»Seit Wochen hatte ich keine Zigarette geraucht. In der Stadt kaufte ich mir aber nicht meine ›Don Tomás‹, sondern von den feinen dünnen Cigarren aus tomasischem Tabak ›lucero del alba‹, die Anne manchmal rauchte. (Diese Angewohnheit behielt sie sich aus der Zeit, als sie sich als Alexandre ausgab.) Jetzt verstand ich Niño: Als er nicht mehr rauchen durfte, mochte er es besonders, wenn Anne es tat. ›Dann fühle ich mich in einem Raum mit Dir‹, sagte er einmal. Nach den ersten Zügen, die ich nahm, fühlte ich mich in einem Raum mit ihr. Aber es war nur eine Illusion« (Walden III, S. 163).

zarte bindung: lauren

Das Hafenviertel im Süden von Santo Tomás wurde während der Okkupation durch US-Streitkräfte zum »barrio americano«. Spelunken, Kneipen und billige Bordells für die amerikanischen Marines entstanden neben vornehmen Hotels, feinen Restaurants und teuren Prostituierten für die ausländischen, meist amerikanischen Investoren. Die Marines zogen schließlich ab. Aber dank der politischen Stabilität, die der Diktator Molina garantierte, blieb der Außenhandel aktiv; ausländische Investoren besuchten weiter das Land und die Marines konnten durch zivile Matrosen und Hafenarbeiter ersetzt werden. Das »barrio americano« war gerettet.

Zu den teuersten der teuren Prostituierten im ganzen Amerikanerviertel gehörte in den 1940er Jahren Lauren Jackson. Sie wurde als jüngste der drei Töchter von Hector und Harriet Jackson 1920 geboren. Sie wuchs im mittleren Westen der USA auf großen Farmen und in kleinen Städten auf. Sie kam in dem Dorf Leslie, Michigan, als »zartes, zerbrechliches Mädchen« zur Welt, wie eine ihrer Schwestern sie beschrieb. Sie besaß jedoch von Anfang an einen »rebellischen Charakter«. Ihre katholische Mutter stammte aus Nordfrankreich. Der Vater, obgleich Amerikaner, hatte eine starke frankophone Ader; und er trat bei der Heirat zum Katholizismus über. Hector Jackson verwaltete – mit außerordentlichem Erfolg – im Auftrag von Banken bankrotte Farmen. (Es verwundert, dass Lauren Jackson nicht auf diese Farm-Erfahrung verweist, wenn sie von ihrer Fähigkeit spricht, am »Waldensee« zu überleben.)

Die behütete, gutbürgerliche Kindheit und Jugend von Lauren endete, als sie mit siebzehn oder achtzehn Jahren den Erfolgsdruck der Eltern nicht mehr ertrug und ein Vagabundenleben begann. Gelegentlich landete sie sogar in Nordafrika, wo sie

sich einer Widerstandsgruppe des Freien Frankreichs anschloss. Als die Gruppe erfolgreich einen Helden des Widerstandes und dessen Frau, das Ehepaar Boursac, durchschleuste, flog die Gruppe auf. Ihr Anführer, Frenzy Reclus, kam ums Leben. Die überlebenden Mitglieder der Gruppe verstreuten sich. Lauren zog weiter und kam Anfang der 1940er Jahre ohne einen Cent in der Tasche im Hafen von Santo Tomás an. Sie lebte im Hafenviertel, dem besagten »barrio americano«, von Prostitution und wurde bald zur stadtbekanntesten »prostituta precioso«, wie sie sich selbst bezeichnete.

An das einzige, inzwischen verschollene Foto von Lauren aus jener Zeit erinnert sich Henríquez:

»[Es] zeigt eine schlanke weiße Frau mit zierlicher Taille und etwas breiteren Schultern, die im Gesicht ihre Weiblichkeit nicht weniger betont als ihr Selbstbewußtsein, das herausfordernd, aber nicht vamphaft wirkt, ja einen Zug ins Spielerisch-Kindliche kaum verbergen kann. Die schulterlangen blonden Locken sind nach hinten gekämmt, so dass sie den Blick auf die Mimik des Gesichts nicht stören. Halb zur Seite gewendet schaut die Frau aus den Augenwinkeln in die Kamera; der Betrachter fühlt sich von ihr beobachtet, nicht umgekehrt, aber es ist kein unangenehmes Gefühl. Unvermeidlich die Zigarette im Mundwinkel« (S. 34).

An diese Beschreibung anschließend bemerkt der spätere Lebensgefährte von Lauren Jackson, Ernest Younger, in seinem Nachwort zu ihren Tagebüchern:

»Als ich sie [Lauren Jackson] im Frühjahr 1960 zum ersten Mal sah, hätte ich sie anhand dieser Beschreibung [von Henríquez] nicht erkannt: Wirrzottiges staubgraues Haar verdeckte ihr Gesicht. Bekleidet mit Tüchern, glich sie einem indischen Weisen. Sie sagte nicht ›hello‹, sondern: ›You eat ´em, too?‹ Da ich mich nie wundere, gab ich gleichmütig zurück: ›Nein, ich habe eine Sammlung.‹ – ›Welche Verschwendung an Proteinen!‹ Dann sprachen wir über die Art, auf deren Spur ich

war, und über meine Leidenschaft für die Tiere, die sie gerne und guten Gewissens aß, weil sie die Gattung der Lebewesen bildeten, der sie sich am wenigstens verwandt fühlte.

Es war der Klang ihrer Stimme, der mich sofort gefangen nahm. Sanft und bestimmt wie Henríquez' Beschreibung ihres Äußeren. Sie strich die Haare zur Seite und gab mir den Blick frei auf ein aristokratisches Lächeln, das ich in meinen Romanen nur den besten der Männer zubillige.

Das Haus, das sie gebaut hatte, war eine sonderbare Mischung aus amerikanischem Pionier-Stil (Veranda!) und Indio-Bescheidenheit. Sehr karg eingerichtet, aber – soweit es die Umstände zuließen – sauber und aufgeräumt. Außer ein paar Haushaltsgegenstände wie Töpfe, Kellen und Teller war alles das Werk ihrer Hände Arbeit – Schlafstätte, Esstisch, drei Stühle, Feuerstelle, sowie der einzige Luxusgegenstand: ein Schaukelstuhl. Die Schreibecke mit den Büchern wirkte nicht deplaziert. Insgesamt hat sie für die drei Jahre weniger Geld aufwenden müssen, als ein ›Normaler‹ wie ich in drei Monaten verbrauchte. Von Annes Geld, das sie mitbrachte, hat sie kaum genommen, da sie fast ihre gesamten Ausgaben durch den Verkauf von Gemüse wieder hereinbekam.

Lauren ernährte sich in der Tat hauptsächlich biblisch von ›Heuschrecken und wildem Honig‹. Ich kann nicht sagen, dass sie mich zum Konvertiten gemacht hat, aber es gibt schmackhafte Insekten. Zum Ameisen-Experiment bleibt jedoch anzumerken, dass diese Tiere sauer sind. Nur die Eier der Ameisen sind genießbar.

Später in New York haben wir manches Mal unsere Gäste mit köstlichen Leckerbissen überrascht – die einigen, nach genußvollem Verzehr, bei Erläuterung der Herkunft wieder hochkamen. Das waren diejenigen, die ihr Selbst nicht gegen die Gesellschaft genügend gewappnet hatten. Ich erinnere mich, schmunzelnd, an das göttliche Gekotze von Paul [Goodman]. Der Neugier des Lesers will ich nur eins nachgeben: Die Eifersucht, die Lauren in ihren Tagebuchnotizen so sehr beschäftigt, plagte sie nur bezogen auf ihre weiblichen Geliebten, eine Eifersucht, die sie nie überwand. Männer konnte sie teilen.

Und ich musste sie teilen. Der Rest ist nicht gerade Schweigen – aber was soll ich noch sagen? Es waren schöne Jahre, Lauren. Und bisweilen mache ich mir, zur Erinnerung, gegrillte Heuschrecken mit Zitrone oder Ketchup. Mögen diese Zeiten nicht dem Schmutz des Parteiengezänks anheimfallen, sondern möge ihnen dies beschieden sein: ein reines Interesse an der Person, die in jeder Zeile, auch der theoretischsten, hervorscheint« (in: Waldern III, S. 237f).

1944 arbeitete Anne unter ihrem männlichen Pseudonym Alexandre Petian in dem »Café americano al Fabio«. Es war kein ausschließlich vornehmes Etablissement, sondern eher ein Treffpunkt für wichtige Leute – wichtig auf politischem, finanziellem oder geistigem Gebiet. Der Besitzer, Rafael Fabio, fungierte als Mittler zwischen Politik und freiem, auch illegalem Handel, sowie Politik und intellektueller Freiheit. Fabios Café war der Ort, um Kontakte nach »oben« und nach »unten« zu knüpfen oder um sich die ausgefallensten »Waren« zu beschaffen, einschließlich Regierungsposten oder Publikationsgenehmigungen. Fabio war auf Alexandre aufmerksam geworden durch einen Ruf der absoluten Verschwiegenheit.

Lauren Jackson und Rafael Fabio waren so etwas wie indirekte Geschäftspartner. Nicht, dass Fabio den Zuhälter machte. Er sondierte Kunden vor und gab Lauren eher versteckte Hinweise, während Lauren einen Teil ihrer Einnahmen an den Roulette-Tischen verspielte.

In dem kleinen Pamphlet »I Remember ARC«, einer der besten Quellen zu Chéries Jugendjahren, berichtet Jackson, wie sie in den Bann von Alexandre/Anne geriet:

»Leute zu beobachten, war mein Beruf. Sicherlich achtete ich nicht speziell auf das Personal des Cafés; aber da ich dort fast täglich ein und aus ging, konnte es nicht anders sein, als dass ich Fabios Personal einschätzen lernte. Alexandre fiel mir in mehrfacher Hinsicht auf: Trotz seiner Jugend – wir schätzten ihn auf achtzehn oder neunzehn – und seiner relativ untergeordneten Stellung entwickelte er mit der Zeit ungewöhnli-

che Autorität. Ich selbst habe einmal mit bekommen, wie Alexandre den Rausschmiss eines Gastes anordnete, obwohl ihm das nicht zustand und überdies Fabio dem Personal diesen Gast ausdrücklich ans Herz gelegt hatte. Zur Rede gestellt, antwortete Alexandre kurz, es handele sich um einen hochstapelnden Taschendieb; was sich ein paar Tage später auch als richtig erwies. Von da an gab selbst Fabio etwas auf Alexandres Meinung. Dann fiel mir an Alexandre neben der Härte, die alle negativ vermerkten, ein weiblicher Zug im Gesicht auf, und ich vermutete in ihm einen angehenden Transvestiten. Schließlich konnte ich mit ihm französisch sprechen, was mir sehr gefiel. Es war kein reines Französisch; aber doch mehr als Kreolen-Kauderwelsch. Die Spanier hielten Alexandre für verschlossen und asozial, weil er nicht die derben Späße der Machos mitmachte, nicht stritt und feilschte und klatschte. Aber angesichts meiner distinguierten Kinderstube gab die zurückhaltende Verbindlichkeit einer französischen Unterhaltung mit Alexandre mir ein heimisches Gefühl.

Eines Tages kam ich noch sehr spät, kurz vor Lokalschluss um 2Uhr morgens ins Café. Ich war sehr deprimiert. Um mit einem widerlichen, nur begrenzt wichtigen amerikanischen Geschäftsmann nicht ins Bett zu müssen, hatte ich mit Fabio die Erpresser-Nummer abgesprochen. Fabio schickte einen Mann ins Hotel, der den Freier ansprach, als kenne er ihn aus der Heimatstadt, ob er ihm nicht seine reizende Begleitung vorstellen wolle und so weiter. Der Freier verstand den Wink, geleitete mich zu meinem Zimmer, ging zurück in die Lobby, bezahlte Fabios Mann und verschwand. Auf dem Weg ins Hotel hatte sich jedoch unprogrammgemäß ein recht ernstes Gespräch entwickelt, und ich hatte Mitleid mit dem Freier. Aber es gab keinen Weg mehr, den Lauf der Dinge aufzuhalten. Niedergeschlagen kam ich ins Café zurück. Die, die mich kannten, riefen mir etwas zu, woraus hervorging, dass sie von meinem Gemütszustand nichts ahnten. Alexandre allerdings brachte mir wortlos meinen Lieblingsdrink, den ›Havanna Special‹, wartete, bis ich mich gesetzt hatte, und fragte dann französisch: ›Madame, kann ich Ihnen irgendetwas behilflich

sein?« In diesem Moment wusste ich, dass ich einen Freund hatte in dieser gottverdammten verfuckten Stadt.

»Ja«, antwortete ich langsam, auch auf französisch. »Ich weiß, dass Sie bald frei haben und sicher müde sein werden. Aber ich würde gern noch ein wenig mit Ihnen plaudern, irgendwo. Ich meine, wo es ruhiger ist. Vielleicht bei mir zu Hause?« Das erste Mal seit vielen Jahren hatte ich »zu Hause« gesagt, als wenn ich die kommenden Ereignisse vorhergesehen hätte. Alexandre machte die Andeutung einer Verbeugung und sagte: »Madame, seit 2 Minuten bin ich frei und stehe Ihnen zur Verfügung.« Den karibischen Spaniern mag diese Ausdrucksweise förmlich, ja in bestimmten Situationen unhöflich erscheinen. Aber ich war froh drum, und ich spürte auch die hinter den Worten liegende respektvolle Sympathie.

Vor dem Café fragte Alexandre wie selbstverständlich: »In welchem Wagen wünschen Madame gefahren zu werden?« Er deutete auf die Autos der letzten Gäste. Ich wählte einen schlichten dunkelblauen '44er Chevy Sports. Beim Hotel angekommen, rief Alexandre mit verstellter Stimme im Café an, gab sich als Inspektor aus und informierte Fabio, man habe in der Avenida Columbus, Ecke Calle Trujillo, einen Wagen gefunden, der wohl einem seiner Gäste gehöre; Fabio sollte mal nachfragen und jemanden zum Holen schicken, es stehe momentan kein Beamter dafür zur Verfügung. Zu mir sagte er: »Wir wollen doch nichts stehlen, oder?«

Mein gediegenes Appartement beeindruckte Alexandre sichtbar. Ich zeigte ihm das luxuriöse Bad und sagte: »Wollen Sie sich vielleicht ein wenig frisch machen, während ich uns einen Drink mixe?«

Als Alexandre aus dem Bad kam, war es an mir, erstaunt zu sein. Vor mir stand ein junges, sehr hübsches Mädchen; auf fünfzehn hätte ich sie nicht geschätzt, aber auf sechzehn oder siebzehn. Sie hatte das stramme Tuch, das ihren Busen flach hielt, unter dem Hemd ausgezogen und den zusammenge wurstelten Strumpf, der in der Hose den Abdruck eines Schwanzes imitierte, herausgenommen. Ihr Gesicht war nun ganz gelöst. »Ich heiße Anne«, sagte sie lachend und setzte

sich. Sie stellte mir ein paar taktvolle Fragen, die mir die Gelegenheit gaben, mich auszuheulen. Es dauerte, bis ich den Dreh kriegte, auch Anne Fragen zu stellen. Doch ich gelangte nicht weit, weil ihr – ich weiß nicht mehr aufgrund welcher Frage – die Tränen kamen. Um sie zu trösten, nahm ich sie in die Arme... aber es wurde mehr: mein größtes erotisches Abenteuer und die tiefste menschliche Beziehung meines Lebens« (I Remeber ARC, S. 55ff).

Da sich Chérie nie zu ihrer Biographie äußerte, wissen wir nicht, wie sie diese erste Begegnung mit Lauren Jackson erlebt, was sie gefühlt hat. Niño meint:

»Nein, ich glaube nicht, dass sich Anne bewusst schon vorher in Lauren verliebt hatte, vielleicht ungewollt. Aber dann war es wie ein Wunder. Anne blühte auf. In ihr war ein Feuer entzündet worden, das nie wieder verlöschte, das Feuer göttlicher Liebe. Ich bin sehr stolz darauf, dass sie nie ein schlechtes Gewissen hatte, woran ich, glaube ich, auch einen Verdienst habe. Schlechtes Gewissen nicht zu züchten, habe ich mir zur pädagogischen Aufgabe gemacht, denn es ist der Nährboden des Teufels« (S. 32).

Seine Antwort auf die Rückfrage, ob der denn nicht aus religiösen Gründen gegen lesbische Liebe etwas einzuwenden gehabt hätte, und wie er solche Liebe, die Thomas von Aquin als »sündig« klassifiziert habe, als »göttlich« bezeichnen könne, zeigt viel von jenem »katholischen Anarchismus« (Barbarojo), der Anne R. Chéries Politik so stark kennzeichnete:

»Das Leben selbst ist sündig. Nichts ist von der Sünde verschont. Aber Thomas lehrte in Anlehnung an Augustins Kritik am Manichäertum, an dem Gedanken, aus der Sündhaftigkeit des Lebens eine Lebensverneinung schließen zu dürfen, – Thomas lehrte, das sündige Leben auch anzunehmen, denn das Leben ist das Medium, in welchem gute Taten möglich sind, die die Gnade nicht erzwingen, aber erst möglich und

verdient machen. Ein sündenfreies Leben hat Thomas nie gefordert, nur das Gebet, das nach Verzeihung ruft. Vor allem aber lehrte Thomas als Aristoteliker, dass die gute Tat von der Lust, der Befriedigung begleitet wird. Darum kann eine Tat, die zwar nicht um der Lust willen begangen werden darf – das ist ein Widersinn, jede Tat wird um ihrer selbst willen getan und die Lust ist nur das Zeichen ihrer Erfüllung; um der Lust willen Getanes führt nicht zur Lust, sondern zur Unlust – eine Tat also, die von Lust begleitet wird, kann darum nie im speziellen Sinne sündig sein. Liebe, auch perverse Liebe, ist immer göttlicher als der Hass oder die Gleichgültigkeit, die Folgen sind, wenn man sich Handlungen der Liebe versagt« (S. 53f).

Wenn wir auch nicht wissen, was im einzelnen Niño seinen Schützling lehrte und wie Anne Niños Lehren aufnahm, so zeigt diese Passage doch, in welchem Geist Niño gelehrt haben muß und wie er dadurch Chéries Entwicklung vorbereitete.

In dem Tagebuch von Lauren Jackson finden sich jedoch auch diese Notizen, die das Establishment der heutigen Tomasischen Republik besonders empört haben:

»Der Geruch, die Erinnerung – – & als ich das erste Mal in Annes und Niños movada war – nach unserer ersten Nacht, die ich noch spürte, überall, Niño begrüßte mich schüchtern und verlegen – der Blick in die Ecke der Bücher – es war wie heimkommen. & der blinde Niño legte Holz nach und kochte uns einen herrlichen »sanchocho«. [...] Erst viel später begriff ich, dass viele homosexuelle Beziehungen nicht nur an äußerem Druck, sondern auch von innen an beißendem Gewissen scheitern. (Das beißende Gewissen wird oft – fälschlich – das schlechte Gewissen genannt.) Anne hatte viel esmero, aber nie hat sie einen Gedanken daran verschwendet, ob eine Beziehung, die von beiden Menschen gewollt wurde und die niemandem Schaden zufügte, etwa unmoralisch sein könnte. Und das von einem Mädchen, das von einem evangelisch aufgewachsenen & zum Katholizismus übergetretenen Theologie-

Professor erzogen wurde! Ich frage mich nicht nur, woher Niño die Festigkeit in moralischen Fragen hernahm, die allem widerspricht, was man für ›katholisch‹ hält, sondern auch die Kraft, seine Überzeugungen aufrechtzuerhalten.

Lange war er dem Druck der Gesellschaft nicht ausgesetzt. Als er sich zum Leben am Rande der Stadt als vago entschloss, war er vielfältigen Pressionen ausgesetzt, aber keiner theologischen Aufsicht. Gut, also musste er dort keine Festigkeit beweisen.

& dennoch bleibt es sein Verdienst, Anne, das Waisenmädchen, absolut nonkonformistisch erzogen zu haben. [...] & Niño? Wie war es, als wir uns kennen lernten? ›Und nun stehe ich wieder vor einem jener Geständnisse, bei denen ich im voraus von der Ungläubigkeit der Leser überzeugt bin...‹ (R[ousseau], Confessions]). Ich habe – bisher – nie darüber nachgedacht. Als mir vor ein paar Tagen der Gedankenblitz kam. Natürlich sind wir alle davon ausgegangen, dass sie nie Sex miteinander hatten. Niño war unser Heiliger. Hat nicht vielmehr auch der Heilige ein Recht auf die Nacht! & jetzt denke ich, dass er das Recht der Ersten Nacht vielleicht doch wahrgenommen hat. Mit der ›esmero‹ des Lehrers.

Sie wusste, als wir uns erkannten, wo sie suchen musste. Ihr Mund, & ihre Zunge, & ihre Finger fanden mein Zentrum ohne Suche. & das kann nicht in der Theorie geübt worden sein.

Keinem anderen als Niño traue ich dieses ›génie du coeu‹ zu. Ich bin nicht eifersüchtig auf Niño. & noch weniger verurteile ich den ›Inzest‹. Ich bin ihm dankbar.

Wenn Anne & Niño miteinander geschlafen haben sollten, war dies ebenso sehr Inzest wie ehelicher Verkehr. Schließlich war Anne nicht nur seine Tochter, sondern auch seine Frau, die für ihn sorgte. & so war ihr ganzes Leben: ungesetzlich & doch recht« (Walden III, S. 172f, 182f, 192f).

Die Liebe zwischen Anne R. Chérie – das »R.« hatte Lauren eingefügt, um lautmalerisch den Klang von »Anarchie« zu erzeugen, ein Wort, das ihrer Meinung nach Anne besonders gut charakterisierte – und Lauren Jackson gestaltete sich nach den ersten Wo-

first time always is like a miracle
when I first held her in my arms
to console her the following night. No
thought of sex. just I had realized that
the young man I had been going to
be good for myself was an accomplice
yet. The circumstances had no sexual
implications - I was not to be surprised
as to pass the combined experience
woman's world (but she doesn't). I was
her body. Suddenly more: ~~with her~~

~~one I wanted to be her day like
I would with myself.~~ with her
without her
at the very day
should be named
"No". She always

look the He. Day with her. I was happy
first. Then the day was but leaves and
down now in the day before then I was
not with her; she did not take me
with her ~~computer~~. I was number.
I stand in my ~~way~~.

my hand slowly moving down at her face as

Ein Faksimile aus Jacksons Tagebuch
(die auf Seite 46 wiedergegebene Eintragung
»Ich folgte mit selbst«)

chen der Leidenschaft keineswegs einfach und harmonisch. Lauren war eifersüchtig; zuerst auf Niño und dann auf jeden Mann, mit dem Anne mehr als ein paar Worte sprach. Zu einem Eklat kam es, als sich Anne durch Lauren zur Prostitution gedrängt fühlte. Für mehr als ein halbes Jahr brach sie jeden Kontakt zu Lauren ab. In ihrer »Erinnerung« schreibt Jackson, dass sie wohl gedacht habe, sie könne Anne ein für alle Mal die Männer verleiden, wenn sie sie zur Prostitution brächte. Wahrscheinlich war allerdings Jacksons Eifersucht völlig unbegründet. Niño jedenfalls behauptet mit Überzeugung: »Natürlich war sie [Anne] treu. Sie hat nie einen anderen oder eine andere angefaßt« (S. 32). Schließlich kam das Paar wieder zusammen, doch friedlich ging es selten zu. Pedro Donoso (vgl. Kap. 5) berichtet: »Es war immer das Gleiche: Lauren machte eine Eifersuchtsszene oder die ›Prinzessin‹ [Donosos Kosename für Chérie] zankte um Kleinigkeiten« (in: Henríquez, S. 186). Es war, als müsse Lauren »ihr berufliches Eifersuchts-Verbot und Anne ihre selbstauferlegte Gefühls-Disziplin« kompensieren (Hombueno 1963, S. 11). Niño gibt eine religiöse Interpretation:

»Der Streit ist die Erbsünde. Menschliche Liebe kann den Streit nicht aus der Welt schaffen, aber überwinden, so dass er nicht mehr trennend zwischen Menschen steht. Das Werkzeug [instrumento] ist die Sexualität. Nur göttliche Liebe vermag mehr« (S. 34).

Als Chérie in den 1950er Jahren Kontakt zu dem Kreis um Gatablanco, den »Aficionados al Libertad« (vgl. Kap. 7), knüpfte und auch freundschaftlichen Umgang mit den weiblichen Mitgliedern des Kreises pflegte, steigerte sich Laurens Eifersucht ins Unermessliche. Schließlich verschwand sie 1959. Chérie hat sie von ihrer Organisation »La Red« (vgl. Kap. 6) suchen lassen und als Regierungschefin in einer internationalen Pressekonferenz 1961 sogar öffentlich gefleht: »Bitte, Lauren, komm zurück. Ich liebe dich«. Obwohl diese Aufforderung in Lateinamerika eine breite, wenn auch ausschließlich negative Publizität erreichte, drang sie nicht bis nach Kanada durch, wo sich Lauren Jackson

aufhielt. Sie erfuhr von Annes ungewöhnlicher Liebeserklärung erst nach dem Mordanschlag. Sie machte sich sofort auf den Weg, kam noch rechtzeitig zu der offiziellen Beerdigung an und legte unter Tränen einen Kranz an das Grab. Auf den Bändern stand in Englisch, Französisch und Spanisch: »Ich liebe dich, Anne«.

Die ganze Tragik der Beziehung zwischen den Frauen spiegelt sich in einer kurzen Tagebuchnotiz von Lauren:

»Ich folgte mir selbst. – Einst wollte ich ihr Hund sein, um stets bei ihr sein zu können, ohne im Weg zu sein. Der Hund sollte ›míc heißen. Sie nahm den Hund ›míc überall hin mit. Ich war glücklich zuerst. Dann hieß der Hund allerdings Lauren & ›míc gab es nicht mehr. Also war ich auch nicht mehr bei ihr, sie nahm mich nicht überall hin mit, ich war nirgendwo. Ich war mir im Weg« (Walden III, S. 165).

Auch die folgende Stelle bezieht sich wohl auf die Erfahrung mit Anne R. Chérie:

»Der Teufel schenkte mir mein Zentrum [Jacksons Euphemismus für Klitoris]. Es wäre ›négligemment‹, ein Geschenk zurückzuweisen. & es würde die Idee des Schenkens entweihen, würde ich die Qualität des Geschenks an meinem Urteil über den Schenkenden messen. Also nehme ich es an und freue mich daran. Die Freude aber ist ein Ding Gottes – so beschenkte der Teufel Gott.

Es geht teuflisch zu im Himmel: Selbst der Protest gegen die Religion orientiert sich am Gesetz Gottes.

Es geht himmlisch zu in der Hölle: Selbst das idéal der Ausschweifung orientiert sich am – Puritanismus« (S. 180f)

Eine eher kryptische Form der Verarbeitung der Problematik ihrer Liebe enthält eine andere Notiz:

»Das Scheitern meiner eigenen Liebe politisch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen erklären zu wollen, klänge bil-

lig. Schon in diesem Zugeständnis liegt die Anerkennung der schlechten Moral, die die Fehler des Ganzen dem Individuum anlastet. Dennoch ist dieses Zugeständnis nötig, denn die Verneinung der falschen Moral führt nicht zur richtigen, vielmehr zur Zerstörung der Moral, die die Gesellschaft je nach Opportunität selbst befiehlt. Nur wer sich gegen die objektiven Möglichkeiten verantwortlich fühlt, erwirkt das Anrecht, dass seine Fehler mit den objektiven Bedingungen entschuldigt werden. Scheitern ist Gelingen. – Aber vielleicht ist meine Liebe gar nicht gescheitert? Oder vielmehr: Im Scheitern ist sie gelungen« (Walden III, S. 182).

Wie unglücklich stark die Beziehung jedoch trotz aller Schattenseiten nachwirkte, lässt sich an dieser Tagebuchstelle erkennen:

Du sollst Dir (k)ein Bild machen. – Pablo [Hombueno, vgl. Kap 7] predigte uns, dort würdest Du geliebt, wo Du schwach sein dürftest, ohne eine Reaktion der Macht herauszufordern. Vielleicht ist es auch umgekehrt. Echte Liebe muss Macht & Stärke aushalten, ohne sie durch Schwäche zerstören zu wollen. Anne war zu stark für mich, ich konnte ihrer Macht nicht widerstehen, wollte sie mit Ressentiment in Schwäche wandeln. & jetzt sitze ich hier nach langer Irrfahrt, sitze in der ›solitude‹ & habe das Bild von ihr in mir. & immer noch zu stark, doch ich kann es nicht ablehnen – – Sie kommt, schaut mich an. Sanft drückt sie mich auf den Boden. Ich fühle den kühlen Stein. Sie beugt sich über mich. Küsst mich. Ihre Hand gleitet über mein Gesicht, weiter hinunter zum Busen. Kurzes Zögern. Sie zerreißt mein Hemd. Ich liege da, entspanne mich. Lausche. Anne zieht mich aus. Zieht sich aus. Sie kniet über mir. Ihre ›rayon de miel‹ berührt meinen Schenkel. Sie lässt sie über mein Bein gleiten. Ich fühle, wie sie feucht wird. Ich werde feucht. Anne kommt höher, lässt ihre ›rayon‹ über meinen Bauch kreisen, über meinen Busen. Noch höher. Zum ersten Mal greife ich ein. Meine Hände gleiten über ihre Bein hinauf zu ihrem Po. Ich drücke ihn sanft nach vorn. Ich hebe

den Kopf. Mit der Zunge suche ich ihr Zentrum. Anne stöhnt. Sie dreht sich um und beugt sich über meine »rayon«. Wie ich Dich liebe Anne. Wie konnte ich nur weggehen von Dir. Aber jetzt habe ich Dich für mich, ganz für mich. Wenn ich auch nur eine »efigie« von Dir habe« (Walden III, S. 164).

Aber letztlich ist sie sich sicher, dass es zu der Trennung keine Alternative gegeben hat:

»Nicht genug für dich. – Ich komme mir so feige vor, wenn ich daran denke, für was Anne kämpfte, kämpft. (Ich weiß, sie kämpft weiter ohne mich.) In diesem Augenblick. Was tut sie wohl? Eine Welt ohne staatliche Gewalt, & ohne staatliche Ungerechtigkeit, & ohne durch den Staat erzeugte Armut. & eine Welt, in der die Menschen Menschen sein können, & in der sie ihre Kräfte für den Aufbau anstatt für Zerstörung & Ausbeutung vergeuden [waste].

Warum widmet sich die eine ganz einer solchen Sache & die andere – ich – nur dem eigenen Glück? Das dann doch nicht gelingt, weil ich mich von ihr trennen musste! – musste? Andererseits: Was ist das für ein Kampf ums gute Leben, wenn Du dabei selbst draufgehst? & warum für das Glück der anderen eintreten, wenn Du selbst unglücklich bist? & was ist unser Zentrum? [...]

Manchmal dachte ich, der Streit sei dazu da, um den Sex schön zu halten – immer wieder die Aufgabe der Überwindung. Aber dann wurde er stärker als unser Zentrum« (Walden III, S. 190, 194).

Zu den abstoßendsten Entwicklungen nach Anne R. Chéries Ermordung gehört der Versuch bestimmter offizieller Kreise der Tomasischen Republik, eine Heiligen-Legende um Chéries Leben zu spinnen, in der ihre Härte und ihr Egoismus gegenüber den Mitmenschen und ihre Streitsucht gegenüber Lauren keinen Platz haben; ja, die lesbische Liebe zu Lauren wird im ganzen verschwiegen. Man bekommt den Eindruck, dass manch einem heutigen Cherieisten es lieber wäre, wäre Anne ein Alexandre Pe-

tian II geblieben. Sie war aber kein Mann und keine Jungfrau, und sie war nicht der »Engel der Armen« (Jauve).

Lauren Jackson gelangte 1960 nach Kanada, wo sie das Tagebuch schrieb, aus dem ich viele Passagen zitiere.

In Kanada – sie hauste in der Einsamekit der Wälder an einem See, den sie »Waldensee« nannte – lernte sie Ernest Younger kennen, der bis zu ihrem Tod 1988 ihr Lebensgefährte blieb. Außerdem traf sie Paul Goodman, dessen Bruder, der Architekt Percival, für Chérie gearbeitet hatte (Entwurf der berühmten, in den revolutionären Kämpfen von 1961 zerstörten und 1974 als Museum rekonstruierten »Chérie-Villa«, sowie Entwurf einer Musterstadt, die Chérie mit der von »La Red« finanzierten Baugenossenschaft in dem Stadtviertel »barrio nuevo« von Santo Tomás verwirklichte).

Auf Dauer war das Leben in den Wäldern für Lauren jedoch so unerträglich wie für ihr Vorbild, Henry David Thoreau. In ihrem Tagebuch findet sich folgende Eintragung:

»Magen verdorben! Die Einsamkeit verstärkt alles: Das Glück wie das Unglück. & den Schmerz. Niemand da zum Beklagen, zur ›vejación‹, zum – Teilen. Warum nicht gleich sterben? [...]

Lieber noch wollen wir das individuelle Unglück als anthropologische Bedingung oder eigenes Versagen interpretieren, als zuzugeben, wie stark wir von der Gesellschaft uns geprägt sein lassen. Zwar sehen wir uns gern als Opfer, aber dennoch müssen wir unsere Gefühle und Reaktionen als eigenes bewahren auch unter dem Preis der Selbstaufgabe. Auf diese Weise übersetzt sich der gesellschaftliche Druck in individuelles Handeln und verdoppelt sich (›verdoppeln‹ – oh! dieses verflochtene Wort von Gat[ablanco, vgl. Kap. 7], wie ich es hasse und mich doch immer wieder ertappe, dass ich es gebrauche). Der Gesellschaft ist dann alles möglich und die Opfer, die Mitglieder der Gesellschaft, sind schuldig – in ihren eigenen Augen. Und wie passe ich dahinein? Jetzt hier am Waldensee? Totale Form der Vergesellschaftung: Die falsche Gesellschaft ist mir völlig internalisiert. [...]

Meine Fragen beantworten sich von selbst. Ich beantworte meine Fragen selbst. Solitude & presumido, Nachwirkung einer Gesellschaft, die Zweifel für verwerflich hält, Zugeständnis an eine Umgebung, die den Zweifel nicht kennt & ihn ignoriert. Die Natur spricht nicht meine Sprache. Aber ich spreche ihre Sprache noch. [...]

Du sollst Dir (k)ein Bild machen. – An der ›solitude‹ ist nicht die Abwesenheit der Anderen das Übel, sondern die Art ihrer Anwesenheit. Sie werden völlig als die eigene Projektion vereinnahmt. In dieser Projektion liegt die äußerste Form von Entfremdung. Die Ruhe des Eremiten ist nur die Scham über die Unvermeidlichkeit der Vergewaltigung. Nach der Vergewaltigung hat der Täter kein Opfer mehr, sondern nur noch die Leere des eigenen Angesichts, vor dem er erschauert. Das Tao ist die Welt als die Projektion des Ich ohne jede soziale Affizierung. Die Natur reicht nicht. Gott reicht nicht. Der Andere ist unersetzbar« (Walden III, S. 165,194, 200).

Auch das politische Engagement, das gewissermaßen sich zwischen sie und ihre Geliebte geschoben hatte, wollte sie auf Dauer doch nicht mehr missen:

»Quod erat demonstrandum. – Lese ›Helios City‹, das neueste Werk von Ernest Younger. Ich fühle eine starke Verwandtschaft mit seinem (Anti-)Helden Theo Wadorn. In einer Welt, die sich in zwei feindliche Lager spaltet, deren eines wohl zweifellos das schlechte und das andere das gute ist, versucht Wadorn, dem Guten zu dienen. Doch das Gute muss sich im Kampf der Mittel des Bösen bedienen: Taktik & Strategie & Freunde verraten, um das höhere Ziel zu wahren, & Waffengewalt, & Unschuldige opfern. Ihm bleibt die Demission. & dennoch protestiert alles in mir dagegen, dies hinzunehmen, & mich zu identifizieren. Das erst wäre dann Resignation. Ernest pflegt das ›Pathos der Distanz‹ [Deutsch im Original]; mich jedoch, / / — denke, bekommt die Welt zurück« (Walden III, S. 191f).

Ab 1963/64 engagierte sich Lauren Jackson in den USA dann tatsächlich politisch. An der Seite von Goodman, dem Mentor der Jugendrevolte, stritt sie gegen Vietnamkrieg, Imperialismus, kulturelle Unterdrückung und für Selbstverwirklichung, Frieden und Gerechtigkeit. Über ihre Zusammenarbeit mit Paul Goodman schrieb sie in einem Nachruf:

»Pauls politisches Engagement hervorzuheben, seine Rolle im Kampf gegen den Krieg, heißt ihn unterzubewerten. Die Zeit, in der seine politische Philosophie verstanden werden wird, muss erst noch kommen. Ich für meinen Teil habe nicht mit ihm zusammengearbeitet, weil er die gleiche ›Linie‹ wie ich vertrat (was er nicht tat), sondern weil ich seinen Rat, seine Analysen, seine intellektuellen Fähigkeiten brauchte, um selbst Orientierung zu finden. Wir müssen eine Koalition der Denkenden formen in dieser Zeit der Dummheit, jenseits aller Differenzen. Wer seine Meinung teilte, aber sie nicht begründen konnte – solch ein Mitstreiter war für Paul eher eine Belastung. Das habe ich von ihm gelernt« (Paul, I Miss You, in: Berkely Bab Nr. 13, 1972).

Interessant ist auch Jacksons Nachruf auf Herbert Marcuse, als Marxist Paul Goodmans Antagonist in der Protestbewegung. Gegen Ende dieses durchweg positiv gehaltenen Portraits schrieb sie:

»Wer meine zum Teil lautstarken Auseinandersetzungen mit den Marcusianern in der Bewegung kennt, wird verwundert sein, dass ich nur Gutes über Herbert sage. Dies ist bestimmt kein Zugeständnis an konformistische Pietät einem Toten gegenüber. Vielmehr glaube ich, dass nur eine philosophisch geführte Revolution irgendeinen Segen haben kann. Das ist die Weisheit Platons. Und letztlich ist es mir egal, welche Philosophie der Revolutionär verfolgt. Jedenfalls ist mir ein dummer Chérieist weit weniger lieb als ein kluger Marxist. Aber Dummheit und Klugkeit zeigen sich erst in der harten Auseinandersetzung. Und mit Herbert hat sich jede Ausein-

andersetzung gelohnt. Sein Denken war revolutionäre Praxis ohne Zwang, das Falsche tun zu müssen.« (On the Death of Herbert Marcuse, in: *The New Yorker*, 12/1978. Die letzte Wendung »Praxis ohne Zwang, das Falsche tun zu müssen« spielt auf Jacksons Nachwort zur Neuauflage von Youngers »Helios City« an; das Nachwort trägt den Titel »Action Doomed Doing the Wrong Thing«.)

Nach Goodmans Tod 1972 und nach dem Zusammenbruch des diffusen libertär-liberal-marxistischen Protestpotenzials widmete sie sich in Zusammenarbeit mit Murray Rothbard dem Aufbau des stärker theoretisch-prinzipientreu orientierten »Chérieist Movement«, einer Koalition von radikal liberalen »rechten« und anarchistischen »linken« Kräften. Ihr Interesse ging von kulturellen Fragen über zu harter Ökonomie: Wie sieht die Wirtschaft in einer freien Gesellschaft aus? Ihre Antwort widersprach den gängigen Thesen, die entweder auf Planwirtschaft oder auf eine staatlich kontrollierte Marktwirtschaft hinausliefen. Das Experiment in Tomasia, obwohl mit vielen Fehlern behaftet, führte sie an, um zu beweisen, dass erst die Zurückhaltung des Staates in wirtschaftlichen Angelegenheiten den Markt zu einer sozialen Einrichtung mache, während die Staatseingriffe immer zugunsten der Reichen und Mächtigen ausfallen würden. (Vgl. Lauren Jackson und Benjamino Barbarojo, *What Is Left? Building the Chérieist Economy*, San Francisco 1975.) – Das Übergewicht eher »rechter« (liberaler) Tradition bei den Chérieists führte Lauren in den 1980er Jahren zusammen mit Sam Niknock III zur Gründung des radikal anarchistischen »Movement of the Chérieist Left«.

Im Zusammenhang der »Chérieist Left« beschäftigte sie sich auch erstmals mit feministischen Themen. Ihr letzter Artikel, gemeinsam mit Hedy Hence, Wendy McRand und Voltairine Nichols verfasst, trägt den Titel »On Feminist Individualism. Against Fascist Feminism«. Darin heißt es:

»Wesentliches Kennzeichen faschistischer Ideologie ist es, eine Fassade der Natur zu errichten, hinter der die Natur unge-

hemmt durch Technik ersetzt wird. Diese Ideologie muss stark genug gemacht werden, dass selbst absolute Künstlichkeit als Naturvorgang interpretiert werden kann. Analog dazu geben feministische Utopien die perfekte Künstlichkeit umstandslos als absolute Natürlichkeit aus. Ob es sich um ›weibliches Träumen‹ oder um ›Ausrottung der Männer (und künstliche Fortpflanzung)‹, um ›weibliche Machtfremdheit‹ oder um ›weibliche Friedfertigkeit‹ handelt oder sonst um etwas angeblich ›Weiblich-Eigentliches‹, immer wird als deren natürliche Eigenheit suggeriert und utopisch für eine Grundlage zukünftiger Gesellschaft hergerichtet, was eigentlich auf die künstlich-gewaltsamen Eingriffe in den Körper der Frau zurückgeht« (in: Mother Earth 5/1988).

Im September 1988 starb Lauren Jackson 68jährig in der New Yorker Wohnung von Ernest Younger. – Der deutsch-amerikanische Marxist Herbert Morph nennt die Lektüre von »Walden III« ein »nostalgisches Erlebnis«. Und weiter:

»Die Verdienste von Lauren Jackson in der Protestbewegung der 1960er Jahre, unser gemeinsamer Kampf gegen den Vietnamkrieg und der letztendliche Sieg des gewaltlosen Protests über die gewaltige Militärmaschinerie sind unbestreitbar und bleiben unvergessen. Auch kann ich mich der feinen Reflexionen aus dem beschädigten Leben, an dem Jackson leidet, nicht entziehen: Sie berühren mich. Dennoch muss ich auf der Ebene philosophischer Auseinandersetzung anmerken, dass Jacksons Projekt einer Kritischen Theorie ohne Marx wenigstens die ›Theorie‹ vergißt, wenn nicht auch die ›Kritik‹. Thomas allein genügt eben nicht, so wenig wie Hegel allein« (in: Vanguard 3, 1990).

Die große Bedeutung, die Ernest Younger (*1898 †1991) für Lauren Jackson erlangte, und der Skandal um seine Herausgeberschaft ihrer Tagebücher lässt es mir sinnvoll erscheinen, diesen umstrittenen Autor kurz vorzustellen. Die folgende Skizze stützt sich weitgehend auf die Biographie von Murray Leonard

»Ernest Younger: Rightist Critic of American Imperialism« (1987).

Die amerikanische Geschichtsschreibung bezeichnet Younger als »intelligenten Faschisten«, der »Amerika mit Nazi-Propaganda überschüttete, Anti-Semitismus predigte und eine führende Stellung unter den Isolationisten einnahm« (Right/Cottan, American History 1921-1945, New York 1973, S. 18).

Politisch tat sich Younger zunächst als Redenschreiber des korporatistischen Politikers Charles A. Lindbergh und als konservativer Gegner des New Deal hervor. 1931 erschien sein Buch »Capitalism Is Doomed«. Die Botschaft lautete zusammengefasst: »Es gibt keine Märkte mehr zu erobern. Die blutigen Kriege der Dollar-Diplomatie, die das Leben der Amerikaner in Nicaragua, in der Tomasischen Republik usw. kostet, kündigen davon« (S. 14). Nicht nur die kleine Gruppe von US-Faschisten fühlte sich bestätigt, sondern Younger erhielt auch viel Beifall von Marxisten.

Die Reputation als Faschist hat Younger aber hauptsächlich seinem Buch »Fascism Coming In America« von 1936 zu verdanken. Er beschrieb darin den Sieg des Faschismus in Italien und Deutschland. Seine Analyse war sachlich und völlig distanziert-emotionslos. Er sagte für die USA ein proto-faschistisches Regime voraus, nämlich indem das New Deal – wirtschaftlich bereits faschistisch strukturiert – zur politischen Diktatur werde. »Faschismus« sei, so definierte er, »die formelle Erhaltung der Eigentumsrechte bei völliger staatlicher Kontrolle der Stabilität. Das Ziel ist die nicht-dynamische Wohlfahrt, gesichert durch den starken Nationalstaat. Diese Wohlfahrt erreicht weder die Diktatur des Proletariats noch das angebliche Gesetz der Individualrechte. Und nur solche Wohlfahrt kann den Krieg verhindern« (S. 210).

Diese Ausführungen wurden als Zustimmung verstanden, wohl weil der Autor keine eigene Bewertung vornahm. Später jedoch interpretierte Younger sein Werk als »reine Diagnose«. Diese Interpretation hat insoweit etwas für sich, als Younger ja Anfang der 1930er Jahre vehementer Gegner des New Deal gewe-

sen war, des gleichen New Deal, das er 1936 zum Träger des kommenden Faschismus erklärte.

Nach dem Angriff der Japaner auf Pearl Harbor gehörte Younger zu der Gruppe der Historiker und Literaten, die die These aufstellte, dass Roosevelt den Angriff gewollt, ja vielleicht sogar provoziert habe; zumindest aber habe Roosevelt von dem Angriff gewusst, die Truppen jedoch nicht gewarnt, um Stimmung für den Krieg zu machen. Das war nötig, denn 80% der Amerikaner lehnten die Kriegsbeteiligung ab, und Roosevelt war mit dem von den Isolationisten übernommenen Slogan »Keep Us Out Of the War« wiedergewählt worden. (Vgl. *The Other Side of Pearl Harbor*, in: *Human Events*, Mai 1943.)

An der Nachkriegsordnung kritisierte Younger, dass die Strukturen und Grenzen durch Gewalt geschaffen worden seien und: »Etwas, das die Gewalt geschaffen hat, kann nur durch fortgesetzte Gewalt aufrecht erhalten werden. So besehen werden wir nicht Frieden, sondern die Fortsetzung des Krieges zu erwarten haben« (*Peace is War*, 1946, S. 23). In dem als Sondernummer der erz-konservativen Zeitschrift »Human Events« publizierten Essay »Peace is War« von 1946 wandte er sich des weiteren gegen das »verheerende Ideal des US-Weltpolizisten« (S. 27) und sagte: »Die Hysterie des Kalten Krieges ist ebenso verhängnisvoll wie die Anti-Hitler-Hysterie, die uns den Krieg brachte. Die Frage lautet nicht, ob, sondern wann der Kalte zum Heißen Krieg wird« (S. 29). Am Schluss des Essays plädierte Younger für die Rückkehr zu den liberalen isolationistischen Idealen der Gründungsväter. Eine Auseinandersetzung mit seinen Vorkriegspositionen oder gar eine Distanzierung von pro-faschistisch klingenden Aussagen aus dem Krieg fand allerdings nicht statt. Jedoch war seine neue liberale Position ebenfalls derart weit von der politischen Normalität entfernt, dass selbst eine solche Distanzierung ihm nichts gebracht hätte.

Erst die Anti-Vietnamkriegs-Generation entdeckte Younger wieder – sowohl als den Kritiker des weltpolitischen Engagements der USA als auch als den Autor extrem individualistischer Abkehr von der Politik überhaupt. Seine beiden literarischen Hauptwerke »Helios City« (1958) und »Venator City Limits«

(1964) handeln davon, dass auch diejenigen, die auf der Seite des Guten kämpfen, korrumpiert werden. Unweigerlich stellt sich die Frage, ob man die Ideale verrät oder sich aus jeder (politischen) Praxis zurückzieht. Im Folgenden habe ich die wichtigsten Passagen aus Jacksons Tagebuch ausgewählt, die sich auf Ernest Younger beziehen:

»Mit Mr. Younger auf Insektenjagd. Obwohl er es nicht zugeben wollte, ich habe ihn, glaube ich, schockiert. Mit meinem wertvollen Fliegen-Frikasee zu eingelegten Motten und gebratenen Schmetterlingen. Er wusste erst nicht, was er aß und lobte das leicht verdauliche Zeug, das etwa wie Käseomelett schmecke. Ich weiß noch gar nicht, wie ich ihm danken soll, dass er soetwas mitmacht. Wird es einen weiteren Menschen geben, mit dem gut Insekten essen ist?

Er ist ein geheimnisvoller alter Mann, den ich zuerst vor ein paar Wochen traf, als er nach einer bestimmten Insektenart suchte, hier in der Gegend. Von Beruf »literati«.

Als ich ihn in seiner Sommerwohnung in der Stadt besuchte, war eine eigenartige Stimmung. Er hatte zwei alte Freunde zu Gast, darunter einen dubiosen Deutschen. Sehr konservativ, zynische Variante. Alte Schule – »désinvolture« –, die sich selbst nicht ganz ernst nimmt, um der Erfahrung vorzubeugen, von den anderen nicht ernst genommen zu werden. Ein absolut faszinierender Kontrast – zu meiner Einsiedelei, zu Anne und ihrer Bande. & doch erinnert Mr. Younger mich an sie. [...]

Dass die Liebe nur einmal sei, die Forderung der Treue, klingt ungerecht: Es gibt so viele Menschen, warum sollte man nicht ausprobieren dürfen? Nein, die Treue protestiert gegen den Zufall. & in unserer Gesellschaft ist Zufall nur ein anderer Name für Administration.

Ist es Untreue gegen Anne, was ich für Ernest [Younger] fühle? Ich glaube, ich habe ihre Zustimmung. Gut, dass ich sie nicht fragen kann. Erspart mir Enttäuschung. Schade, dass ich die Freude nicht mit ihr teilen kann. Aber das geht sowieso nicht. (Ich, Expertin für »envidia«, sollte das wissen!) Niño

hätte es – theoretisch – abgelehnt, wie er es ablehnte, dass ich Anne verließ (›Liebe gibt uns einen Platz in der Welt – einen, einmal & wenn wir den aufgeben, wandern wir ewig zwischen Winden. & an dem einen Platz müssen wir verharren & aushalten, komme, was da kommen mag‹, wie er mich belehrte), aber praktisch zustimmen... wie auch immer... [...]

Ernest [Younger] hat mich mit einem seiner Kollegen bekannt gemacht, einem nordamerikanischen ›literati‹ – ›enfant terrible‹ – aus den Vereinigten Staaten, Paul Goodman – ebenso Psychotherapeut & politischer Aktivist.

Wie klein die Welt ist: Seinen Bruder Persival kenne ich ganz gut, er hat die Villa von Anne entworfen und ebenso die Bauprojekte des ›barrio nuevo‹, in welchem Anne sich engagiert. Paul war sehr an allem interessiert, was ich über Anne erzählte, weil es seinen eigenen Ansichten ziemlich nahe kommt. Außerdem komme ich ihm ziemlich nahe. Er hat eine ganz andere sexuelle Offenheit, als ich sie kenne. Ernest ist etwas eifersüchtig, aber drängt mich, mit Paul etwas ›zu unternehmen‹, weil er wohl glaubt, dass ich nicht für die ›solitude‹ geboren bin. Ein verworrenes Spiel. Froh, wieder daheim zu sein. [...]

Wer ist Ernest Younger? Die unehrliche Art, wie auf der Party hinter seinem Rücken über seine rechte Vergangenheit geredet wurde, hat mich abgestoßen, ebenso hat mich der Gedanke erschreckt. Bis mich Paul [Goodman] mit dem zynischen Satz beruhigte, es sei kaum ehrenrühriger, von Hitler als von Stalin im Glauben an den staatlichen Messias enttäuscht worden zu sein. Wichtig sei die Form der Verarbeitung: Ernest habe zur Kritik gefunden, andere seien Demokraten geworden – Fortsetzung der Diktatur mit der Gewalt der Mehrheit.

Auch in anderer Hinsicht war die Party ›extraño‹. Der Junge, den Paul mitgebracht hatte, machte einen schüchternen Eindruck. Doch dann hat er mich heftig umworben. Paul wurde, wie ich dachte, eifersüchtig & fing an, mit dem Hund zu knutschen. Doch er sagte, er sei nicht eifersüchtig (obwohl er dies – trotz seiner Promiskuität – oft sei); ihn stoße nur das Par-

ty-Verhalten ab, Rollenspiel, Koketterie, ritualisierter Berührung, die sich selbst in ihrer Bedeutung aufhebe usw. – dies hat mich nachhaltiger beeindruckt als es die Eifersucht hätte. Nur Strategie? Oder ist etwas Wahres dran? Was tue ich jetzt mit den angefangenen Gefühlen?

Ich bin verwirrt & gehe zurück in meine ›solitude«. Die sozialen Verflechtungen sind so dicht, dass es nichts mehr nützt. Ich... nein, nein, es muss anders werden, ich bleibe standhaft. Niño wird mir helfen« (Walden III, S. 189, 193, 195 200).

der kuss

Trotz aller Leidenschaft vergaß Anne nicht, dass sie Verantwortung für einen Blinden hatte. Pünktlich kam sie morgens, um Niño zu seinem Platz auf dem Markt zu führen; abends holte sie ihn ab, bereitete für ihn Essen, berichtete ihm, was in der Zeitung stand, und setzte sogar ihre Latein-Stunden fort, indem sie aus der »Summa Theologica« vorlas und sich von Niño die Wortbedeutungen sagen und die grammatikalische Struktur erklären ließ. Jackson erwirkte bei dem verdutzten Fabio, dass »Alexandre Petian« nach einigen Tagen Abwesenheit als Anne R. Chérie neu eingestellt wurde.

Die Identität der neuen Angestellten Anne mit Alexandre konnte vor denen, die öfter im Café americano verkehrten, nicht verheimlicht werden, geschweige denn vor dem übrigen Personal. Dies führte zu Schwierigkeiten, die sich zunächst in dem recht harmlosen Terrain von Hänseleien abspielten. Fabio berichtet, wie Anne ein für allemal klar machte, dass man »es« bei ihr gar nicht erst versuchen brauchte:

»Also, da spielte sich folgendes ab. Wir hatten hier einen Vertreter der deutschen Nazi-Regierung, Gotthilf Geißler. 1944 befanden sich viele unserer Staaten formell schon im Kriegszustand mit Deutschland, aber dieser Deutsche war hier, um die dennoch nicht unterbrochenen wirtschaftlichen Kontakte zu pflegen. Keiner von uns mochte ihn. Aber Molina, der ja selbst auch so etwas wie ein Faschist war, tolerierte ihn und unterstützte insgeheim seine Mission. Nun, dieser Geißler frequentierte natürlich mein Café; und da nur Alexandre etwas Deutsch konnte, sagte ich ihm, er solle sich um Gotthilf kümmern. Nachdem aus Alexandre Anne geworden war, fühlte er sich bemüßigt, ihr nachzustellen. An einem Tag trieb er es

besonders arg. Während ich noch überlegte, ob ich Anne nicht erlösen sollte, indem ich ihr irgendeinen Auftrag gab, kam Lauren herein. Sie wollte Anne leichtweg begrüßen, da sie die Situation wohl noch nicht erfaßt hatte. Anne jedoch zog Lauren mit typischer Macho-Geste an sich, umarmte sie, ihre Hände glitten über Laurens Taille auf den Po, Lauren schmiegte sich verliebt an Anne, und beide begannen zu knutschen, sodass keine Fragen mehr offen blieben.«

Jackson, die in ihren »Erinnerungen« diese Passage aus dem von ihr selbst geführten Interview mit Fabio bringt, fügt hinzu: »Noch heute verspüre ich ein Kribbeln, wenn ich an diesen Kuss denke. Die Erde bebte« (I Remember ARC, S. 11).

Fabio schildert die Reaktion auf den Kuss (in: Jackson, I Remember ARC, S. 12f):

»Um sie herum wurde es mucksmäuschenstill. Alle Augen waren auf das Pärchen gerichtet. Da war Gotthilf, dem der Mund offen stand. Spucke rann aus seinem Mundwinkel über das Kinn und tropfte auf seinen Anzug. Die Spannung zwischen Geilheit und moralinem Abscheu wurde so groß, dass er seinen Kopf mit kleinen ruckartigen Bewegungen immer wieder vor und zurück schob.

Ein großer junger Spanier an der Theke versteinerte mit seinem Tequila-Glas in der Hand. Nur seine freie Hand bewegte sich. Sie wanderte langsam zu seinem Hosenstall. Doch die übliche Geste bestimmter spanischer Männer, mit der sie sich über den Schwanz zu reiben pflegen, mißlang. Seine Hand verkrampfte sich, und er kniff sich in den Schwanz. Der muss ganz blau geworden sein. Jedenfalls scheint es weh getan zu haben. Denn als die beiden auseinander gingen und sich der Spanier aus der Versteinering löste, verzog er sein Gesicht in Schmerzen, nahm das Glas in die Hand, mit der er es getan hatte und warf es in die Richtung von Lauren. Glücklicherweise ging es nur in den Spiegel, zwei Meter daneben. Schließlich ist jene etwas betagte Amerikanerin zu erwähnen.

Sie schloss die Augen und schob an beiden Händen die Mittelfinger über die Zeigefinger. Die so versteiften Zeigefinger legte sie rechts und links an ihren Schultern auf und ließ sie langsam, ganz langsam ihren Körper hinuntergleiten. Dann öffnete sie die Augen und rief aufgebracht ›Schande, Schande!‹ und verließ das Café.

Mir selbst blieb die Spucke weg, obwohl ich ja einiges gewohnt war. Fast alle fanden die Szene natürlich skandalös. Doch ich muss sagen, dass meine unmittelbare Reaktion darin bestand, mich an dem schönen Bild der beiden umschlungenen hübschen Frauen, die eine sehr hell und die andere sehr dunkel, zu erfreuen. Ich hatte die Arbeit von Alexandre immer sehr geschätzt, aber ich war doch froh, dass aus ›el maquina‹, wie wir ihn nannten, ein Mensch aus Fleisch und Blut, aus heißem Blut geworden war.

Lauren hat die Sache gar nicht geschadet. Anne musste ich allerdings leider aus der Arbeit in der Öffentlichkeit des Cafés herausnehmen. Oder vielmehr glücklicherweise. Denn ich setzte sie für spezielle Aufgaben ein. Im Klartext handelte es sich um Erkundungsaufträge, für die sie glänzend geeignet war.«

Dann braute sich Unheil über Anne zusammen. Als Alexandre hatte sie sich nicht gerade viele Freunde gemacht, um nicht zu sagen: Sie hatte sich eine Menge Feinde gemacht. Einige fühlten sich, als sie das wahre Geschlecht, das Alter und die sexuelle Neigung »ihres« Peinigers erfuhren, stark in ihrer männlichen Würde verletzt und sann auf Rache. Die Rache fiel primitiv und barbarisch aus. Ende 1944 lauerten sie Anne zu fünft auf, als sie abends Niño abholen wollte, versuchten, sie zu vergewaltigen, und schlugen sie, als ihnen das aufgrund heftiger Gegenwehr nicht recht gelingen wollte, übel zusammen.

Niño ließ sich zum Café führen, nachdem Anne nicht um die gewohnte Zeit gekommen war, und informierte Jackson. Schließlich, ungefähr zwei Stunden nach dem Überfall, fand Lauren die noch immer halb bewußtlose, durch Messerstiche schwer verletzte Anne, der überdies ein Bein und etliche Rippen

gebrochen waren. Nachdem Annes Wunden und Brüche im Krankenhaus versorgt worden waren, brachte Jackson sie in ihr Appartement, um sie dort selbst zu pflegen. Niño quartierte sie im gleichen Hotel ein, um ihn täglich in die Stadt führen zu können. »Diese Wochen nach dem Überfall«, schreibt Jackson, »waren vielleicht unsere glücklichste, auf jeden Fall unsere harmonischste Zeit. Ich hatte Anne ganz für mich. Nur wenn ich nachts arbeitete, lernte sie mit Niño. Für Anne waren diese Wochen der Ruhe die erste Erfahrung mit Muße, Kontemplation und Zweisamkeit« (I Remember ARC, S. 18). Von einem Abend berichtet sie ausführlich:

»Als der Tisch gedeckt und das Essen wie üblich serviert war, sagte Niño dank. Er kniete nieder. ›Freunde laßt uns danken. Dies Mahl ist uns gegeben. Nur ein wenig an ihm haben wir gemacht. Danket für das Geschenk.

Wir wollen präzise sein. Sicher ist die Nahrung von uns gemacht worden. Anne hat sie kunstgerecht zubereitet. Und wir sorgen für die Verarbeitung, indem wir uns gesellig um den Tisch setzen und sie verzehren. Das Fleisch und das Gemüse haben wir von Emilia auf dem Markt gekauft, die das Feld bestellt und die Hühner gefüttert hat. Darum ist auch dies von uns gemacht. Selbst das geschmacklose Brot, das der Himmelweiß-wer geknetet, gebacken und verpackt hat, vergegenständlicht unseren Anteil an der abstrakten Arbeit; obgleich ich zugeben muss, dass es mir besser schmeckte, hätte ich das Korn wachsen und den Teig gar werden sehen und hätte es ein wenig mehr Geschmack. Übergehen wir das mit Schweigen.

Aber die Nahrung ist uns gegeben und nicht von uns gemacht worden. Entstanden aus Erde, Luft, Wasser und dem ewigen Wechsel der Jahreszeiten. Die Jahreszeiten sind um die Welt gegangen, und es ist wieder Mai geworden. Das Korn wurde gepflanzt, gedüngt, geerntet und gedroschen im richtigen Verhältnis zu den Erd- und Mondphasen. Ich kenne mich da nicht aus, aber die Bauern nehmen merkwürdige Berechnungen vor.

Sehet. Ein Tier wurde für unser Mahl getötet. Lasst den, der

den Anblick fürchtet, der sich zimperlich anstellt, laßt den nicht mitessen; wir wollen ihn nicht zwingen, seinen Ekel zu unterdrücken. Ein totes Tier. Wir stehen in dem einen Strom des Lebens und der Begierde mit den Tieren. Folgt daraus, dass wir sie nicht essen dürfen? Nein, bisweilen zeigen wir die Zähne so wild wie sie. (Du weißt, Anne, wie ich es einmal umgedreht sah. Das Tier verspeiste den zartgekochten Mann. Übergehen wir das mit Schweigen.) Wenn es jemanden gibt, der mit jener Wahrheit noch nicht leibhaftig konfrontiert wurde, dass ein Tier getötet wird, damit wir es essen können, sollte er nicht abgestumpft das gute Fleisch essen; denn er wird es nicht freimütig kauen und verdauen. Merk dir das, Lauren.

Nahrung ist, wie Aristoteles sagte, etwas uns Ungleiches, das wir uns gleich machen können. Beißt ab, beißt rein und zerstört die Ungleichheit. Kostet die Gleichheit. (Der gute Geschmack ist das Zeichen, dass es wie wir selbst wird.) Das ist praktische Danksagung. Schluckt nicht das kleinste Stück unzerstört, sondern mischt es mit Spucke und schluckt es wie Muttermilch.<

Und so aßen wir dankend. – Nach dem Essen hatte ich noch Zeit bis zu meiner geschäftlichen Verabredung; darum hörte ich zurückgezogen in einer Ecke sitzend wie Anne und Niño studierten.

›Videtur autem in hoc Plato deviasse a veritate<, begann Anne übergangslos aus der Summa Theologica vorzulesen [I, 84/1]. Während des Vorlesens überkam beide eine eigenartige Unruhe. Annes Atem wurde unregelmäßig, bis ihr schließlich die rechte, unverletzte Hand zitterte, mit der sie das auf ihrem Gipsbein liegende Buch festhielt. Auf Niños Stirn bildeten sich Sorgenfalten. Gegen Ende der Passage stand er auf und machte ein paar ziellose Schritte hin und her. ›Sehr gut, sehr gut<, sagte er, ›das wird ein bitterer, ein harter Kampf, sehr hart.< Unbeholfen suchte er den Stuhl und setzte sich wieder.

›Aber erst übersetzen.< Anne fing mit einer Übersetzung ins Spanische an. Niño unterbrach einige Male und korrigierte

ungehalten die Übersetzung. Zusammen nahmen sie noch Übersetzungen ins Französische, Deutsche und Englische vor. Englisch lernten sie mir zuliebe.

›Plato scheint nun auf folgende Weise von der Wahrheit abgekommen zu sein. Von der Annahme ausgehend, dass jede Erkenntnis nach Weise einer Verähnlichung stattfindet, glaubte er, die Form des Erkannten sei notwendig in der Weise im Erkennenden, wie sie im Erkannten ist. Nun erwog er aber, dass die Form des erkannten Dinges im Verstand allgemein, stofflos und unwandelbar ist, was aus der Tätigkeit des Verstandes erhellt, der auf allgemeine Weise und mit einer Art Notwendigkeit erkennt. Denn die Tätigkeitsweise richtet sich nach der Weise der Form des Tätigen. Und deshalb kam er zu der Auffassung, die vom Verstand erkannten Dinge müssten auf diese Weise, nämlich stofflos und unwandelbar in sich selbst bestehen‹ [dt. nach: DThA, Bd. 6, S. 254].

Niño fingerte an seiner Pfeife, die ich ihm geschenkt hatte, während Anne den lateinischen Text noch mal leise vor sich hin las. Leicht bewegte sie die Lippen. Dann stieß sie heftig aus: ›Plato ist dumm.‹

Bevor Niño antwortete, ließ er einige Sekunden verstreichen. Er lächelte nachsichtig. ›Nein, mein Kind‹, sagte er schließlich. ›Nein, dumm ist er nicht. Er ist unser Feind. Aber er ist klug. Ein kluger Feind und listig.‹ Er zog an seiner Pfeife. ›Ach, so soll ich nicht reden. Zu voreilig. Fangen wir von vorne an: Warum meinst du, sei Plato dumm?‹

›Er unterscheidet nicht zwischen dem Vorgang und dem Vorgehenden. Ich sehe einen Vogel fliegen. An dem Vorgehenden, dem fliegenden Vogel, der als Substanz außer mir existiert, kann ich den Vorgang, das Fliegen, erkennen. Der Vorgang ist unstofflich.‹

›Aber‹, wandte Niño ein, ›Aristoteles sagt: Im Akt des Erkennens sei das Sinnesorgan mit dem Wahrgenommenen identisch.‹

›Genau das habe ich ja gerade gesagt‹, entgegnete Anne unwillig. ›Im Akt des Wahrnehmens wird aus dem Vorgehenden, das Substanz hat und potenziell erkannt werden kann, und

dem Erkennenden, der Sinnesorgane hat, mit denen potenziell erkannt werden kann, – daraus wird der Vorgang, der für den Erkennenden und das Vorgehende identisch ist. So, sagt der Philosoph, kommen Substanz und Seele zusammen; ein Problem, das Plato nicht gelöst hat.«

›Vielleicht ist dein Philosoph nur ein wenig naiv, gemessen an Plato«, insistierte Niño. ›Schau, woher weißt du denn, dass da der Vogel fliegt? Kannst du sehen, wie du hier siehst und dort der Vogel fliegt? Nein. Wo hast du also deine Substanz? Du kannst sie sehen, fühlen, vielleicht auch hören, schmecken und riechen. Doch nie kannst du ihre Unabhängigkeit von dir wahrnehmen. Sie ist immer nur in deinen Sinnen. Und wer tut sie in deine Sinne, wenn sie nicht unabhängig von dir ist? Die Seele. Ergo: Die Substanz, das ist die Idee.« Befriedigt lehnte Niño sich zurück.

Anne starrte ihn ungläubig mit offenem Mund an. Plötzlich verzerrte sich ihr Gesicht wütend: ›Das ist ein gemeiner Trick«, rief sie aufgebracht. ›Das ist Kant oder Nietzsche und nicht Plato.«

Niño beschwichtigte: ›Aber der Trick tut's nicht. Solche Gedanken sind völlig unerheblich. Es ist vollkommen gleichgültig, ob wir nur träumen, ob wir nur geträumt werden, ob das alles wirklich existiert oder nur in unserer Einbildung. Es reicht, dass wir sicher wissen, wann wir träumen und wachen, wann wir uns etwas einbilden und wann wir einen Gegenstand außer uns wahrnehmen. Und in neunundneunzig von hundert Fällen wissen wir es. Wir fragen nicht danach, ob dies wirklich so sei oder nicht, nein, wir tun so, als ob es wirklich sei. Und nichts anderes konnte Kant schließlich mitteilen und genau dies ist Nietzsches Lösung. Damit erhalten die Aussagen des Philosophen den Status von praktischen Wahrheiten, wenn ihnen auch die absolute Wahrheit fehlt. Sicher ist nur, dass Platons Metaphysik damit erledigt ist. Denn er tut so, als ob wir das Nichtwissen zu einer absoluten Wahrheit machen könnten. Als ob wir sicher wüßten, dass es keine Substanz gibt. Das jedoch wissen wir nicht sicher. Obwohl wir ständig davon ausgehen. Wir glauben es. Und so kommen wir zu Au-

gustinus: Wir glauben, um zu erkennen. Indem wir leben, glauben wir.«

Erschöpft fiel Anne in ihr Kissen und atmete erleichtert auf. Höchste Zeit für meinen Date. Ich ging zu Anne, um ihr einen Gute-Nacht-Kuss zu geben. Über ihre Wange lief eine Träne. »Ich weiß doch«, sagte sie in einem Ton, der mich denken ließ, ich sei ihre Mutter und nicht ihre Geliebte, »dass du da bist. Ich denke mir dich doch nicht nur aus, oder?« – »Nein, sicher nicht, Liebes«, sagte ich, küsste sie und ging« (I Remember ARC, S. 18ff).

Endlich kam der Gips ab. Doch ergaben sich Komplikationen. Die Verletzungen hatten Chéries motorische Fähigkeiten empfindlich eingeschränkt. Ein leichtes Hinken sollte sie nie mehr ganz los werden. Jackson engagierte den Krankengymnastiker Ascaso, um die Rekonvaleszenz zu unterstützen.

Joaquín Ascaso (1917-1981) war ein zurückhaltender Mann und passionierter Junggeselle. Über sein Leben ist nicht viel bekannt, und das, was bekannt ist, ist kaum der Erwähnung wert. Seine Bedeutung für die Biographie von Chérie liegt in seinem Hobby, nämlich alle Arten des Kampfsports. Nach den ersten Fortschritten, die Annes motorische Fähigkeiten aufgrund der gymnastischen Übungen machten, ließ Anne sich von Ascaso zur Kampfmaschine ausbilden. Später schickte Chérie alle wichtigen Leute von »La Red« (vgl. Kap. 6) zu Ascaso, den sie schließlich regelrecht als »militärischen Ausbilder« einstellte. Er selbst, der als »el frio Joaquín«, der gleichgültige Joaquín, bekannt war, hat sich nie an den Aktionen von »La Red« beteiligt, und es ist auch fraglich, ob er sich mit der Organisation identifizierte. Aber er bildete das Personal aus, um Chéries Pläne durchzuführen. Chéries Pläne waren perfekt und das Personal funktionierte.

Annes fortschreitende Genesung und die besessene Art, in der sie bei Ascaso Kampfunterricht nahm, führten zu Problemen zwischen dem Liebespaar. Lauren wurde wieder eifersüchtig, während Anne zur Herrschsucht neigte. Ein Beispiel:

»Einmal kam Anne spät vom Training zurück und sah auf dem

Bett eine Bluse, von der sie behauptete, sie hätte mich gebeten, sie beim Schneider ändern zu lassen. Entweder hatte sie es mir doch nicht gesagt, oder ich hatte es vergessen. Gleichviel, ich fühlte mich im Recht, zumal ich den ganzen Nachmittag für sie Besorgungen machte. Zwar war ich, weil Anne nicht zur abgemachten Zeit daheim war, schon wieder eifersüchtig geworden. Schließlich musste ich in knapp zwei Stunden meine Arbeit aufnehmen. Aber als Anne in der Tür stand, war alle Eifersucht verflogen und ich freute mich auf die uns verbleibenden Stunden. Doch stattdessen brach ein Donnerwetter über mich herein. Wir wechselten wüste Worte, bis Anne die Tür knallte und wegging. Ich heulte bitterlich, doch wusste ich nicht – und weiß ich bis heute noch nicht –, was ich hätte anders machen sollen oder können. Allerdings kam Anne nach kurzer Zeit zurück und nahm mich wieder lieb in die Arme. Wenn ich mich an diese Episode erinnere und sie hier aufschreibe, so darum, weil ich jetzt akzeptieren kann, dass der Streit und die Ungerechtigkeit Teil des Liebesglücks sind« (I Remember ARC, S. 27).

Anne verlangte auch, dass Ascaso weiterhin bezahlt würde, obwohl alle Möglichkeiten der Krankengymnastik längst ausgeschöpft waren, weigerte sich dabei, durch eigene Arbeit zum gemeinsamen Lebensunterhalt beizutragen. Als Lauren eines Tages Anne eine gut bezahlte »Begleitung« anbot, kam es zu der bereits erwähnten Trennung. Wenn auch vielleicht die Art, Anne zum Arbeiten zu bewegen, schlecht gewählt sein mochte, kann man Jacksons Handlungsweise doch besser verstehen, als sie es selbst tut. Ihre Handlungsweise war nicht einfach im Ganzen »schlicht falsch« (I Remember ARC, S. 28). Jedenfalls zog Anne aus Laurens Appartement aus und kehrte mit Niño in die kleine Kellerwohnung zurück. Sie wurde von Fabio, der von dem Zerwürfnis zunächst nichts wusste, gern wieder angestellt zur Erledigung von »speziellen Aufgaben«. Jede freie Minute und jeden verfügbaren Peso benutzte sie, um bei Ascaso Unterricht zu nehmen.

Niño nennt diese Zeit »schrecklich« (S. 56); Fabio meint: »Es war herzerreißend zu sehen, wie sich die beiden Frauen aus dem

Weg gingen« (in: Jackson, I Remember ARC, S. 28). Und Lauren schreibt: »Ich war krank vor Kummer« (ebd., S. 29). Anne war krank vor Rachsucht.

Es bedeutete keine Schwierigkeit für Anne, die fünf Männer ausfindig zu machen, von denen sie überfallen worden war. Unter ihnen befand sich der »Spanier« (d. h. Weiße), der nach dem Kuss zwischen Lauren und Anne im Café das Tequila-Glas nach Lauren geworfen hatte; der angestellte Elektriker, dem Anne nach nur einigen Wochen Zugehörigkeit zum Betrieb an Wendigkeit, Schnelligkeit und Präzision überlegen war und den sie dadurch ersetzt und arbeitslos gemacht hatte; der Inhaber des kleinen Transportunternehmens, dessen Lastwagen Anne zerstört hatte, weil er eine Lohn-Abmachung nicht einhielt; der selbständige Installateur, dessen Frau Anne von seinem Verhältnis informierte, nachdem er ihr einen Monatslohn schuldig geblieben war, und der wunderheilende Gaukler, dessen Trick Anne vor Publikum entlarvt hatte. (Bis auf den »Spanier« ist die Identität der Attentäter erstmals von Hufnagel [S. 210ff] aufgedeckt worden.) Der »Spanier« war es gewesen, der die Idee hatte, Anne zu vergewaltigen. Ihm galten ihre besonderen Rachegefühle, Mordgedanken.

Anne überlegte sich allerdings, ob sie das Recht täte, ihre Gefühle in die Tat umzusetzen. Niño rekonstruiert die über jene Frage geführte Diskussion:

»Klar, dass ich mit der Zeit Annes Geistesverfassung erriet und sie zur Rede stellte. Sie gab zu, zumindest einen der Attentäter umbringen zu wollen. ›Mit welchem Recht planst du solche Rache?‹ fragte ich ohne Umschweife. – ›Mit dem Recht, das in meinem Herzen ist. Er – (damit meinte sie den Vergewaltiger) – hat keinen Respekt gezeigt. Er hat in mir alle Frauen und die ganze Menschheit beleidigt.‹ – ›Ist Respektlosigkeit und Beleidigung ein todeswürdiges Vergehen?‹ fragte ich und fügte hinzu: ›Vielleicht spricht einiges für das alttestamentarische Recht des Auge um Auge, Zahn um Zahn. Aber dann wäre nur Mord ein todeswürdiges Vergehen.‹ – ›Sei

kein Dummkopf. Wenn ich tot wäre, könnte ich keine Rache üben.<

Damit war ich an dem Punkt angelangt, am welchem mir aufging, was sie wollte: Sie wollte nicht Recht, sondern ihr Gefühl ausleben. Das Problem musste von einer anderen Seite her angepackt werden. ›Aber mein liebes Kind,, sagte ich also. ›Was ist denn überhaupt eine Handlung, wie das Racheüben ein Fall von Handlung ist?< – ›Du meinst menschliche Handlung? Erkennen, Streben, Wollen.< – ›Na recht so, du weißt worauf ich aus bin. Nur dass du dich weigerst, es auszusprechen. Der Verstand ist im Erkennen und im Wollen. Das Gute ist im Streben und im Wollen. Wir erstreben das Gute, das, was uns erhält, was unserer Natur entspricht, was uns Lust macht, und lehnen das Schlechte ab. Im Wollen, mit dem der Verstand das Gute erstrebt, wird das Gute getan. Für das Gute können wir auch Liebe sagen und für das Schlechte Hass. Hass bestimme unser Handeln nur solange, wie Hoffnung besteht, das Übel, das Schlechte beseitigen zu können. Dieser Hass, oder diese Aggression, ist vernünftig. Aber Rache ist unvernünftig. Denn sie bedeutet, dass Lust in der Nicht-Liebe gesucht wird, was in sich widersprüchlich ist. Also kann Rache nie zum Ziel der Handlung führen. Eine Handlung zu begehen, die prinzipiell nicht zum Ziel führt, ist aber dumm, denn sie widerspricht dem erkennenden Verstand.<

Ich hatte heftig gesprochen. Eine Zeit lang schwieg Anne. Ihr Gesicht war für mich wie ein Buch. Lesen konnte ich darin, dass sie schmerzlich Abschied nahm von der verführerisch süßen Vorstellung der Rache. Die Zunge glitt über die Lippen, aber die in Erwartung strahlenden Mundwinkel verzogen sich, bis jeder Muskel ihres Gesichts die Bitternis schmeckte. Ihre Hände verkrampften sich ineinander. Dann lösten sich die Muskeln und ihr Ausdruck wurde hart: ›Das Übel existiert weiter. Man muss es abwenden. Nämlich dass in Zukunft keine solche Tat – du weißt, welche – an mir oder in meiner Umgebung zur Ausführung kommt.< – ›Bedenkenswert<, musste ich zugeben. ›Und im Prinzip richtig. Doch jetzt bist du wieder beim Rechtsstandpunkt. Und es ist erstens nicht möglich, das

Recht durchzusetzen mittels Unrecht, denn die Folge ist Unrecht; und zweitens kann nicht Recht sein, einen anderen Menschen zum Gegenstand einer Handlung zu machen, die Recht demonstrieren soll, ohne anzuerkennen, dass er selber auch Anspruch auf Behandlung nach dem Recht hat.« – »Falscher Ansatz«, Anne war nicht unterzukriegen, »da ich meines Mensch-Seins symbolisch beraubt wurde, indem man mich behandelte, als sei ich kein Wesen mit freiem Willen, werde ich durch eine unmenschliche Handlung mein Mensch-Sein wiedererlangen.«

Dieser letzte Gedanke war zu unwürdig, um von mir beantwortet zu werden. Ich war zornig und schwieg. In der Tat hat Anne diesen primitiven Gedanken nicht eingesetzt. Als sie trotz allem ihr Vorhaben ausführte, geschah es ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Abschreckung« (S. 75f).

Den Gerüchten zufolge lockte Anne die fünf Attentäter in ein leerstehendes Lagerhaus, überwältigte und fesselte sie. Dann soll sie völlig unbewegten Gesichts den »Spanier« erdrosselt und zu den anderen gesagt haben: »Sagt es allen, dass, wer mich oder einen meiner Freunde belästigt, kein anderes Schicksal zu erwarten hat« (nach: Hufnagel, S. 230; ähnlich Henríquez, S. 99 und Jackson, I Remember ARC, S. 29). Allerdings war Anne nicht sehr glücklich über die Tat.

»Sie kam verstört zu mir«, schreibt Lauren in »I Remember ARC«. »Ich harte schon von ihrer Tat gehört. Darum brauchte sie mir nicht viel zu sagen. Sie weinte die ganze Nacht, aber sagte zum Schluss doch: »Es musste sein.« Ob es sein musste, weiß ich nicht. Frauen galten damals nicht viel, und Annes Tat hatte wirklich zur Folge, dass man sie achtete und dass in den Bereichen, wo sie bekannt war oder bekannt wurde, Vergewaltigungen abnahmen. Die Machos nahmen Anne nicht nur ernst, sie fingen auch an, Angst vor ihr zu bekommen. Abscheu jedenfalls konnte – und kann – ich vor der Tat nicht empfinden, nicht aus der damaligen Situation heraus. Außerdem war ich überglücklich, dass wir wieder zusammen ge-

kommen sind. (Wenn ich damit auch keineswegs behaupten will, dass der Zwecke jedes Mittel heilige)« (I Remember ARC, S. 30).

In einer Pressekonferenz wurde Chérie 1961 nach dem Mord gefragt. Sie antwortete: »Wenn Sie mir etwas vorzuwerfen haben, wenden Sie sich an ein Gericht. Es sollte wirklich einmal gerichtlich geklärt werden, ob Taten in einer Zeit der Rechtlosigkeit verantwortet werden müssen.« Chérie benutzte diese Formel, um auf alle Fragen zu antworten, die ihr bezüglich krimineller Handlungen vor 1961 gestellt wurden. Hufnagel kommentiert ihre Aussage, bei der »Ära Molina« habe es sich um einen Zustand der »Rechtlosigkeit« gehandelt: »Molina mag ein Diktator, ja ein faschistischer Diktator gewesen sein, obwohl man ihn angesichts von Chéries Primitivismus als fortschrittlichen Politiker einschätzen muss, auf jeden Fall gab es ein staatliches Rechtssystem, das in weiten Teilen – wenn auch nicht im politischen Bereich – den Prinzipien einer zivilisierten Gesellschaft entsprach« (S. 231f). Dagegen war es in der Vorstellung Chéries gar nicht möglich, Recht als ein »staatliches System« anzusehen. Man mag das falsch finden, aber man muss es zur Kenntnis nehmen, jedenfalls wenn man über Chérie schreibt.

Im ihrem Tagebuch zieht Lauren Jackson eine Parallele zu einem zweiten, ähnlich gelagerten Vorfall und nimmt das zum Anlass für eine kritische Bewertung:

»Vergewaltigung des Rechts. – Ihre [Annes] Körperbeherrschung: ist das Befreitsein von Wilhelm Reichs »Panzer« oder ist es Obsession, hoher Ausdruck der Geometrisierung des Menschen, die im Verlauf der zivilisatorischen Zähmung eintritt. Ist es Ballett? Normalerweise war ihre ungewöhnliche Fähigkeit, zwischen höchster Anspannung – meist beim Training mit [Chéries Kampfsport-Lehrer] Joaquín [Ascaso] oder Pedro [Donoso] – und tiefer Entspannung unmittelbar wechseln zu können, ebenso angenehm wie faszinierend. Das einzige Mal, als ich sie töten sah, war es beängstigend, Ausdruck

der Verdrängung, & es reduzierte mich auf das Objekt der Ableitung. Obwohl sie ständig mit Anschlägen zu rechnen hatte & immer, egal wo sie war, jemand aus dem »núcleo« [der Führungsgruppe von »La Red«, vgl. Kap. 6] in der Nähe war (meist, und in diesem Fall, glücklicherweise, Pedro), gab es Momente, in denen sie so tat, als gäbe es keine Bedrohung. Wir spazierten durch ihr Lieblingsviertel, eine damals dunkle und grimmige Gegend von Santo Tomás, die Gegend, die später »Barrio de la Anne« genannt wurde, nachdem Annes Organisation eine unvergleichliche städtebauliche Aktivität entfaltet hatte (mit Percival [Goodmans] Unterstützung!). Noch aber galt es als das schlimmste aller Viertel. Nur nicht für Anne. Sie war hier aufgewachsen & fühlte sich zu Hause, mehr als irgendwo anders.

Es war heiß, vorher hatte es geregnet. Aus den Pfützen stieg der Dampf auf. Wir schlenderten Hand in Hand – Versöhnung nach einer »riña« (wie auch anders?) – zwischen den illegalen Ansiedlungen im Schlamm hin zu den legalen, befestigten Straßen. Man kannte & erkannte Anne. Sie stand erst am Anfang ihrer Karriere, doch hier genoss sie schon Ehrfurcht. Beides: Die einen zollten ihr Ehre, die anderen hatten Furcht. Ihre Organisation beruhte auf den zwei Grundsätzen, die Kraft & Stärke der Armen unternehmerisch (wenn auch illegal) zu nutzen und die Gerechtigkeit sowohl gegen die Verbrecher als auch gegen die Polizei mit Gewalt zu verteidigen.

Wer sie nicht kannte & etwas an der provozierenden Szene, die Anne mit mir abgab, auszusetzen hatte, wurde von den Bewohnern zurechtgewiesen. Wie oft war ich nur Exempel, an dem Anne ihre Macht beweisen konnte – seht her, ich, ich allein bin in der Lage, ein lesbisches Verhältnis öffentlich zur Schau zu stellen, ich allein!

José kam gelaufen. Vierzehn Jahre. Sein großer Bruder stand bereits im Dienst von »La Red«. Er rechnete sich aus, auch bald dazu gehören zu können. Er war ein Junge, wie Anne ihn sich heranzog: Ein Waise, den sie beschützte, ernährte & ausbilden ließ; & meist bekam sie Loyalität oder gar Dankbarkeit & Unterwürfigkeit dafür. Sie nutzte diese Gefühle nur so wenig

aus, dass sie lebenslang anhalten konnten. Ach, warum ist in unsere Welt sogar die Großmütigkeit bloß eine Strategie? Also, José berichtete, zwei Straßen weiter läge ein Mensch im Sterben, von einer Bande übel zugerichtet. Da Anne José bereits vertraute, vergaß sie ihre Vorsicht, packte mich am Handgelenk & folgte dem Jungen. Kaum beugte sie sich über den Sterbenden, als sie niedergeschlagen wurde. José nutzte seine Chance, drängte mich in einen Eingang und begann, mich zu vergewaltigen. Da der Angriff überraschend kam, unerwartet & durch ein (in meinen Augen!) Kind, war meine Gegenwehr nicht geschickt. – Ich war der Preis, den José für seinen Verrat bekam.

José hatte sich die Sache einfacher vorgestellt & seine sexuelle Phantasie wurde völlig von dem Gedanken verdrängt, siegen zu müssen – siegen über eine Frau, eine Hure. Ich bezweifle, dass er mich getötet oder auch nur ernsthaft verletzt hätte. Ich musste nur bluten. Pedro packte ihn. Außer mir vor Sorge um Anne (ich selbst fühlte mich nicht in Lebensgefahr) schrie ich: »Verdammt, laß mich, schau nach Anne.«

»Keine Angst, die Prinzessin [Pedros Kosenname für Chérie] kommt zurecht«, gab Pedro breit grinsend zurück. Für ihn war die Angelegenheit bereits vorbei. »Sie würde es mir nie verzeihen, wenn ich sie anstelle von Dir retten würde.« Eher bei-läufig hatte er José noch im Griff. Er hätte ihn wohl ohne Aufsehen laufen lassen & darauf gerechnet, dass er die richtigen Schlüsse aus dem Vorfall ziehen würde.

Anne tauchte auf, am rechten Arm stark blutend. Als Pedro sich um ihre Verletzung kümmern wollte, griff sie José & tötete ihn mit einem Handkantenschlag. Das einzige Mal in meinem Leben sah ich einen Funken Unverständnis über Annes Tun in Pedros Augen. (Auch Francisco [Henríquez] runzelte die Stirn über »diese «obligación violenta«, konsequent sein zu müssen«. Ja, das ist der Punkt, an dem Stärke zu Schwäche wird: Nur mit Konsequenz zeigst Du Stärke, doch Konsequenz versklavt – und was ist Sklave-Sein anderes als Sich-Schwach-Zeigen?)

Es war eine Wiederholungstat. Einige Jahre vorher hatte An-

ne ihren eigenen Vergewaltiger hingerichtet, entgegen der scharfen Mißbilligung durch Niño. Ich kann nicht sagen, dass ich ihre Tat direkt verurteilte, obwohl sie selbst unsicher gewesen zu sein schien. Die lange schmerzhafteste »separación« durchbrechend kam sie nach der »hazaña« – ?! – zu mir und weinte die ganze Nacht. Zum Schluß aber meinte sie: »Es musste sein.« Frauen galten damals nicht viel & Annes Tat hatte zur Folge, dass man sie achtete & dass in der Gegend, in der sie bekannt war, weniger vergewaltigt wurde. Diese Hinrichtung stand am Anfang ihrer Karriere, sie war gewissermaßen das Paradigma der privaten Justiz, auf der »La Red« aufbaute. In diesem neuen Fall wurde mir schlagartig klar, dass sie in der Zwickmühle saß. Zweifellos war es auch in ihrer Sicht der Dinge Mord & noch dazu an einem halben Kind. Andererseits hätte es an ihrer Autorität, an ihrer Möglichkeit, Ordnung zu schaffen, gerüttelt, wenn sie den doppelt schuldigen José hätte laufen lassen. Er war Verräter & Vergewaltiger. Verräter an ihr, Vergewaltiger ihrer Freundin. Wer hätte noch ihrem Schutz vertraut, wenn sie ihre Geliebte nicht gerächt hätte? Die Zwickmühle aller Gewalt, auch die der Guten. Wenn Du über die Mittel verfügst, entwickeln sie ihre eigene Logik und Dynamik. Folgst Du der Logik, steht in Frage, ob Du gut bleiben kannst, verweigerst Du Dich ihr, steht in Frage, ob Du dem Guten zum Sieg verhelfen kannst. Verfügst Du über die Mittel & verhilfst Du dem Guten nicht zum Sieg, bist Du böse. Wie anders ließe sich Vergewaltigung – neben Folter & Qual vielleicht das schlimmste Verbrechen – bekämpfen? Worüber weine ich, wenn ich jetzt an den tot zusammengesunkenen Körper von José denke?« (Walden III, S. 210ff).

der anmut zähmung

Pedro A. Donoso, 1928-1961, war ein wilder Geselle, der eine dreiköpfige Bande befehligte. Seine drei Gefolgsleute waren allesamt einige Jahre älter als er. Aber er verfügte nicht nur über relativ große Körperkräfte, sondern vor allem auch über Grips. Die Gefolgschaft bestand aus gut ausgesuchten Spezialisten: Ein mechanisch Geschickter, ein geübter Messerstecher und ein Zauberer – El Mecánico, El Cuchillero und El Mago. Die recht bekannte und berüchtigte Donoso-Bande operierte im ›barrio americano‹ und zeichnete sich durch wenige große, geschickt ausgeführte Diebstähle aus.

Im folgenden gebe ich in Paraphrase wieder, was Henríquez darüber sagt, wie es kam, dass sich Donosos und Chéries Wege kreuzten:

»Pedros Bande plante, die Juvelen einer reichen, exzentrischen Amerikanerin zu stehlen, die ihren Schmuck nicht in einen Bank-Safe legen wollte. Fabio hatte Anne beauftragt, sich ein wenig um die Sicherheit der Dame und ihres Besitzes zu kümmern. Anne beobachtete nächtelang das fragliche Hotelzimmer im zweiten Stock. Das Fenster des Zimmers lag zur ruhigen, völlig dunklen Seitenstraße. Eines Tages, als die Dame sich gerade in der Bar betrank, ging es los.

Links um die Ecke auf der Hauptstraße wartete El Mecánico im Auto. El Cuchillero postierte sich zur Rückendeckung im Fenster, während El Mago und Pedro in das Zimmer einstiegen; der Zauberer, um eventuelle Kästen zu öffnen und Pedro, um das Verkäuflichste auszusuchen.

Bei der Abwehr ging Anne systematisch vor. Zuerst nahm sie sich El Mecánicos an. Sie schlenderte dicht am Auto vorbei, drehte beiläufig eine unangezündete Zigarette zwischen den

Fingern, stoppte wie zufällig und klopfte an die Wagenscheibe. He, hast du Feuer, Süßer?« fragte sie lässig. Mißmutig kurbelte El Mecánico die Scheibe runter und riss ein Zündholz an. Anne hielt die Zigarette mit der rechten Hand und senkte den Kopf, blieb aber so weit entfernt, dass sich El Mecánico hinausbeugen musste, um mit dem Streichholz an die Zigarettenspitze zu kommen. Da ein leichter Wind wehte, nahm er die andere Hand noch zu Hilfe, um das Feuer abzuschildern. Ärgerlich knurrte er: »Komm was näher, blöde Kuh.« Im gleichen Moment schlug Anne mit der linken Hand knapp unter dem Ohr zu. In der Hand hielt sie ein Kongo, ein kleines handtelförmiges Holz, hart und glatt, das gut in der Faust lag und nur mit dem abgerundeten oberen und unteren Ende ein wenig vorstand. Der Schlag, den sie von Ascaso lernte, wirkte augenblicklich narkotisierend. Anne öffnete die Wagentür, fesselte El Mecánico und richtete ihn wieder auf. Sein Kopf fiel aufs Lenkrad. Passanten mussten ihn für einen Betrunkenen halten.

Nun war die Reihe an El Cuchillero. Er hockte mit gezücktem Messer auf dem Sims in einer rechten Ecke des Fensters, den Rücken zum Rahmen, bereit sowohl jeden, der ins Zimmer kam, als auch verdächtige Passanten auf der Straße zu treffen. Da sie der Bande den schnellsten Fluchtweg mit dem Auto vereitelt hatte, brauchte Anne keine risikoreiche Eile an den Tag zu legen. Besonnen prüfte sie die Lage.

Sie sammelte einige Steinchen vom Boden auf. Von der Hauptstraße kommend befand sie sich links von El Cuchillero, genau in seinem Blickfeld. Im Abstand von drei Sekunden warf sie von der Straßenecke aus zwei Steine so, dass sie kurz rechts hinter El Cuchillero auf dem Boden aufkamen. Um nachzusehen, was los sei, musste El Cuchillero sich umständlich herumwenden. Die Ablenkung nutzend spurtete Anne samtfüßig zu dem dunklen Hauseingang, der dem Fenster gegenüber lag. Von dort warf sie einige Steinchen direkt auf El Cuchillero. Dieser informierte seine Kumpanen, dass etwas nicht in Ordnung wäre und er nachschauen würde. Um sich hinunterzulassen, musste El Cuchillero der Straße einen Au-

genblick den Rücken zukehren. Kaum war er unten angekommen, bekam er Annes Kongo zu spüren. Anne schaute zum Fenster hoch, aber die verängstigten Diebe wagten nicht, runterzuschauen. Dann richtete sie El Cuchillero auf und brachte ihn, als trüge sie einen Betrunkenen, zum Auto. Zu einem vorbeikommenden Passanten sagte sie leutselig: ›Von der Sorte habe ich noch zwei auf dem Hals.‹ Der Angesprochene lachte im Weitergehen. Anne setzte El Cuchillero auf den Rücksitz ins Auto, fesselte ihn und kehrte zum Tatort zurück. Sie rief mit gepresster verstellter Flüsterstimme hinauf: ›Haun wir ab.‹ So gingen ihr auch El Mago, dem sie einen Schlag extra verabreichte, und Pedro in die Fänge.

Anne schob El Mecánico auf den Beifahrersitz, setzte sich hinter das Steuer und fuhr an einen entlegenen Ort von Santo Tomás. El Mecánico und El Cuchillero erwachten als erste aus der Narkose, bei Pedro half Anne etwas nach.

›Ich könnte euch‹, sagte sie, ›der Polizei ausliefern. Oder umlegen. Oder laufen lassen. Ich lasse euch laufen. Wenn euer Zauberer erwacht, wird er keine Probleme haben, erst sich und dann euch zu entfesseln. Und kommt mir nie wieder in die Quere. Guten Abend.‹

›He, Señorita‹, sagte Pedro noch etwas benommen, ›ich weiß, glaube ich, wer du bist. Ich habe Respekt vor dir. Nichts für un- gut. Aber darf ich fragen, warum du das Eigentum dieser überflüssigen, besoffenen Fettwachtel verteidigst? Das Eigentum, das sie nicht mal gebrauchen kann, geschweige denn genießen? Wir wollen doch nur etwas Leben.‹

›Es gibt andere Arten, sich am Leben zu erhalten.‹

›Wohl Arbeit, was, Señorita Sauber‹, warf El Mecánico ein.

›Hab ich, bis ich gefeuert wurde.‹

›Nein‹, gab Anne zurück. ›Oder doch: Arbeiten. Wenn man keine Anstellung bekommt, kann man sich selbst eine schaffen.‹

›Und wie bitteschön‹, fuhr El Mecánico fort, ›wenn ich, um mich selbständig zu machen, mehrere zig-tausend Pesos brauche?‹

›Es gibt Alternativen, beispielsweise Drogen- oder Waffenhandel. Jede Menge Arbeitsplätze frei.‹

›Oh hopala‹, meldete sich El Cuchillero. ›Da geht Señorita Sauber aber auf ungesetzlichen Abwegen.‹

›Ich bin nicht dazu da, das Gesetz zu verteidigen. Bin doch kein Bulle. Sondern, um das Recht zu schützen.‹

›Wie? Das verstehe ich nicht!‹ fragten Pedro und El Cuchillero gleichzeitig.

›Hört zu, ich gebe hier keine kostenlose Unterrichtsstunde, nachdem ich mit euch schon soviel Arbeit hatte. Darf ich jetzt um die Juvelen bitten. Da ihr sie euch gewaltsam angeeignet habt, könnt ihr kaum was dagegen haben, wenn ich sie euch mit Gewalt abnehme. Meine Gewalt hat sich als die stärkere herausgestellt. Was ich mit der Beute mache, ist schnuppe.‹

Pedro reichte ihr die Beute. Während Anne ausstieg, piff er auf ein Mal durch die Zähne und sagte anerkennend zu seinen wachen Kumpels: ›Da ist was dran, was sie zum Schluss gesagt hat. Das ist das Argument.‹

Anne brachte die Juvelen wohlbehalten der Amerikanerin zurück, die allerdings nicht mehr viel mitbekam.

Dieser Vorfall machte so großen Eindruck auf die Donoso-Bande, dass sie sich, als Pedro verhaftet und eingesperrt wurde, an Anne wendete. Pedro war eins der Opfer von Molinas großangelegter Anti-Kriminalitäts-Kampagne im Sommer 1947. Es wurden so viele Leute verhaftet, dass die Gefängnisse völlig überfüllt waren. Pedro hielten sie in der zu einem Gefängnis umfunktionierten Kaserne von Haina [einige Kilometer südwestlich von Santo Tomás] fest. Die Bande hatte Gegend und Gebäude bereits ausgekundschaftet, aber fühlte sich ihres Kopfes beraubt nicht in der Lage, einen Fluchtplan zu entwerfen. Immerhin waren die drei so intelligent, ihre eigene Unfähigkeit zu erkennen und sich an die richtige Adresse zu wenden.

Sie entsandten El Mago, ihren geschicktesten Redner, um mit Anne Kontakt aufzunehmen. El Magos Argument, warum sie die Gefangenenbefreiung übernehmen sollte, bestand in fünftausend Pesos und einer eloquenten Laudatio auf Pedro. Anne aber interessierte sich mehr für die Gründe der Verhaftung und Anklage. Von einer Anklage wusste El Mago nichts. Anne

erbat sich einen Tag Bedenkzeit und fragte Niño nach seiner Meinung. Dessen Stellungnahme fiel eindeutig aus: Was immer Pedro vorgeworfen werden konnte, so hatte er doch das Recht auf Verteidigung und wenigstens darauf zu erfahren, was ihm zur Last gelegt wurde. Beides garantierte der Staat während der Anti-Kriminalitäts-Kampagne nicht. Etliche Kriminelle waren bereits mehr oder weniger offen zur Abschreckung getötet worden, ohne dass auch nur der Anschein einer Verhandlung geführt worden war. (Hier verwies Niño auf die Parallele zu der von Anne inszenierten Hinrichtung, über die er immer noch ungehalten war. Diese Tat brachte Niño noch Jahre später, wenn er daran erinnert wurde, in Harnisch.) Indem Anne mit der Frage der Rechtmäßigkeit der Gefangenenbefreiung sich an Niño gewandt und indem Niño einen Rat gegeben hatte, war das Paradigma für die Zukunft geschaffen: Niño als »ethischer Berater« für Annes illegale Aktionen.

Anne stimmte also zu, Pedros Befreiung durchzuführen. Das Geld lehnte sie nicht ab. Damit schuf sie ein weiteres Paradigma für ihre zukünftige Tätigkeit: Gerechtigkeit gegen Bezahlung.

»O.K., das ist eine Sache für einen oder keinen«, sagte Anne, nachdem sie alle wesentlichen technischen Informationen bekommen hatte. Sie nahm nur El Mecánico mit und postierte ihn mit dem Auto einen halben Kilometer von der Gefängnis-Kaserne entfernt, um sie zurückzubringen. Von El Mago ließ sie sich einige Utensilien präparieren.

Geduldig wartete Anne an eine Palme gedrückt und beobachtete das Gebäude. Es stand außerhalb der Stadt an der Landstraße, die in nördlicher Richtung nach Victoria Altagracia führte. Neben der Straße war ein Halbkreis gerodet, auf dessen gestampftem Boden der lange, einstöckige, L-förmig ausgelegte Bau aus Lehmziegeln stand. Dahinter begann der Urwald. Der Längsbalken des Ls verlief in Richtung der Straße. Am Ende des 90 Grad zur Straße stehenden, südlich an den Längsbalken anschließenden Querteils befand sich ein zum Innenhof gelegenes großes Tor, hinter dem das Zimmer der Wachen war. Anne stand auf der dem Querteil gegenüberlie-

genden Seite und überschaute den Hof und das Tor. Jede Viertelstunde gingen zwei Wachposten um das Gebäude. Sie machten Lärm; und wer taub gewesen wäre, hätte sie an der Glut ihrer Zigaretten hundert Meter weit sehen können. Anne hatte eine leichte dunkelbraune Hose und eine ebenso gefärbte Bluse an; ihr dunkles Gesicht konnte in der Nacht nicht auffallen. An den Füßen trug sie feste Schuhe, die an den Zehen metallbesetzt waren. Als sie einen abgetakelten Lastwagen vom Gefängnis wegfahren sah, wusste sie, dass es soweit war. Der Lastwagen brachte die Wachen weg. Sie überwachten am Tag die Zwangsarbeit der Häftlinge die einige Kilometer nördlich mit Straßenausbesserungen beschäftigt waren Jetzt befand sich nur noch die kleine sechsköpfige Mannschaft von Nachtwachen im Gebäude.

Bevor die Posten wieder an der Nordbiegung, in deren Nähe Anne sich aufhielt, vorbei kamen, legte sie einen Köder aus: Ein weißes Stück Papier mit einem Goldstück darauf. Die Posten kamen und beugten sich über ihren Fund. Lautlos war Anne hinter sie getreten und setzte ihren Kongo ein. Der erste Posten brach zusammen. Noch ehe sein Kamerad schreien konnte, war auch er erledigt. Anne zog ein Döschen aus der Tasche, entnahm zwei der von El Mago präparierten Stofflappen, die mit Chloroform getränkt waren, und presste sie den Männern einige Sekunden gegen die Nase. Die Munition aus den Waffen steckte sie ein.

Der Posten, der das Tor bewachte, saß auf einem modernen Holzklotz, der ihm als Stuhl diente, und blätterte in der Soldatenzeitschrift ›El Ejército‹ mit den vielen nackten Mädchen (das einzige unter Molina erlaubte pornographische Magazin). Eine Lampe über ihm verbreitete trübes gelbes Licht mit einem Radius von kaum mehr als zwei Metern. Vorsichtig näherte sich Anne ihm von der Seite her. Sie betrat gerade den Lichtkegel, als sie unachtsam auf einen Zweig trat, der krachend zerbrach. Der Posten schaute hoch. Während sich seine Pupillen schreckhaft weiteten, machte sie eine rasche Rolle vorwärts. Mit dem gestreckten linken Bein versetzte sie ihm den narkotisierenden Schlag; die eisenbesetzte Fußspit-

ze traf ihn exakt an der entscheidenden Stelle unter dem Ohr. Auch er wurde chloroformiert und entwaffnet.

Vorsichtig ging Anne durch das Tor ins Gefängnis. Gegenüber des Eingangs lag das Wachzimmer, dessen Tür einen Spalt offen stand. Aus ihm drang laut Schlagermusik. Links lagen die stahlvergitterten Zellentüren. Ohne Schwierigkeiten wäre Anne an dem Wachzimmer vorbeigekommen, aber sie ging prinzipiell systematisch vor. Sie lauschte an der Tür und machte drei Männer aus, die Skat spielten. Zwei und eins macht drei und drei macht sechs: die ganze Mannschaft.

Sie steckte den Kongo ein, zog ruhig ihre Bluse aus, nahm zwei kleine Wurfmesser aus dem Gürtel und prüfte, dass sie an die zwei weiteren darin steckenden Messer gut heran käme. Dann trat sie die Tür auf. Der Klang der Stimmen hatte ihr bereits angedeutet, wo die Männer saßen, die völlig entgeistert auf das eintretende halbnackte Mädchen starrten. Dem jungen Polizisten, der Anne gegenüberstehende Mann, fielen die Karten aus der Hand. Mit ihrer Nacktheit fesselte Anne die Blicke einige Sekunden länger, als wenn irgendjemand eingetreten wäre, Sekunden, die sie brauchte, um die Lage zu erfassen. Der Mann links von ihr, der diensthabende Sergeant, erholte sich als erster vom Schock. Der erfahrene Soldat bemerkte die sachgerecht, an der Schneidespitze mit zwei Fingern und dem Daumen gehaltenen Messer und versuchte, mit der rechten Hand an seine Pistole zu kommen.

Eins der Messer schwirrte durch die Luft. Präzise traf es den Saum des Jackenärmels neben der linken Hand des Sergeanten, die noch auf dem primitiven Kartentisch aus einer umgestülpten Bananenkiste lag. Zitternd blieb das Messer im Holz stecken. »Eine Bewegung und das nächste steckt in deinem Herzen, du Hurensohn«, bellte Anne. Mit der frei gewordenen linken Hand zog sie eine Ampulle aus der Hosentasche, die sie im Hinausgehen auf dem Boden zertrat. Mit einer raschen Bewegung nahm sie bei angehaltenem Atem den großen Schlüsselbund, der an der Wand neben der Tür hing. Dann zog sie die Tür zu und wartete einen Moment. Der Sergeant stürzte zum Fenster, das mit Laden verschlossen war. Dabei

musste der fast sechzigjährige beleibte Mann tief luftholen. Bevor er das Fenster öffnen konnte, fiel er betäubt zu Boden. Den Atem anhaltend schaute Anne noch einmal kurz in den Raum, um sich zu vergewissern, dass alle drei Männer ohnmächtig waren.

Anne wusste, in welcher Zelle Pedro lag. Sie schloss sie auf. Einem der Mithäftlinge drückte sie die Schlüssel in die Hand und sagte ihm, er solle bis hundert zählen und danach die anderen freilassen. Er fragte nicht warum. Doch zu Pedro gewandt erklärte sie: »Ich habe keine Lust, mit einer Horde wilder spanischer Affen rauszugehen.«

Die Polizei sollte nie herausfinden, für wen diese meisterhaft durchgeführte Gefangenenbefreiung organisiert und von wem sie organisiert worden war. Aber mit beiden – für den und von der – sollte sie in Zukunft noch viel zu tun haben« (S. 215 ff).

Was immer an diesem Bericht auf Fakten beruht und was Ausschmückung ist, er gibt einen kleinen Eindruck von dem, was Chérie die nächsten Jahre trieb und wie sie es trieb.

Donoso setzte seine Niederlage gegen Chérie im Juvelendiebstahl und die Demütigung, von einer Frau befreit worden zu sein, nicht in Ressentiment um, sondern in unbedingte Treue gegenüber Anne, die er liebevoll und ehrfürchtig zugleich »la princesa«, Prinzessin nannte. Er wurde ihre »rechte Hand« und zusammen mit El Mecanico, El Cuchillero und El Mago bildeten sie den Kern von »La Red«.

Lauren Jackson erinnert sich in ihrem Tagebuch folgendermaßen an Pedro Donoso:

»Viele Probleme unsere Beziehung habe ich mit meiner verfuckten »envidia«, vielfach bestimmt unbegründet, verursacht. Aber auf die beiden, auf die ich hätte eifersüchtig sein dürfen«– im üblichen Verständnis, weil sie in ihrem Herzen oft vor mir standen – war ich nie eifersüchtig, auf Niño & Pedro [Donoso]. Sie waren meine Verbündeten.

Ihre Beziehung zu Pedro ¿muy? ¿extraño!: zwar körperbezo-

gen & oft auch erotisch, aber strikt asexuell. Der Körper zwischen beiden wie eine Maschine. Manchmal dachte ich es mir so: Da sind zwei ›Seelen‹, die neben etwas stehen, das sie ›ihre Körper‹ nennen, & sie unterhalten sich über Reparatur & ›tuning‹. Sie waren beide nicht in ihrem Körper – manchmal: dann wenn sie trainierten – & so wie Du Autos tauschen kannst, können sie ihre Körper tauschen. Ihre Beziehung ist auto-erotisch. Das ist wohl die richtige Beziehung zwischen Trainer & Trainiertem« (Walden III, S. 192).

»la red«

Wann die Gruppe um Chérie sich den Namen »La Red«, das Netz, zulegte, ist nicht bekannt, sowie fast alle Aktivitäten der Gruppe bis ungefähr 1955 in ziemliches Dunkel gehüllt sind. Niño sagte, er habe nie Einzelheiten erfahren oder auch nur erfahren wollen. Wenn Chérie in ethischen Angelegenheiten zu ihm gekommen sei, habe sie ihm fiktive Geschichten vorgelegt.

»Nehmen wir an«, sagte sie beispielsweise«, berichtet Niño, »du hättest deine Tochter, als du die Priesterweihen bekamst und deine Frau ins Kloster ging, zur Oma gebracht. Nach ein paar Jahren hättet ihr die Nase von der Kirche voll gehabt und wärt wieder zusammen gekommen« – Anne liebte es, solche haarsträubenden Beispiele zu konstruieren – »und hättet zu eurer neun oder zehn Jahre alten Tochter gesagt: Komm zurück. Tochter und Oma aber würden ganz gerne zusammen bleiben, packen die Sachen und verduften. Ist es recht, sie suchen zu lassen und die Tochter in die biologische Familie zurückzuzwingen?« Ich schluckte wegen der bitteren Erinnerungen, die das Beispiel hervorrief und antwortete: »Nein, die natürliche Familie steht höher als die biologische Familie.« Ich glaube, ich habe damit das Glück eines Kindes gerettet; Anne hat den Suchauftrag sicher nicht angenommen« (S. 54).

Lauren Jackson erwähnt in »I Remember ARC« nur im Vorübergehen, dass »La Red sich nur noblen und gerechten Angelegenheiten gewidmet« habe (S. 34). Die Mitglieder von »La Red« fühlen sich offenbar an einen Schweige-Schwur gebunden. Alle wichtigen Mitglieder haben ihn bis heute eingehalten. Es spricht für die ungewöhnliche Ausstrahlungskraft von Chérie, dass sie nur selten Gewalt einsetzen musste, um den Schwur zu garantie-

ren; und dass er wirksam blieb bis lange nach ihrem Tod. Selbst Henríquez kapitulierte vor der Aufgabe, die Aktivitäten von »La Red« im einzelnen zu rekonstruieren. Aber er behauptet, die Sache habe folgendermaßen begonnen:

»Pedro und die anderen wurden auf Annes Vermittlung hin von Fabio für »spezielle Aufgaben« angestellt. Außerdem bekamen sie eine Ausbildung bei Joaquín verordnet. Die Idee, eine eigene Organisation zu gründen, erwuchs aus einem Vorfall: Als Anne irgendwann Ende 1947 in dem kleinen Lädchen »El Boliche« im »barrio fiallo« einkaufte, wo sie Stammkundin war und auch ins hinten gelegene Lager gelassen wurde, bekam sie mit, wie ein Abgesandter von El Espejo (»Der Spiegel«) Schutzgelder eintreiben wollte. El Espejo war eine Verbrecherorganisation, die von Hector Molina, dem Bruder des Diktators, geführt wurde, was ihr einen halboffiziellen Status verlieh. Der Bolichero, der Krämer, war ein alter gutmütiger Mann, der das Prinzip nicht verstand. »Wofür Schutz?« El Espejos Mann wollte ihm eine Lektion erteilen, aber Anne trat aus dem Lager kommend dazwischen. Am nächsten Tag war der Ladenbesitzer tot. Anne kündigte bei Fabio und übernahm El Boliche von der völlig verzweifelten Frau des Bolichero. Ihre vier Gefolgsleute setzte sie zum Schutz gegen El Espejo ein. Nach und nach übernahmen sie auch den Schutz anderer Geschäfte gegen die »Schutzorganisation«. Der Unterschied zwischen La Red und El Espejo bestand darin, dass La Red erstens niemandem den Schutz aufzwang, zweitens sich nur für tatsächliche Leistungen bezahlen ließ und drittens nicht mehr als einen angemessenen Preis verlangte. La Red war von Anfang an eine private Polizei, die auf dem Grundsatz des Naturrechts basierte« (S. 214).

Der letzte wertende Satz spiegelt sicherlich das Selbstbewusstsein von Chérie zumindest in späterer Zeit wieder; ob er so pauschal die Wirklichkeit trifft, kann nur sehr schwer überprüft werden. Niños Aussagen bestätigen allerdings, dass sich Chérie um die moralische Legitimation ihrer Aktionen Gedanken machte.

Nach den Polizeiakten, in denen die Bezeichnung »La Red« erstmalig 1951 auftauchte, steht fest, dass es eine außerordentlich erfolgreiche Organisation war. Sie expandierte mit der Zeit zu einem großen Unternehmen. Unter dem Deckmantel einiger legaler Firmen, von denen El Boliche nur der Anfang war, betrieb »La Red« Geschäfte hauptsächlich im Bereich von Sicherheit, Information und Transport. Kunden waren Betreiber illegaler, aber nach Chéries Meinung nicht verwerflicher Geschäfte wie Drogenhandel, Glücksspiel, Prostitution und Schmuggel, oder Leute, die von Verbrechern oder Polizisten verfolgt, erpresst oder behindert wurden. In den 1950er Jahren entstanden von »La Red« betriebene Schiedsgerichte. Versicherungsgesellschaften etwa wandten sich an »La Red« zur Auffindung gestohlener Gegenstände und zur Regelung der Schadenssachverhalte mit den Tätern außerhalb der schwerfälligen und vernünftigen Lösungen meist nur im Wege stehenden staatlichen Gerichte. Der unumstrittene Boss der Organisation war Anne R. Chérie, oder »la princessa«, oder einfach »ARC«. In ihrem Dienst standen Politiker, Beamte, Richter, Polizisten, offiziell registrierte und zugelassene Detektive, ehrbare Geschäftsleute neben kriminellen Elementen aller Art. Aber nur eine handvoll Leute wusste, wer an der Spitze der Organisation stand.

An der Stelle, an der Niños erste Hütte gestanden hatte, errichtete Chérie Anfang der 1950er Jahre für Lauren, Niño und sich eine hübsche, sehr schlichte Villa. Um diese herum entstanden einfache, doch durchaus gut gebaute Häuser, die hauptsächlich von Angestellten der Organisation bewohnt wurden. Aus dem Elendsviertel wurde ein blühender Stadtteil, der heute »Barrio de la Anne« genannt wird. Henríquez vermutet, dass auf dem wirtschaftlichen Zenit der Organisation 1956 sie einen Anteil von 7-9% am Sozialprodukt hatte. Doch damit sind wir bei einem völlig neuen Abschnitt in Chéries Leben angelangt.

gatablanco und die begegnung mit der politischen ethik

In den knapp fünf Jahren (Anfang 1928 bis Ende 1932), in denen Professor Dr. Liberto Callejas an der Universität Santo Tomás de Aquino lehrte, bevor er Niño wurde, entfaltete er eine erstaunlich große akademische Wirkung. Etliche Studenten hingen an seinen Lippen, die ihnen die blanke Wahrheit zu verkünden schienen. Zwei von ihnen promovierten bei ihm: 1930 Pablo Hombueno (1904-1985) mit der Arbeit »La ética sexual con Santo Tomás de Aquino« und 1931 Benjamino R Barbarojo (1906-1995) mit der Arbeit »Anstoteles y Tomás de Aquino sobre Sociedad, Derecho y Libertad«.

Die sexualethische Arbeit von Hombueno führte zu einem nur mit Mühe im Rahmen der Fakultät beigelegten Skandal. Man fing schon an zu bereuen, Callejas einen Lehrstuhl verschafft zu haben. Der damals erst ein Jahr im Amt befindliche Erzbischof von Santo Tomás, der die eigene strenge Ausrichtung an Tradition mit größtmöglicher Toleranz verbinden konnte, arbeitete einen Kompromiss aus, nach welchem Hombueno in aller Stille der Dokortitel zugesprochen wurde, aber die Arbeit unveröffentlicht blieb. Barbarojos Arbeit las kaum jemand; darum kam der Skandal, für den auch sie gut gewesen nicht zu stande. Beide Arbeiten gehören in die neothomistische Richtung, die als »katholischer sozialer Liberalismus« (Jauve), oder in der späteren radikalen Interpretation von Barbarojo als »katholischer Anarchismus« bezeichnet werden kann.

Hombueno geht von zwei Seiten an die Interpretation der thomistischen Sexualethik heran: Zum einen baut er auf die Erkenntnisse von Callejas' Buch über die philosophische Ethik bei Thomas von Aquin (1929 erschienen) auf: »Die Einsicht in die Struktur der thomistischen Moral relativiert alle materialen Aus-

sagen, die der Aquinate zur Sexualethik machte. Diese Aussagen sind weder dogmatische Setzungen noch unumgängliche Ableitungen aus der Vernunft; beides verbietet die Struktur der Vernunft, wie Thomas sie fasste. Vielmehr sind es Sammlungen von Gründen für jeweils bestimmte Probleme des menschlichen Handelns. [...] Es wäre völlig unthomistisch, nun die Meinungen des Aquinaten als »Autorität« unbefragt stehen zu lassen« (S. 22). In diesem Sinne griff Hombueno die Dogmatisierung von thomistischen Aussagen an, wie sie sich etwa in dem vatikanischen Ehegericht der Santa Rota darstellt; und an dem Beispiel des »Abratens« (traditionell: des Verbots), während der Menstruation Geschlechtsverkehr zu vollziehen demonstriert Hombueno, dass heute der Grund, den Thomas nannte, nämlich die mögliche Schädigung von Nachkommen, gegenstandslos sei, da wir ja im Gegensatz zu Thomas wüssten, dass während der Menstruation keine Kinder gezeugt werden können. »Thomistisch gesehen besteht dieses Verbot also moralisch nicht mehr« (S. 30). In gleicher Weise argumentiert er gegen das »Verbot« von »mulier supergressa« (Frau oben), weil in zwischen bekannt wäre, dass so Zeugung nicht – wie Thomas meinte – ausgeschlossen sei (S. 34). Hombueno geht die »Verbote« dutzendweise durch, die er für gegenstandslos erklärt.

Zum anderen sammelt er in seiner Arbeit die Äußerungen, die Thomas' generell positives Verhältnis zur Sexualität und besonders zur geschlechtlichen Lust belegen sollen. Seine Interpretation gipfelt in der Feststellung: »Nach Thomas ist die populäre katholische Auffassung, echte Liebe müsste der Sexualität vorausgehen, wäre gleichsam die Vorbedingung ihrer Sündenlosigkeit, zumindest nur eine von zwei moralisch gleichwertigen Alternativen: Er neigte eher der gegenteiligen Auffassung zu, dass die Liebe Folge der Sexualität sei« (S. 114). Es schließt sich eine ausführliche Darstellung an, inwiefern Thomas die die Sexualität begleitende Lust nicht ablehnte, sondern im Gegenteil aristotelisch als Indikator der Güte einer Handlung ansah; er vielmehr (ebenfalls im Sinne der aristotelischen Handlungstheorie) die Lust nur nicht als Ziel der Sexualität ansehen wollte: Ein Ziel (neben Zeugung) sei nicht die eigene, wohl aber die Lust des

Partners. Hombueno kann zahlreiche Stellen bei Thomas auf-führen, in denen er sexuelle Handlungen, die er eigentlich für sündig hielt (während der Menstruation, mulier supergressa usw.), erlaubt, wenn auf andere Weise der Partner nicht zu be-friedigen sei (S. 128f). Derart bestätigt sich die Interpretation des ersten Teils, dass es sich nicht um Verbote, sondern um Rat-schläge handelte.

Barbarojo denkt an einer Stelle weiter, die Hombueno nur am Ende seiner Arbeit streift, nämlich an der Frage, »welche Forde-rung aus der (Sexual-)Ethik für das gesetzlich geregelte Zu-sammenleben der Menschen folgt« (Hombueno, S. 138). Hom-bueno deutet an, dass praktisch aus der Ethik keine Gesetze ab-zuleiten seien, ausgenommen vielleicht ein Zwang, für das leib-liche Wohl gezeugter Kinder aufzukommen. Barbarojo stellt die Frage allgemein für das Verhältnis zwischen Ethik, Recht und Gewalt. »Recht« definiert er als »legitime Drohung mit Gewalt, um Ansprüche durchzusetzen« (S. 51). Aber welche Ansprüche sind »legitim«? Diese Frage zu stellen, bedeutet nach Barbarojo bereits, sich auf der Ebene von Vernunft- und Naturrecht zu be-wegen. Denn »eine Frage verlangt nach vernünftiger Beantwor-tung« (S. 53); damit scheidet Barbarojo zufolge die Vorstellung aus, »positive menschliche Gesetze« könnten Recht schaffen: »Dezisionistische Rechtsauffassungen widersprechen sich selbst. Sie können nur Regeln aufstellen, nach denen Gewalt geübt wer-den darf, aber nie zu Recht führen« (S. 58).

Nur ein von Gott gesetztes positives Recht wäre wider-spruchsfrei zu denken. An dieser Stelle führt er Thomas' Theorie ein: »Thomas vertrat keinen religiösen Rechtspositivismus. Viel-mehr vertraute er darauf, dass Gott dem Menschen einen Ver-stand gegeben hat, mit dem er sinnvolle Erkenntnisse zu leisten vermag. Darum verteidigte er die Unabhängigkeit der Philoso-phie von der Theologie und verkündete die Fähigkeit des Men-schen, die physikalischen und moralischen Gesetze der natür-lichen Ordnung aufzudecken. [...] Der Scholastiker Suarez ging 1619 gar so weit zu konstatieren, dass selbst wenn man davon ausginge, Gott würde nicht existieren, kein anderes Recht als das bekannte Recht der Vernunft herrschen könne« (S. 62).

Barbarojo beantwortet die selbstgestellte Eingangsfrage dann dahingehend, es sei »logisch kein anderes Prinzip des einklagbaren Naturrechts möglich als das der Freiheit. Denn da sich die Natur nur durch die Vernunft erschließt, die keine Instanz hat als das Urteil eines vernunftbegabten Wesens, kann eine Begründung, etwas sei von Natur oder der Vernunft gemäß so oder so, niemals andere Verbindlichkeit als die des Arguments beanspruchen. Einen anderen Menschen also einer Bestimmung zu unterwerfen, die dieser nicht selbst aus eigener Vernunft akzeptiert, bedeutet ein Selbstwiderspruch im Naturrecht. [...] Der Begriff der so konstituierten naturrechtlichen Freiheit kann nicht eine verschwommene ›Freiheit‹ meinen, alles tun dürfen, was einem Menschen gerade in den Sinn kommt, und die Mitmenschen müssten das hinnehmen oder gar unterstützen. Vielmehr kann es nur die Freiheit sein, alles das zu tun, was man tun kann, ohne die Freiheit eines anderen zu beschneiden« (S. 75f). Mit diesen Sätzen hat Barbarojo explizit die von Hombueno am Beispiel der Sexualethik implizit vorgeführte Interpretation ausgedrückt.

Barbarojos Schritt über Hombueno hinaus ist ein zwischen gelehrten Zitaten eingeklemmter kleiner Satz - »Prinzipiell ist es nicht möglich, dass Staat und Recht zusammen kommen« (S. 106). Der moderne Staat – so lautet das Argument – behalte sich einerseits zahlreiche Monopole für Handlungen vor, von der Rechtsprechung über den Schutz vor Kriminellen bis hin zur Müllabfuhr, Schulbildung usw.; aber zwischen Konfliktparteien zu vermitteln, Mitmenschen zu schützen, ihren Dreck wegzuräumen, ihnen Wissen zu vermitteln, schade niemandem, auch wenn es von nicht-staatlichen Organisationen ausgeführt werde. »Benutzt der Staat also Gewalt – und das muss er, um das Monopol zu garantieren –, um solche Handlungen von privater Seite zu unterbinden, bewegt er sich bereits außerhalb des rationalen Rechts- und Freiheitsbegriffs, der nur anderen schädliche Handlungen verbietet« (S. 127). Andererseits stellt Barbarojo fest, der Staat verstoße mit seiner Steuererhebung gegen die naturrechtliche Freiheit, weil Besteuerung Gewaltanwendung einschließe, ohne dass damit eine Handlung, die anderen schadet, verhindert werde. »Gegen den, von dem Steuern mit Gewalt erhoben wer-

den, liegt keine Klage vor. Also ist die Gewaltanwendung in diesem Falle, obwohl sie für den Staat lebensnotwendig ist, illegitim« (S. 148). Die restlichen zwanzig Seiten der Arbeit sind der These gewidmet, dass das »Recht auf Freiheit, solange sie niemandem schadet« kein für Auslegungen offenes Prinzip sei, sondern eine exakte Grenze definiere: »Jeder kann mit seinem Eigentum frei verfahren, während die Verletzung des Eigentums anderer zu unterbleiben hat. Es gibt kein soziales Rechtsproblem, das nicht mit dieser Formel zu entscheiden wäre« (S. 166).

Da diese Schrift die referierten Gedanken inmitten von Zitaten lateinischer, griechischer, hebräischer, mitteldeutscher und altenglischer Sprache, Nachweisen und akademischen Bemerkungen enthält, wurde sie von Callejas' Kollegen nicht so kritisch beäugt wie Hombuenos Arbeit, die die Provokationen offen zur Schau stellt.

Hombueno wurde Studentenfarrer – eine sehr umstrittene Entscheidung des Erzbischofs – und Barbarojo, zunächst Assistent von Callejas, bekam 1935 dessen Lehrstuhl. Über beide unbequemen Köpfe hielt der Erzbischof seine schützende Hand, sodass sie alle Terror- und Säuberungswellen des Diktators überlebten. Dazu kam, das Molina wert auf eine Universität mit gutem internationalen Ruf legte; ihr waren Freiheiten vergönnt, die außerhalb von ihr undenkbar gewesen wären.

Trotz des gemeinsamen Ausgangspunkts führten die Wege von Hombueno und Barbarojo auseinander. Hombueno wandte sich vornehmlich soziologischen und psychologischen Themen zu; Barbarojo arbeitete an der Entwicklung einer »scholastischen Ökonomie«, die er als »Antizipation von Adam Smith« bezeichnete (in: *Hombre, economia y estado*, S. 493).

Über ein Gespräch bei der Zensurbehörde, als er 1948 »*Hombre, economia y estado*« dort zur Publikationsgenehmigung vorlegte, berichtet Barbarojo im »*Occidente*« vom 14. Sept. 1961:

»Der Beamte blätterte lustlos in dem 900-Seiten Manuskript und sagte: ›Unser Wohltäter Molina kommt nicht drin vor. – ›Nein‹, antwortete ich, ›das ist wahr.‹ – ›Er sollte aber.‹ – ›Es ist ein Buch über Prinzipien; Molina ist ein Mensch.‹ – ›Er hat

viel für die Wirtschaft getan.« – »Indem«, erklärte ich, »er sich aus der Wirtschaft herausgehalten hat, wie er immer wieder betont.« – »Auch«, wechselte der Beamte das Thema und rutschte unbehaglich auf dem Stuhl hin und her, »der Staat kommt nicht vor. Der steht nur im Titel.« – »Nach den Grundsätzen des Wohltäters«, führte ich aus, »hat der Staat in Wirtschaftsfragen nichts zu suchen. Der Staat kommt vor, indem er nicht vorkommt.« – Der Beamte schaute mich verständnislos an: »Er sollte drin vorkommen. Wegen der Wohltaten.« – »Das wäre dann ein anderes Buch.« – »Warum«, murrte der Beamte, während er mir den ersehnten Stempel aufs Manuskript drückte, »schreiben Sie nicht dieses andere Buch, Señor, anstatt diese 900 überflüssigen Seiten? Ach, ihr Intellektuellen seid alle gleich. Kommunisten. Was für ein lausiger Job hier!« – In der Druckfassung standen dann sehr wohl einige Bemerkungen über den Staat im Buch: kritische Bemerkungen.«

Der Unterschied zwischen beiden Denkern kann an ihrer Stellungnahme zu dem staatlichen Sozialwohnungsbau in den 1930er und 1940er Jahren abgelesen werden (in einem der Bauten lebten 1935/36 Niño und Anne): Hombueno kritisierte, dass die Wohnungen »nicht für und mit den Bewohnern, orientiert an und in der Gegend, in der sie stehen« geplant wurden, dass sie »hässlich« und »kulturell wertlos« seien, und er sagte voraus, dass die Blöcke bald leerstehende Ruinen sein würden, weil in ihnen »niemand wohnen möchte« (El Espectador, 8. Juli 1937); während Barbarojo die »Entfernung von dem nützlichen Grundsatz der staatlichen Nichteinmischung in die Wirtschaft« missbilligte; und auch er sagte eine baldige Verödung der Siedlungen voraus, weil »die staatlichen Ausgaben Steuererhöhungen mit sich bringen werden, die den Bewohnern bei den gegenwärtigen Löhnen die Miete unerschwinglich werden« ließen (Occidente, 11. Juli 1937). Die beiden Kritiker scheinen nach ihrer Studienzeit bis in die 1950er Jahre hinein gar keinen, oder wenigstens nur sehr wenig Kontakt zueinander gehabt zu haben.

Eine entscheidende Änderung verursachte das Auftauchen des jungen Philosophie-Studenten Errico M. Gatablanco. Er hatte

einen lockeren informellen Gesprächskreis organisiert, in welchem sich liberale Opposition gegen die Diktatur Molinas artikulierten. Man nannte sich »Aficionados al Libertad« (Freunde der Freiheit). Unter den fünf bis sechs Teilnehmern gehörten neben Gatablanco zum festen Bestand die Tochter des liberalen Verlegers Jauve, Marguerite Jauve (geb. 1928), der Amerikanistik-Dozent Tomaso Jefeliejo (geb. 1911) und die radikale Hispanistik-Studentin Clairá D. V. Ovo (1929-1962).

Über die gemeinsame Lektüre der Schriften von Liberto Callejas und der beiden von ihm betreuten Doktorarbeiten kam die Gruppe zu der Überzeugung, dass »Hombueno und Barbarojo zu mischen, eine geschlossene liberale Sozialphilosophie mit politischer Sprengkraft ergeben würde« (Gatablanco, in: Hombueno u. a., S. 85). Gatablanco gewann Barbarojo, der auch die Lehrbefugnis in Philosophie besaß, für den Plan einer Doktorarbeit über Callejas, Hombueno und Barbarojo. Die Arbeit mit dem Titel »La teoria critica de Neotomismo« enthält im ersten Teil die zusammenfassende Darstellung der drei »neothomistischen« Autoren und im zweiten Teil eine Auseinandersetzung mit der amerikanischen Revolution, deren Geschichte Gatablanco durch Jefeliejo vermittelt bekannt war. Er stellte die These auf, dass das »größte, weitreichendste und erfolgreichste liberale Experiment in der Geschichte«, die Amerikanische Revolution, »gescheitert« sei, denn »auf Dauer ist die staatliche Macht nicht begrenzt worden«, und zwar aufgrund der »eigenen Inkonsequenz« (S. 115). Er billigt Jefferson zu, das Problem erkannt zu haben, aber kritisiert, dass er nicht energisch genug den Standpunkt des Sezessionsrechts gegen die zentralistischen Befürworter einer starken Union vertreten habe. Mit der »kritischen neothomistischen Theorie« sei das Problem zu lösen, denn sie habe gezeigt, dass »Recht nicht an monopolisierte zentralstaatliche Instanzen« gebunden sei, sondern »natürlich und spontan im geselligen Mitleben der Menschen entsteht und verteidigt wird« (S. 132). Schließlich stellt er fest: »Das liberale Ideal ist dauerhaft nur in der Anarchie lebensfähig« (S. 154). Die anarchistische politische Tradition kannte Gatablanco durch Ovo, die sich als Hispanistikerin besonders mit dem Anarchismus in Spanien, Ar-

gentinien und einigen anderen Ländern der spanisch-sprachigen Welt beschäftigte.

Einen persönlichen Kontakt zwischen Hombueno und Barbarojo brachte Gatablanco nicht zustande, bis er 1955 verhaftet wurde. Die Arbeit war eingereicht, von Barbarojo angenommen worden, aber noch vor dem Rigorosum verhaftete die Staatssicherheitspolizei den Autor. Die Anklage lautete »fortgesetzte kommunistische [sic!] Subversion in Wort und Schrift«. Da Mitte der 1950er Jahre wieder einmal besonderer politischer Terror Molinas System schützen sollte, dem schon etliche sozialistische, kommunistische, liberale, demokratische und konservative Kritiker des Diktators zum Opfer gefallen waren, machten sich der Doktorvater und der Seelsorger ernste Gedanken über das Schicksal ihres Schützlings. »Zum ersten Mal seit 20 Jahren traf ich mit Benjamino zusammen«, notiert Hombueno (in: Hombueno u. a., S. 4), um über Möglichkeiten zu beraten, Gatablanco zu retten. Ein erster Versuch über den nun greisen Erzbischof scheiterte: Der Erzbischof, immer noch tolerant, jetzt aber müde, enttäuscht und eingeschüchtert, ließ wissen, er sei machtlos.

Als Gatablanco in ein unbekanntes Gefängnis verlegt wurde, war höchste Eile geboten: Die Verlegung »nach unbekannt« war oft der erste Schritt vor der Liquidierung. Hombueno – als Studentenpfarrer stets gut informiert – hatte von einer kriminellen Organisation gehört, die kommerzielle Gefangenenbefreiung vornimmt. Er kam mit Barbarojo überein, es auf diesem Wege zu versuchen, wenn sie sich die Sache leisten könnten, und Gatablanco dann ins sichere Ausland zu bringen. Man fragte in Fabios Café americano – immer noch der beste Platz, um Kontakte nach »unten« (oder »oben«) zu knüpfen – an und erfuhr, dass der Weg über die Dedektei SIT, die mehrere Stockwerke in einem großen modernen Bürohochhaus in der Innenstadt belegte, führe, bei der ein Suchauftrag aufzugeben sei. Hombueno berichtet, was dann geschah:

»Bei der Dedektei SIT empfing mich eine Dame mit einer Freundlichkeit, die früh von Kindern in glücklichen Kleinfamilien gelernt wird – sie sagt: Ich bin zufrieden, oder vielleicht

geht es mir auch schlecht, aber das geht Sie nichts an; meine Erfahrung lehrt, dass die Menschen draußen nur Übel bringen, doch um des lieben Friedens willen ›keep smiling‹ und keine persönliche Bemerkung. Die Dame nahm meinen Suchauftrag ohne eine sichtbare Reaktion ständig lächelnd auf, alle Angaben in ein Formblatt eintragend. ›Wenn dies in polizeiliche Hoheit fällt‹, sagte sie zum Schluss, ›können wir nichts machen. Man gibt dort nicht immer Auskunft. Sie erhalten Nachricht. Haben wir Pech, und es ist nicht möglich eine Auskunft zu erlangen, entfällt jede Gebühr. Andernfalls erhalten Sie einen Kostenvoranschlag und können sich dann überlegen, ob Sie den Auftrag geben.‹ Unglücklich drängte ich, sie sollten sich beeilen, es bestünde Lebensgefahr. Die Dame geleitete mich zur Tür. Für einen Augenblick wurde ihr Gesicht ernst, sie legte mir die Hand auf die Schulter – für einen Augenblick war ich in die Familie aufgenommen – und versicherte leise: ›Machen Sie sich keine Sorgen. Wir machen das schon.‹

Bereits am Nachmittag des gleichen Tages tauchte ein Mann bei mir auf, der mir eine mysteriöse Einladung überbrachte. (Wie ich später erfuhr, war der Mann Pedro Donoso.) Er sagte nicht viel. Sein Verhalten zeigte einerseits, dass er einem Befehl folgte, andererseits dass er durchaus nicht ein Bote war. Das Verhalten stammte aus einer unglücklichen Konstellation in der Jugendzeit, vielleicht dem frühen Tod der Mutter, die eine Überwindung des Ödipus-Komplexes verhindert.

Pedro fuhr mich zu einem vornehmen Haus in dem neu entstandenen ›barrio nuevo‹. Er ließ mich aussteigen, bevor er den auffälligen Mercedes in einer der fünf Garagen mit automatischen Toren parkte. Am Eingang stand, es würden hier Maria Anna Favorito, Lauren Jackson und Jesus Niño Favorito wohnen. Ich erkannte den Stil des amerikanischen Architekten Percival Goodman, einem Neofunktionalisten. Aus dem Sandstein dieser Gegend waren die unverputzten Wände gebaut; große, auf den Lauf der Sonne ausgerichtete Fenster spendeten großzügig Licht. Obwohl keine überflüssigen dekorativen Elemente verwandt wurden, machte das Ganze einen

starken ästhetischen Eindruck. Ein meisterhafter Entwurf hatte sich mit edlen, wenn auch nicht exotischen Materialien verbunden; der Stil war nicht auffällig, weil er sich an der Landessitte, Häuser zu bauen, orientierte, aber drückte verhaltene Exquisitität aus. Von dem Haus hatte ich in einem US-Architektur-Journal gelesen. Ich wunderte mich nicht schlecht: Er gehörte nämlich der dem Vernehmen nach reichsten Frau und nach dem Diktator vielleicht sogar reichsten Person unseres Landes.

Über den von der atriumförmigen Villa an drei Seiten umschlossenen Hof, der in einer gepflegten Weise ein nierenförmiges großes Swimmingpool beherbergte, geleitete mich Pedro zu einem separaten Eingang am Westflügel. Es ging einige Stufen hinab, und ich stand in einer Turnhalle. Einige Leute trainierten. Pedro zeigte auf eine Frau und sagte: »Die Prinzessin« – er sagte das mit einer betörenden Mischung aus Verehrung, Unterwürfigkeit, Ironie und Selbstbewusstsein – »wird gleich aufhören und sich mit Ihnen beschäftigen.« Mit einer an Masochismus grenzenden Selbstbeherrschung des Körpers stürzte die Frau durch eine Rolle vorwärts auf einen Mann zu, der unbewegten Gesichts auf einer Kiste saß. Sie versuchte, ihn mit einem Bein am Kopf zu treffen, doch der Mann hatte blitzschnell abgewehrt, ohne seinen völlig desinteressierten Blick zu verändern. Die Frau startete einen weiteren Versuch. Aber sie täuschte jetzt den Schlag mit dem Fuß nur an. Stattdessen richtete sie sich auf, und während die Hand des Mannes noch in der überflüssigen Abwehrhaltung verharrte, schlug die Frau zu. Der Mann fiel vom Kasten. In einem Schlaglicht sah ich, wie meine Mutter vor langer Zeit den Vater zu Boden schlug und ich das Gefühl hatte, selbst zu Boden zu gehen. Er starb (nein, er ging nur weg). Mir wurde schwarz vor den Augen, und ich schwankte. Pedro hielt mich auf und sagte: »Es war kein fester Schlag, Señor.« Die Frau hüpfte derweil auf und ab und rief erfreut: »Ich hab's geschafft! Ich hab' ihn besiegt!« Pedro klatschte in die Hände. Der Mann stand auf – wieder sagte sein Gesichtsausdruck nichts – und er gab der Frau förmlich die Hand: »Gratuliere«,

sagte er. »Ich glaube, das reicht für heute.« Er ging zu einem Mann, der in einer Ecke mit dem Messer übte.

Die Frau kam zu mir. Die Konzentration, von der sie während des Kampfes gekennzeichnet war, war einer freundlichen, fast kindlichen Offenheit gewichen. Es war kein einfacher Rollenwechsel, sondern ein Identitätstausch: ein Mensch, dessen Ich entweder keine Vorgeschichte hatte oder gleichsam unter verschiedenen Vorgeschichten auswählen konnte - beides Bedingungen, die ich für nicht erwägenswert hielt, bis ich in das Gesicht dieser Frau schaute. Es war, natürlich, genau die Mutter, die Pedro brauchte, um sein seelisches Gleichgewicht zu halten, ohne in Konflikt mit sich selbst zu geraten. »Seit fast zehn Jahren«, erklärte mir das Rätselwesen, »versuch ich, Joaquín in dieser Situation zu besiegen. Damals wandte ich den Tritt in einer gefährlichen Sache an. Joaquín hat mich geschimpft, er sei zu unsicher. Es ist wirklich nicht möglich, einen geübten schnellen Gegner mit dem Rollentritt zu besiegen. Bis mir der Trick einfiel. Und dann hat es gedauert, bis ich schnell genug hochkam, schnell genug für Joaquín. Mit Pedro habe ich geübt und geübt. Und heute hat es auf Anhieb geklappt. Joaquín ist total fertig.« Zu Pedro sagte sie: »Danke.« – Pedro stellte mich nun förmlich vor: »Prinzessin, das ist Señor Hombuena.«

Der Trennungsschock meiner Kindheit, der mich auf einer vor-sexuellen Entwicklungsstufe festnagelte, verhinderte auch, dass ich mich rasch an ungewohnte Situationen anpaßte. Vielmehr flüchtete ich in das infantile Staunen, in welchem sich Traum und Realität vermischen. Nichts von dem, was ich sah, und von dem Verhalten der Menschen, die mich umgaben, erinnerte an die gewohnte universitäre Atmosphäre. Da war der Mann, der mich schweigend hergebracht hatte, ohne sich vorzustellen – einen Moment lang hatte ich ihn für einen Zivilpolizisten gehalten –; das berühmte Haus, von dem ich gelesen hatte und das ich nie im Leben zu betreten erwartete; die Kampfszene, in der zwei Menschen so blitzschnell reagierten, wie ich es noch nicht gesehen hatte; die wenigstens scheinbare Brutalität und das eigenartige unbewegte Verhal-

ten des besiezten Mannes; die schöne Frau, die innerhalb von Sekunden in zwei verschiedene Identitäten geschlüpft war und von der ich wusste, dass sie eine weitere Identität als schwerreiche Unternehmerin besaß. Und was hatte das alles mit meiner Sorge um das Wohl von Errico zu tun?

›Anne R. Chérie‹, sagte die Frau und streckte mir die Hand hin. ›Ich freue mich, dass Sie gekommen sind.‹ Ich hatte keine Wahl gehabt. Sie bedeutete mir, ihr zu folgen, und ging zu einer Bank, auf der ihre Kleidung lag. Ohne Anzeichen von Scham zog sie sich Turnhemd und -hose aus und kleidete sich an. Vor mir stand wahrhaftig, so musste ich mir zugestehen, eine erholsame Lücke in den dicht gewebten Maschen unserer oberflächlichen Kultur. ›Was trinken Sie?‹ fragte Anne.

Anne bediente eine Sprechanlage, nachdem sie fertig angekleidet war, und bestellte Getränke auf die Veranda. Sie führte mich auf den Hof an die Stelle, an der auf einer mit Steinplatten ausgelegten schattigen Ecke Stühle und ein Tisch standen. Kaum hatten wir uns gesetzt, kam ein Bediensteter, ein relativ heller, hochgewachsener Spanier, mit schwarzem Schnauzbart, nachlässig gekleidet, doch bewegte er sich mit einer gewissen Eleganz. Formvollendet servierte er die Drinks. ›Danke, Martin.‹ Als er gegangen war, sagte Anne verschwörerisch zu mir herübergebeugt: ›Es ist kindisch, aber ich mag mich von weißen Männern bedienen lassen.‹ Dann setzte sie sich wieder aufrecht hin dabei straffte sie ein wenig ihre Haltung. ›Señor Hombueno‹, sagte sie. ›Sie sind in einer heiklen Angelegenheit hier und sicher ungeduldig. Zuerst mochte ich aber noch sagen dass Sie mir nicht ganz unbekannt sind. Sie haben eine Zeit lang für einen, na sagen wir: verschollenen Kollegen Bücher ausgeliehen ‹ – ›Für Liberto?‹ – ›Ja. Sozusagen seine Schülerin war ich. Nun‹, ihr Ton wurde sehr fest, ›wir haben festgestellt, dass Sie kein Spitzel sind, der uns eine Falle stellen will.‹ – ›Darf ich‹, unterbrach ich vorsichtig, ›fragen wer »wir« und »uns« ist?‹ – ›Vielleicht sollten Sie das nicht so genau wissen wollen‹, beschied sie mich. ›Sie wollen, dass ein gewisser Señor Gatablanco, Philosophie Student Doktorant bei Professor Barbarojo, zur Zeit in Haft an unbe-

kanntem Ort, gesucht und befreit wird. Ist das korrekt?« – »Ja. Nur dass ich noch gar nicht so weit gekommen bin, eine Befreiung in Auftrag zu geben. In dem SIT-Büro wollte man nur die Suchanzeige aufnehmen.« – »Sagen wir, ich habe das mit der Befreiung vermutet. Intuition.« – »Und Sie«, fragte ich ungezogen, »haben Verbindung zu jener sagenhaften Organisation, die einige der größten bekannten Verbrechen der vergangenen Zeit zu verantworten hat?« – Scharf antwortete sie: »Gefangenenerbefreiung ist keine legale Sache.« – »Ich wollte Sie nicht angreifen«, beruhigte ich, »oder Illegalität grundsätzlich verurteilen.« – »Gut«, beschied sie kurz. »Die Sache ist, wie gesagt, recht heiß. Wir werden Ärger bekommen. Sie werden unser Risiko nicht bezahlen können. Ich werde es selbst übernehmen. Eine Gebühr von zehntausend Pesos für unsere Auslagen – ist das für Sie erschwinglich?« – »Wenn Sie mit zwei oder drei Raten zufrieden wären?« Sie machte eine zustimmende Geste. Vorsichtig gab ich zu bedenken: »Und dann wäre da noch das Problem, für die weitere Sicherheit des, äh, des Gefangenen zu sorgen. Wir, Señor Barbarojo und ich, hatten ans Ausland gedacht.« – »Die Sicherheit wird von uns garantiert, bis wir wissen, was wir mit ihm machen.« Anne sagte das, als gäbe es keine Probleme. Die geschäftliche Unterhaltung war abgeschlossen, und Anne entspannte jeden Muskel ihres durchtrainierten Körpers. Beiläufig drückte sie einen Knopf an ihrer Stuhllehne. Martin war zur Stelle. »Der Señor möchte gehen. Pedro wird ihn nach Hause fahren.« Doch bevor Martin mich mitnehmen konnte, trat eine weiße Frau – Lauren Jackson – auf die Veranda. Eine äußerlich strenge, aber im Grunde doch tolerante Mutter hatte die Tochter zu einer Person erzogen, die ihr Eingeschüchtert-Sein in selbstbewusste Zartheit umwandeln konnte: Annes ideale Ergänzung. Sie gab Anne einen Kuss. Anne fragte: »Das ist Señor Hombueno. Hast du etwas dagegen, wenn wir ihn gelegentlich einladen?« – »Sollte ich?« – »Nein. Niño wird sich freuen. Es ist einer seiner Schüler. Gut«, Anne wendete sich an mich. »Können Sie übermorgen mit Señor Barbarojo zum Abendessen kommen, so um sieben? Ich koche selbst.« – »Über Señor

Barbarojos Zeit kann ich nicht verfügen, doch ich werde ihn fragen. Und ich komme gerne.«

Anne hatte mich schon bei dieser ersten Begegnung fasziniert und erschreckt, sie selbst ebenso wie ihr Verhältnis zu Pedro, zu Lauren, zu Joaquín, zu ihrer ganzen Umwelt. Die Handicaps, die uns andere Menschen mit einer normalen kaputten Familiensozialisation bedrängen, kannte sie nicht. Doch schien ihr auch etwas zu fehlen. Die Welt und die in ihr lebenden Menschen gehörten ihr – aber war sie in der Welt? Vielleicht, so musste ich mir allerdings sagen, war unser Konzept von »Welt« falsch.

Auf der Rückfahrt informierte mich der schweigsame Pedro kurz, dass ich von der Polizei observiert würde. Damit nicht »jeder« gleich wisse, dass ich die »Prinzessin« besucht hätte, habe man die Beschatter abgelenkt. Sie dächten, ich hielte mich im Café americano auf. Er fuhr mich dorthin, und in der Toilette sollte ich den Doppelgänger ablösen. (Er war mir tatsächlich täuschend ähnlich zurecht gemacht.) Für den Fall, dass ich die Einladung zum Abendessen annehmen sollte, gab er mir eine Telefonnummer, die ich anrufen sollte, auch um mitzuteilen, ob Señor Barbarojo kommen werde. Er sagte mir, von welcher »sicheren« Telefonzelle aus ich anrufen sollte. Das Essen war fabelhaft« (S. 58ff).

Wie die Ironie des Schicksals es wollte, stellte sich heraus, dass Gatablanco im Gefängnis von Haina festgehalten wurde, dort, wo Chérie in den 1940er Jahren Pedro Donoso befreite. Inzwischen war es aber zu einem modernen Hochsicherheitskomplex ausgebaut. Chérie organisierte eine aufwendige Aktion, in der neben Gatablanco drei bei ihm in der Zelle liegende bolivianische Rauschgift Händler befreit wurden. Sie legte dann für die Polizei eine Spur, die in die Botschaft Boliviens führte. Einige Wochen später wurde die Hälfte des Botschaftspersonals aus der Tomasischen Republik gewiesen.

Gatablanco wurde in Chéries Villa gebracht: »Der sicherste Ort in ganz Tomasia«, schreibt Henríquez. »Es gab eine Art indirekter Abmachung zwischen Behörden und La Red, das Haus

weder zu observieren, noch in ihm befindliche Personen zu belästigen oder gar zu verhaften« (S. 11). Niño sagt, dass es ihn »fasziniert« habe, quasi »die dritte Generation des Neothomismus kennen zu lernen. Ihr Insistieren darauf, dass die Ethik politisch sei, war etwas, das ich ständig berührt, aber nie realisiert hatte; auch Hombueno und Barbarojo mussten erst darauf gestoßen werden« (S. 18). Bald trafen sich bei Chérie die »Aficionados al Libertad« unter Einschluss von Hombueno, Barbarojo, Niño und selbstredend Chérie.

Auf diese Weise entstand die nicht nur für Tomasia, sondern für die ganze Welt einmalige Form von Opposition, ein »revolutionärer Liberalismus« (Jauve) im 20. Jahrhundert. Innerhalb dieses »revolutionären Liberalismus« gab es durchaus recht weit auseinanderliegende Positionen. Zwei radikale Positionen vertraten Benjamino R. Barbarojo und Clairia D. V. Ovo. Beide verstanden sich als Anarchisten, die den Staat völlig abgeschafft sehen wollten, je schneller desto besser. Doch bewunderte Barbarojo das Unternehmertum, erblickte er in dem freien Markt die anarchistische Form der Vergesellschaftung, während Ovo auf das syndikalistische Modell von Arbeiterselbstverwaltung setzte. Da beide unumschränkte Freiwilligkeit forderten, also jeder die vom anderen angestrebte Vergesellschaftungsform akzeptieren konnte unter der Voraussetzung, sie sei freiwillig, eine Voraussetzung, die sie aber auch für die Existenz des eigenen Modells machten, gab es »im Prinzip keine Differenz« (Gatablanco); allerdings war die emotionale Differenz groß. Pablo Hombueno und Errico M. Gatablanco traten für eine moderate Form des Anarchismus ein, die nämlich Übergangszeiten mit langsamem Staatsabbau vorsahen; dabei tendierte Hombueno zur syndikalistischen Auffassung von Ovo und Gatablanco zur kapitalistischen von Barbarojo. Marguerite Jauve und Tomaso Jefeliejo hielten das Konzept des klassischen Liberalismus hoch, nach welchem Rechtsprechung und die Organisation der äußeren und inneren Sicherheit Monopole des Staates seien; allerdings müsse sich der Staat auf der Grundlage des Vernunft- und Naturrechts bewegen. Jauve forderte daneben noch ein gewisses Quantum an staatlichen Sozialmaßnahmen. Gegenüber diesen recht ausgear-

beiteten Positionen nahmen Niño und Anne Chérie eher wechselnde Positionen ein, teilten mal die eine, mal die andere Argumentation. Lauren Jackson und Pedro Donoso haben die »Aficionados al Libertad« loyal unterstützt, sich jedoch anscheinend kaum inhaltlich in dem Streit der Positionen engagiert.

In Lauren Jacksons Tagebuch finden sich eine Reihe Erinnerungen an die Diskussionen der Gruppe um Chérie:

»Heimat ist nur »ilusorio«. — Alles wollte ich hinter mir lassen. Aber ich finde unter den wenigen Sachen, die ich bei mir habe, ein kleines Buch von Kropotkin, Ausschnitte aus »Die gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt«, zusammengestellt von Clairra [Ovo]. Ich streichle über das Buch. Ja, es ist eine Ersatzhandlung, denn sie hätte sich von mir nicht berühren lassen. Jetzt berühren mich ihre schönen Gedanken: »Kropotkin geht weit über das defensive »Bewahre die Natur« hinaus, über die Suche nach »natürlichem Leben«, das aus der Furcht, vergiftet zu werden, gespeist wird. Sein Buch hilft uns, nicht nur zu erfahren, sondern auch zu wissen, was die Erde will. Das kann nicht studiert werden, aber ohne Studium kommen wir auch nicht ans Ziel.« & ich finde Niños Tomás-Übersetzung [ins Spanische] aus der Summa theologica, den Abschnitt »Über die Sittlichkeit der Handlung« [I-II, 18 bis 21]. Als ich sie alle verlassen habe, gab er mir – Welch unerbittliche Ironie!?! – den lateinischen Text »De substantiis separatis« mit. Ich werde mir ein Lexikon besorgen & den Text übersetzen. Ich weiß nicht, warum ich so verrückt bin. [...] Was fällt mir zu B[arbarajo] ein? Portrait. Herausarbeiten: Emotionslosigkeit oberflächlich. Die Emotion des Denkens. Denken als libidinöse Tätigkeit. Ersatzbefriedigung oder bessere Welt? Freud oder Aristoteles?

»Benjamino, indio el ciudad.« – Wenn ich den Reichtum meines »unterentwickelten« Lebens – Holzhütte, offenes Feuer, kein fließendes Wasser, Ernährung von Beeren & Insekten (ich könnte Fleisch haben ...) – vergleiche mit der erdrückenden Armut in der Umgebung gewaltigen Fortschritts ...

Santo Tomás – Wasserversorgung, Strom, Straßen, Bahnen ... Es kommen mir die Tränen, wenn ich an den Vater denke, der stolz eine verschlissene, jedoch saubere Matratze vom Müll ergatterte & einen Tag durch die Stadt in seinen Wellblechunterstand trug. Es war ein Fest für die vier Kinder. Sie feierten ihn wie einen Helden. (Ich war Zeuge dieser Szene, denn ich half Anne, beim jüngsten der Kinder einen Knochenbruch zu versorgen. Eine flüchtige Begegnung: Wir haben nichteinmal die Namen gelernt.)

Aber die Erde ist doch so reich! Mit all meinem ökonomischen Wissen, das mir sagt, wie die Geld- und Wirtschaftsmanipulationen Landflucht erzeugen, unterstützt vom ›robo‹, Tradition der Jahrhunderte, will es mir nicht gelingen zu verstehen, wie die Menschen sich das antun lassen können. Vielleicht einfach, weil sie zwar den ›robo‹, aber nicht die ›inflación‹ verstehen.

Ben[jamino], unser ›aristócrata español‹, ist in diesem Punkt ganz indianisch: Das Land gehört (rechtmäßig) dem, der es bearbeitet. & das Land ernährt uns alle. & der Mangel ist unnatürlich.

Obwohl er dies in die Worte knarrender wissenschaftlicher Rationalität kleidet, sehe ich das religiöse Feuer dahinter. Hier am Waldensee mehr als damals in der Stadt. [...]

Mit welcher Münze zahlen? – Pablo [Hombueno] predigte uns: ›Die konformistische junge Frau zweifelt ängstlich: Ist er an mir interessiert oder nur an meinem Körper? Diese Frage ist Symbol der »alienación«, weil wir damit unsere »calidad« – Körper, Geld & diese Dinge – von uns trennen, als nicht zu uns gehörig kennzeichnen. & wenn wir unsere »calidad« von uns abziehen, sind wir nada & nada kannst Du nicht lieben.« [Claira] Ovo hat es genau andersherum und kritisierte die konformistische Verknüpfung von Liebe & Erfolg, Liebe & Schönheit & so weiter.

Beide kann ich verstehen (auch wenn ich Clairra nicht verstand). Dennoch liegt auch hier die Wahrheit nicht in der Mitte, wie sie es sonst ebensowenig tut.

Von meiner Berufserfahrung ausgehend muss ich erst einmal

anmerken: Lieber Pablo, ich war ausschließlich an einer ›calidad‹, dem Geld meiner Kunden interessiert & sie waren ausschließlich an meiner körperlichen ›calidad‹ interessiert. Ist diese absolute separación nur darum, weil sie bewusst ist, nicht ›alienación‹ zu nennen? Andererseits hat er recht, denn der Kontrakt der Hure käme nicht zustande, wäre da nicht ein Überschuss an nicht zugestandenem Interesse. & meine liebe Ovo, meine Kundschaft kam größtenteils darum zu mir, weil der gesellschaftliche Druck die ›separación‹ von Liebe & Körperlichkeit suggeriert (wenn auch nicht vollzieht).

Mir scheint, jeder der beiden reagiert auf seine Situation. Pablo ist in seinem zölibatären Leben so auf die ›rein geistige‹ Liebe fixiert, dass er die Ausgrenzung des Körperlichen bei anderen kritisiert. Clara hat ihre Affären mit den jungen spanischen ›machos‹ (möglichst unter 18) & sehnt sich nach dem geistigen Band – an Angeboten fehlt es nicht, aber an Bereitschaft, sie zu akzeptieren.

Der Wald ruft. – Eloquent zeigte [Benjamino] Barbarojo, wie die wirtschaftliche Misere nicht auf Fehlentscheidungen der Unternehmer zurückzuführen sei, sondern auf die staatliche Manipulation. Ein jeder Unternehmer könne irren, wenn sich jedoch alle synchron irrten, müsste dies eine andere Ursache haben. Dabei bestand er darauf, dass das private Unglück – z. B. in Liebe & Ehe – reine Privatsache sei.

Clara Ovo zeigte uns, wie sehr unser privates Handeln gesellschaftlich bedingt sei, konnte andererseits die ›bösen‹ Unternehmer nicht genug beschimpfen, die Leute aufgrund der wirtschaftlichen Verhältnisse entließen, die sie – ihrer Meinung nach – selbst geschaffen hatten.

Warum ist es so schwer, konsequent zu sein, & das Naheliegende zu sagen: Unser gesamte Verhalten – wirtschaftlich, sozial, sexuell – ist aus einem Guss. Wenn es unter falschen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen steht, tendiert es dazu, zu misslingen – in der Ehe ebenso wie im Unternehmen. Vielleicht ist es nicht zu ertragen, die Gesellschaft, in der man lebt, vollständig herauszufordern & abzulehnen. Nur im Wald muss die Gesellschaft, in der Du lebst, nicht Dir gehören. [...]

Ich wollte vor ihnen fliehen, aber jetzt rede, diskutiere, debattiere ich mit ihnen beständig, mehr als im direkten Kontakt – Clair [Ovo], & Ben[jamino] Barbarojo, & Pablo [Hombueno], & natürlich & unvermeidlich Niño. Nur mit Anne rede ich nicht. Sie berühre ich. Sie berührt mich. [...]

Tumult nach einer Sportveranstaltung. Mit knapper Not kamen wir ohne schwerere Verletzungen davon. [Pablo] Hombueno analysierte: Ja, Sport fördere Aggression, Rohheit und Sadismus in den Personen, die nicht selbst der Disziplin des Sportes sich aussetzten, sondern bloß zusähen, bloß auf dem Sportfeld brüllten. Errico [Gatablanco] ergänzte noch, dass sich im Enthusiasmus der Fans Ohnmacht ausdrücke, keine Kontrolle über ihr Leben zu haben, Ohnmacht, die sich verdoppele – (›verdoppeln‹, eins der ›extraño‹ Lieblingsworte seiner verflochtenen ›teoría‹) –, da sie ja das Spiel auch nicht beeinflussen könnten; darum verschaffe das Gebrüll augenblickliche Erleichterung, weil die Aggression sich Raum verschaffe, doch es käme zu keiner Lösung & so komme verschärfte Aggression – & Depression – auf. Ben[jamino] Barbarojo wiederum wollte von solchen Überlegungen nichts wissen: Solange die Spieler freiwillig spielten & die Zuschauer freiwillig brüllten, sei alles in Ordnung, wäre die soziologische Analyse nur Bevormundungswissenschaft. – Anne fand immer, dass diese Differenzen vielleicht, wie unser Lehrer Niño sagte, interessante ›modi‹ unterschiedlicher Interessen bei der Erkenntnis seien, jedoch zu der einen ›revolución‹ führten.

Als ich mit Ernest [Younger] gelegentlich darüber sprach, fragten wir uns jedoch, ob wirklich ein und die gleiche ›idea‹ hinter den unterschiedlichen Erklärungsansätzen stünde, oder ob nicht ganz andere Vorstellungen von Gesellschaft sich einen Ausdruck gäben, die eher zufällig die gleiche politische Struktur – Beseitigung des Staates – bevorzugten.

Aus dem Wald heraus gesehen denke ich mir aber, dass erst in der Differenz die gute Vorstellung der Gesellschaft entsteht. Es wäre geradezu verhängnisvoll, wenn nur eine Vision sich durchsetzen könnte. Das wäre, als gäbe es nur Hasen oder nur Füchse. Das ergibt keinen lebensfähigen Raum.

›Extraño‹, dass ich über diese extrañeza bisher noch nicht nachgedacht habe (Ernest [Younger] brachte mich darauf): dass so extreme Individualisten wie die Chérieisten in vielerlei Hinsicht so stark am – normalerweise als kollektivistisch angesehenen – Mittelalter orientiert sind, sei es der Thomismus, sei es [Benjamino] Barb[arajo]s Lehre von der privaten Justiz & Armee, die er mit historischen Beispielen aus dem Mittelalter belegt, sei es aber auch [Claira] Ovos Enthusiasmus für die mittelalterliche Kommune (die sie von Kropotkin hat).

Wir haben drei Deutungen ausgedacht: 1) Unser Bild vom Individualismus ist falsch. 2) Unser Bild vom Mittelalter ist falsch. 3) Der Individualismus ist für sich allein genommen unvollständig, & je radikaler der Individualismus ist, desto stärker wird das Bedürfnis nach der kollektiven Gegenkraft. (Dies ist, ›naturellement‹, die Deutung, der Ernest den Vorzug gibt)« (Walden III, S. 163, 178, 197f, 200, 229f).

An einer anderen Stelle beklagt Jackson eine gewisse Engstirnigkeit der Gruppe:

›Doppelt schuldig. Ich habe verführt und wurde verführt. Verführt werden zu können, sagt zunächst weder etwas über den Verführer (mich) noch über den Verführten aus. Vielmehr etwas über das Herrschaftsverhältnis, in welchem er sich außerhalb des Verhältnisses befand:

Die Eigen-Interpretation, Julien sei verführt worden, ermöglichte es seiner Frau Maria, ihm zu verzeihen, & gleichzeitig in der Verzeihung ihre Herrschaft über ihn zu bestätigen und den Konflikt anderswo (mit mir) auszutragen. Liebe & Haß, deren Ringen alles kompliziert macht, werden auf zwei Personen verteilt; nun gibt es einen unkomplizierten Kampf zwischen Gut & Böse. In diesem Sinne wurde Julien nicht verführt. Seine Frau Maria verliert ihn, weil er ihrer Interpretation, er sei verführt worden, nicht teilt (ich will nicht sagen, sie sei falsch: darauf kommt es nicht an); & sie verliert den Kampf, weil sie nur für eine Illusion, seine Ehre, kämpft, an

die sie mit ihm & durch ihn glaubt. Soviel zu Maria. Allerdings wurde Julien doch verführt. Obwohl er mit Maria unglücklich war, machte die Verführung Schwierigkeiten, denn er war mit ihr zufrieden. Und tapfer widerstand er allen Versuchen & Versuchungen. Nein, mein Trick war, dass ich es für Geld machte. Mir brauchte er nicht zu widerstehen, denn ich war eine bloße Warenbeziehung zur körperlichen Befriedigung. Kein Seitensprung, keine Liebe, kein Leid. Wie hätte er ahnen sollen, dass reine körperliche Befriedigung so gut tut in einer Gesellschaft, die überall materiellen Tausch gebietet, nur nicht dort, wo es angebracht wäre? Indem ich es für Geld tue, kann ich Glück schenken, ohne dabei entweder meine Kunst nur einem Menschen vorzubehalten (was gegen die Künstlerehre geht) oder Unglück zu produzieren (was gegen die Berufsehre verstößt). Geld zu nehmen, legitimiert mich, mehr Zeit für Sex aufzuwenden, mehr Beachtung dem Körper zu geben, mehr Empathie den Bedürfnissen der Partner entgegenzubringen, als vorgesehen. Die Vorstellung, Geld zu geben, legitimierte ihn, mehr Zeit, mehr Beachtung, mehr Empathie für seinen Körper zu verlangen, als die introjezierte Selbstlosigkeit sonst zulässt. Aber wer mehr hat, kann auch mehr geben.

// Schwäche ist selbstsüchtig //

// Verkaufe Deinen Körper, nicht Deine Seele //

... entschuldige Dich nicht mit Deiner Ablehnung der Waren-gesellschaft, wenn Du nicht geben & nichts nehmen kannst. Stehe Dir nicht im Weg, verleugne Dich selbst, aber nicht Deine Eigenschaften.

Dieser Körper... Die Geschichte mit Julian nahm ... ein böses Ende.

Julien war ›intendent‹ von Santo Tomás. Er sympathisierte mit der konservativen Opposition um den Wirtschaftsminister Borrego, die gegen unsere liberal-anarchistische Tendenz mit den Kommunisten ein Zweckbündnis hatte (& darum dem Diktator zum Teil verhasster war als wir). – Als eines Nachts bei ihm eingebrochen wurde, rief [seine Ehefrau] Maria die Polizei. Man klopfte nicht an, sondern schlug die Türen & Fenster ein, drang von drei Seiten ins Haus ein. Julien dachte wohl

an einen erneuten Überfall und schoß. Er wurde von Kugeln regelrecht zersiebt.

Für die Beerdigung wurde er sehr schön hergerichtet. Doch es kam fast niemand. Sein Leben & ein Tod waren für alle, die seine Freunde hätten sein können, eine Provokation. Und keiner wollte das Risiko eingehen, am Grab eine unangenehme Begegnung zu haben.

Die ›pusilamidad‹ unserer Gruppe widerte mich an // ich ging hin (obwohl ich am meisten eine unangenehme Begegnung zu fürchten hatte). Marias Trauer zeigte mir, dass sie ihren Frieden mit ihm hatte (& dass die Vermutung unserer Verschwörungstheoretiker, sie habe die Mörder gerufen, falsch war). Sie beachtete mich nicht. So blieb die unangenehme Begegnung aus & ich konnte Julien im Gedächtnis behalten, wie ich wollte. – Das ›adieux‹ sollte das Risiko einer unangenehmen Begegnung wert sein« (Walden III, S. 213f, 217f).

transformation von »la red«

la red mitte der 1950er jahre

Im Jahre 1955 bestand »La Red« aus folgenden Gliederungen (»miembros«), soweit sie von Henríquez (S. 176ff), den Polizeiakten (AP/55/I-LXI) und Hufnagel (S. 155ff) erfasst worden sind:

1. Dedektei »SIT« (Seguridad, Información, Transporte). Hauptsitz in Santo Tomás (Tomasische Republik), legale Zweigstellen (1955) in Santiago (T.R.), Port-au-Prince (Republik Ossour), Kingston (Jamaika), Panama City (Panama), Miami (USA), Amsterdam (Niederlande), sowie illegale Stützpunkte in Havanna (Kuba), Mexiko City (Mexiko), Barcelona (Spanien), Berlin-West, Paris (Frankreich). Die von den legalen Abteilungen gedeckten illegalen Aktivitäten waren Schutz verbotener Handlungen wie Rauschgifthandel, Schmuggel, Prostitution (in einigen Ländern), nicht lizenzierte Spielbanken usw.; Bestrafung – meist Einholung von Regressansprüchen – im Auftrag von Kunden, die die Polizei nicht einschalten mochten, denen die Polizei aus irgendwelchen Gründen nicht helfen wollte/konnte oder denen die Polizei selbst den Schaden zugefügt hatte; und Gefangenenbefreiung.

Die allgemeinen Richtlinien für die Auftragsannahme lauteten: (a) keine Gewalt- und Zwangsanwendung gegen Unbeteiligte bzw. Unschuldige, (b) kein Schutz für Aktivitäten, die Gewalt- und Zwangsanwendung gegen Unbeteiligte/Unschuldige beinhalteten, (c) keine Hilfe für Mord, Eigentumsdelikte und Vertragsbrüche, (d) keine überflüssige Gewaltanwendung. In Zweifelsfällen musste der »Implicario« (vgl. Pkt. 5) die Frage, ob ein Auftrag angenommen werden konnte, dem zuständigen »Implantario« (vgl. Pkt. 5) oder, wenn auch der unentschieden war,

Chérie selbst überlassen. (Der Begriff »Unbeteiligte/Unschuldige« galt nicht für Wachpersonal, Polizei, für unvorhergesehene Angreifer bei der Durchführung einer Aktion usw.; Zeugen wider Willen sollten »mit besonderer Vorsicht behandelt werden« [Henríquez, S. 179], was immer das heißen mag; aber in jedem Fall galt die Regel, dass jedes unnötige Blutvergießen zu vermeiden sei.) Diese Selbstbeschränkung war, wie Henríquez einsichtig bemerkt, nicht nur von ethischer Bedeutung; sie war auch Grundlage für das ungeheure Wachstum der Organisation, den Respekt, den sie sowohl in der Unterwelt als auch bei vielen Polizeistellen erlangte, die vielerorts erlangte halboffizielle Duldung und den erstaunlichen Zusammenhalt der großen, weitverzweigten Organisation.

Der legale Umsatz von SIT betrug für die Zeit von 1952-1961 im Jahresdurchschnitt ca. 20 Mio. Tomasische Pesos (TP), wobei ein TP etwa 3/10 eines Dollars entsprach; der Gewinn belief sich auf etwa 0,1 Mio. TP durchschnittlich. Der illegale Umsatz wird auf 760 Mio. TP und der illegale Gewinn auf 6 Mio. TP geschätzt.

2. Lebensmittelkette »El Boliche« mit (1955) fünf Filialen in Santo Tomás, je einer Filiale in Barahona, Bani, San Pedro, La Romana, La Vega, San Francisco, Santiago und Puerto Plata (alle Tomasische Republik), sowie Filialen in ausländischen Städten: Caracas (Venezuela), Barranquilla (Kolumbien), Panama City (Panama), San Francisco (USA). In den Städten, in denen es keine SIT-Zweigstelle gab, übernahm die El Boliche-Filiale die Aufgabe, als Kontaktort zu fungieren. Im übrigen wurden die Lager als Verstecke für heiße Ware gebraucht; in den Läden wurde auch Schmuggelgut verkauft. Verboten war den Bolicheros allerdings – wie übrigens auch allen anderen Angestellten von »La Red« – selbst Handel mit Narkotika oder anderen illegalen Waren zu treiben.

Legaler Umsatz: 147 Mio. TP, legaler Gewinn: 1 Mio. TP; illegaler Umsatz: 47 Mio. TP, illegaler Gewinn: 0,8 Mio. TP

3. Spedition »Favorito Internacional« in (1955) Santo Tomás (T.R.), Kingston (Jamaika), San Juan (Puerto Rico), Caracas (Venezuela), Mexiko City (Mexiko), Miami (USA), New York

(USA), Hamburg (BRD). Neben legaler Fracht (u.a. die gesamte Logistik für die El Boliche-Supermärkte) wurden illegale Waren und Schmuggelgüter zu Land, Wasser und Luft befördert.

Legaler Umsatz: 531 Mio. TP, legaler Gewinn: 0,3 Mio. TP; illegaler Umsatz: 1,345 Mrd. TP, illegaler Gewinn: 263 Mio. TP

4. Baugenossenschaft »CDC« (Cooperativa de Construcciones, Santo Tomás). In ihr investierten die in Santo Tomás lebenden Angestellten sowohl der legalen als auch der illegalen Aktivitäten einen Teil ihres Lohns, bzw. ein Teil des Lohns wurde in CDC-Zertifikaten ausgezahlt. Mit der Zeit bauten auch viele Tomasier, die keine Verbindung zu »La Red« hatten, Häuser mit der CDC. Die CDC war ein rein legales Unternehmen, das bis 1961 ausschließlich in Santo Tomás tätig war und dort in der Zeit von 1952 bis 1961 ungefähr 3 000 Wohneinheiten plus Erschließung, Kanalisation, Straßenbau und zahlreichen halböffentlichen Anlagen erstellte, hauptsächlich im Barrio Nuevo (seit ungefähr 1959 »Barrio de la Anne« genannt). Einen großen Teil der Arbeit haben die Bewohner selbst geleistet. Die CDC besorgte Material, stellte Know-how zur Verfügung und erledigte Spezialisten-Arbeiten.

Für die Genossenschaft hatte Percival Goodman, der amerikanische Neofunktionalist, einen Entwurf für je ein Drei-, Fünf- und Siebenfamilien-Haus gemacht, der praktische und kostensparende Einheitlichkeit in der Grundkonstruktion verband mit einer Flexibilität, die Anpassung an die besonderen Gegebenheiten der Grundstücke und an individuelle Wünsche ermöglichte.

Das Barrio Nuevo kann bis heute als ein vorbildlich gebautes und angeordnetes Stadtviertel gelten. Jeweils ein knappes Dutzend Häuser sind kreisförmig um einen Raum – ihn einen »Hof« zu nennen, ist er zu groß – angeordnet, der Möglichkeit für Erholung, Freizeit, Gartenbau und Spiel bietet. Fünf dieser Kreise sind um einen Platz, und wiederum fünf dieser Plätze um das Einkaufszentrum gruppiert. Die zu den Häusern führenden Stichstraßen sind Sackgassen, so dass es keinen Durchgangsverkehr gibt. Bis 1961 wurden drei solcher »suburban aldeas« (suburbane Dörfer), wie Percival Goodman seinen Entwurf in elegantem Hispanoamerikanisch nannte, mit zusammen mehr als

10 000 Bewohnern fertiggestellt. Wie Goodman vorausgesagt hatte, beanspruchte ein »suburban aldea« nicht mehr, sondern eher weniger Fläche als die übliche städtische Bebauung.

Umsatz (mit geschätztem nicht-monetarisiertem Arbeitsaufwand): 322 Mio. TP; buchmäßiger Gewinn: 6 Mio. TP (Chérie bezuschusste die CDC mit jährlich ca. 19 Mio. TP, sodass sie eigentlich einen »Verlust« von 13 Mio. TP bedeutete).

5. »La Red«. Unter diesem Namen wurden alle illegalen Aktivitäten durchgeführt. Der harte Kern – »el núcleo« – bestand aus Chérie, der Chefin, sowie Donoso, El Mecánico, El Cuchillero und El Mago (Martin). Aufgabe war es, Pläne auszuarbeiten und sehr wenige, aber jeweils schwierige und kritische Aktionen selbst vorzunehmen. Bestrafung von Verrätern oder von Angestellten, die sich nicht an die Regeln hielten, blieb ebenfalls strikt dem Núcleo vorbehalten.

Unter El Cuchilleros Befehl standen zwei unabhängige Einsatzgruppen von je 5 ausgebildeten Kämpfern, die weder voneinander wussten, noch die anderen Mitglieder des Núcleo kannten. El Mecánico war für die Transportmittel – fünf kugelsichere Mercedes, drei Motorjachten, zwei Privatflugzeuge und ein Helikopter – verantwortlich und leitete zu diesem Zwecke eine Werkstatt. El Mago, der den unterwürfigen Martin markierte – so unscheinbar verstand er sich zu machen, dass nichtmal Hombuena eine seiner scharfsinnigen psychologischen Beobachtungen an ihm vorführte –, war für die Sicherheit der Villa zuständig. Ihm unterstanden etliche kampftüchtige »Hausangestellte«.

Chérie betreute Ascasos Kampfschule »La Pelea«; und sie hielt Kontakt zu einigen wichtigen Verbindungen in die offizielle Welt, so zum Wirtschaftsminister Borrego (1951-1959), der nicht bestochen oder auch nur bestechlich war, sondern ab 1953 oder 1954 aus ökonomisch-politischen Gründen Chérie erst wohlwollend duldete und dann aktiv unterstützte, dem korrupten Innenminister Ayes (1952-1961), dem jeweiligen Polizeichef von Santo Tomás (alle korrupt) usw.; im Ausland betreute sie beispielsweise zwei US-Kongressabgeordnete.

Ein »circulo primer« unterstand direkt Chérie. Er setzte sich

neben Chérie und Donoso aus 3 »Implantarios« (etwa: Einführer) sowie deren drei Stellvertreter zusammen. Jeder Implantario war einer der auch illegal arbeitenden Miembros – SIT, FI, EB – zugeordnet. Seine Aufgabe war es, die reibungslose Abwicklung der illegalen Geschäfte nach Chéries Plänen in den Firmen zu organisieren. Zu diesem Zweck stand in jedem Stützpunkt ein »Implicario« (etwa: Verwickelter) zur Verfügung.

Die 37 »Implicarios« und ihre Stellvertreter bildeten den »circulo segundo«. Keiner von ihnen kannte Chérie, bzw. wusste, dass Señora Favorito die Chefin war. Einmal im Jahr wurden die Implicarios (ohne Stellvertreter) zu einer Besprechung in Miami von Donoso zusammengerufen. Donoso war im Zweifelsfall ihr Befehlsgeber.

Der legale Umsatz der »Favorito S.A.«, der Aktiengesellschaft, die ab 1953 der Besitzer der vier Firmen SIT, FI, EB und CDC (bei CDC 51% der Anteile) war, betrug 1 Mrd. TP; der legale ausgeschüttete Gewinn 1,46 Mio. TP (Chérie besaß 70% der Aktien, Donoso und Jackson je 10%, weitere 10% gehörten verschiedenen Aktionären, darunter nur wenige ohne Verbindung zu »La Red«.) Chéries Gesamtgewinn lag bei jährlich über 200 Mio. TP. 1960 hatte sie das Vermögen von Molina, auf 800 Mio. Dollar geschätzt, fast erreicht. (Alle Zahlen basieren auf Kalkulationen und Schätzungen von Henríquez, Hufnagel und Barbaro – letzterer in: Occidente, 18. Aug. 1961 –, die jedoch kaum mehr als 10% differieren; die vorgelegten Zahlen stellen jeweils das arithmetische Mittel dar.)

beispiel 1: aktion »cepillo«

Um einen Eindruck von der Arbeit »La Reds« zu geben, führe ich drei Beispiele an. Das erste Beispiel findet sich in der Biographie von Henríquez. Die Ausgangssituation war:

Mitte 1954 hatte El Boliche eine Filiale in Baranquilla eröffnet, um von dort aus im Auftrag der US-amerikanischen Rauschgift-Organisation »Metro« Rohstoff aus den kolumbianischen Anbaugebieten nach San Francisco, New York und Am-

sterdam zu verfrachten. Unter dem Druck von Washington startete die kolumbianische Regierung Ende 1954 einen Feldzug gegen die Hauptanbau-Gebiete, unter dem die dortige Bevölkerung schwer zu leiden hatte. Aber auch in den USA selbst wurden Maßnahmen ergriffen, so dass die »Metro« die Gelegenheit beim Schopfe packte, um die Abnehmerpreise zu drücken. Ein junger mutiger Bauer nahm Kontakt mit dem »Implicario« der kolumbianischen El Boliche-Niederlassung auf, um über die Idee zu sprechen, die »Metro« zu umgehen.

Nur ein ganz Naiver oder ein Mächtiger konnte sich vorstellen, die »Metro« herauszufordern. Der kolumbianische Bauer war naiv, aber Chérie mächtig. An sich schätzte sie Bandenkriege nicht, doch die »Metro« wollte mit Hinweis auf die Maßnahmen gegen den Rauschgifthandel und die dadurch gestiegenen Kosten nur 2/3 des vertraglich festgelegten Preises für die von »La Red« abgewickelten Lieferungen zahlen, auch die bereits erfolgten Lieferungen. Einen solchen Vertragsbruch durfte Chérie keinesfalls ohne Not hinnehmen, zumal auch ihre eigenen Kosten aufgrund der staatlichen Maßnahmen gestiegen waren.

Noch während der »circulo primier« über die Sache beriet, funkte der stellvertretende El Boliche-Implicario von Kolumbien SOS: Der Implicario war verschwunden, aber nicht von der Polizei verhaftet worden. Es dauerte nicht lange, da erhielt der für El Boliche zuständige Implantario eine Nachricht, dass die »Metro« den Laden in Barranquilla zu übernehmen beabsichtige. Die andere Seite hatte den Krieg erklärt.

Der Implicario verriet zwar seinen Auftraggeber, jedenfalls den, der er kannte – den Implantario –, aber verschwieg geschickt, dass eine starke Organisation hinter ihm stand, von der er nichts wusste, jedoch viel vermutete. Es gehörte zur Strategie von Chérie, die Implicarios nichts handfestes wissen, wohl aber, um ihnen Mut und Selbstvertrauen zu geben, die Größe und Macht der sie beschäftigenden Organisation spüren zu lassen.

Der Núcleo von »La Red« musste nun in Aktion treten, eine Aktion, die den Code-Namen »Cepillo« (Bürste) erhielt.

Den El Boliche-Implantario entsandte Chérie nach New York, um dort bei den Verhandlungen mit der »Metro« vorsichtig hin-

haltend Nachgiebigkeit zu zeigen, ohne zu einem Vertrag zu kommen. El Cuchillero verfrachtete eine seiner Einsatzgruppen nach New York, um dort das Terrain zu sondieren. Das SIT-Büro Miami setzte zwei Detektive ein, um alles Wissenswerte über die »Metro« ausfindig zu machen. Chérie und Donoso fuhren nach Kolumbien, ebenso - aber getrennt - El Cuchillero und seine zweite Einsatzgruppe. El Cuchillero und seine Leute hatten sich im Hintergrund zu halten und nur im Notfall einzugreifen. Ein Chérie-Double wurde zur Ablenkung als Maria Favorito auf Europa-Reise geschickt.

Henríquez:

»Barranquilla war keine sehr große Stadt, zwar nur etwas kleiner als Santo Tomás, aber bedeutend provinzieller. Doch sowohl der nahegelegene internationale Flughafen bei Soledad als auch der kleine Hafen von Porto Colombia liegen ideal für den illegalen Handel mit Rauschgift.

Anne und Pedro kamen als amerikanische Touristen, Pedro stellte sich als Box-Champion vor, Anne als seine Frau. Sie führten sich ungehörig auf. Das begann schon bei der Rezeption des einzigen 4-Sterne-Hotels der Stadt. Da sich herausstellte, dass der Gast nicht richtig schreiben konnte, füllte der Rezeptions-Chef das Formblatt aus »Woher bitte kommen Sie, Mister?« fragte er in stelzigem Englisch »Was soll das, Mann, woher ich komme. Von zu Hause komme ich. Wo sonst« ,gab Pedro in akzentfreiem Black English zurück - »Darling«, mischte sich Anne ein, »er meint, aus welchem Land und welcher Stadt wir kommen.« - »Verdammt, sag mir nicht, was er meint. Halt die Klappe, Schlampe«, wütete Pedro und schlug ihr ins Gesicht Dann sagte er: »Verdammt, mach du doch diesen Scheißkram, wenn du so schlau bist.« Gehorsam sagte Anne, woher sie kamen, dass sie unbestimmt bleiben würden, ja, sicher länger als eine Woche.

Und so ging es weiter. Bald gab es kaum ein einschlägiges Lokal mehr, wo die beiden nicht bekannt waren und Ärger gemacht hatten. Der El Boliche-Implantario wies den stellvertretenden kolumbirnischen Implicario drei Tage nach Annes

und Pedros Ankunft von New York aus an, den Metro-Leuten, die ihn um ein Lösegeld für den Implicario angegangen waren, gegenüber durchblicken zu lassen, dass der Chef der Organisation persönlich gekommen sei, um die Angelegenheit – unfriedlich – zu klären. Es dauerte keinen Tag, bis die Metro-Leute auf das angebliche amerikanische Boxer-Pärchen stießen. Die beiden wollten sich von der Gegenseite gefangen nehmen lassen, um vielleicht die Chance zu haben, den Implicario zu befreien.

Am frühen Morgen wachten Anne und Pedro anscheinend verkatert auf, und ihnen wurde je ein Revolver unter die Nase gehalten. Im Hintergrund stand ein dritter bewaffneter Mann. Pedro machte eine schwache Abwehrgeste. Ein harter Schlag traf ihn. Der kahlköpfige Mann im Hintergrund bellte »Man will euch lebend. Aber es geht auch anders. Also, keine Zicken.« Großzügig ließ man sie sich ankleiden. Dabei versuchte Anne den auf sie angesetzten Posten aufzureizen. Er war dem auch durchaus zugeneigt. Doch der Kahlköpfige sah alles und pffft ihn zurück.

Der Leiter der kolumbianischen Metro-Abteilung war ein grobschlächtiger Mann, Amerikaner um die fünfzig, behäbig und schwerfällig. Mißmutig saß er hinter einem massiven Schreibtisch. Um sein Doppelkinn standen graue borstige Bartstoppen. Gelangweilt schauten die Schweinsäuglein auf seine abgekauten Fingernägel. »Sehr dumm, eure Verkleidung«, sagte er zu Pedro. »Und von deiner Puppe kannst du dich nicht mal während der Arbeit trennen. Ach ja.« Er fixierte Anne. »Ein Kind, Schwarz. Man sollte dich wegen Tierquälerei einsperren.« – Pedro grinste: »Den muss ich mir merken.« Anne versuchte abwesend ihre Bluse weiter über den Busen zu ziehen, wobei sie aber nur weiter aufging. Weiterlich sagte sie: »Du solltest mich lieber verteidigen. Anstatt mit dem da Witze zu machen.«

Sie hatte die Lage studiert und Pedro in ihrer speziellen Geheimsprache mitgeteilt, dass er sich auf einen Angriff vorbereiten sollte. Was wie fahriges Bewegungen mit der Hand aussah, legte ihm den Plan dar. Aber sie müßten warten, bis sie

,wussten, ob der Implicario noch lebte. Die Chancen standen nicht gut: Anne erkannte in dem Metro-Mann einen bekannten Folter-Spezialisten.

Wieder standen dicht hinter ihnen die zwei Wachen und in einigem Abstand der einzelne Posten. Sie saßen auf leichten einbeinigen Plastik-Stühlen mit kleiner Standfläche. Man hatte sich nicht die Mühe gemacht, sie zu fesseln.

›Ich halte dich‹, meinte der Metro-Mann, ›ehrlich gesagt nicht für den VIP der mir angekündigt wurde. Du hast bestimmt nichts zu sagen. Aber du wirst mich hinbringen. José, zeig ihm die Fotos.‹ Der Angesprochene, er stand hinter Anne, holte drei Fotos aus seiner abgewetzten Anzugjacke, ohne seinen Revolver von ihrem Rücken zu nehmen. Sie zeigten einen grausam verstümmelten Mann, der als systematisch gefoltert zu erkennen war. Tot. Es handelte sich um den Implicario. ›Wenn ihr nicht so enden wollt...‹, drohte der Mann griesgrämig.

›Hab' schon mal 'nen Toten gesehen‹, wehrte Pedro gleichgültig ab und zuckte die Schultern. Doch Anne brach in Schluchzen aus: ›Mit solch brutalen Leuten hast du mich zusammen geführt. Bring mich hier weg.‹ Sie krümmte sich zusammen. Kaum einen Augenblick später stöhnte Pedro: ›Mein Magen. Ein Anfall.‹ Und krümmte sich ebenfalls.

Der Metro-Mann setzte zum Reden an, die beiden Wachen wollten ihre Pistolen auf die neue Position der Rücken der Gefangenen richten, aber im selben Moment knickten ihnen die Beine ein. Anne und Pedro hatten jeweils aus dem Saum ihrer Hemden einen am Ende beschwerten Nylonfaden gezogen, um die Beine der Posten geschwungen, das beschwerte Ende mit der anderen Hand aufgefangen und mit einem Ruck festgezogen. Bei der oberflächlichen Durchsuchung der Kleidung auf Waffen hatte man diese Waffe übersehen. Zwei Schüsse krachten in die Luft. Anne rief: ›Du vom.‹ Pedro warf seinen Stuhl auf den Mann hinter dem Schreibtisch, der noch nicht einmal den Versuch gestartet hatte, an seinen Revolver zu kommen, während Annes Stuhl den hinteren Posten traf, der sich nicht hatte entscheiden können, wohin er zielen soll-

te. Mit der gleichen Drehung, in der der Stuhl geworfen wurde, bekamen die beiden Wächter einen betäubenden Tritt. Der Rest war Routine.

Anne schaute die vier gefesselten Männer abschätzig an. Zu dem Metro-Mann sagte sie: »Du bist selbst Folderspezialist. Du weißt, dass du sterben musst, aber auch, dass es da verschiedene Arten gibt. Wir könnten die ganze unappetitliche Sache abkürzen, wenn du gleich deine Kontakte verrätst.« – »Aber die Señora wird auch wissen«, handelte der Mann, »dass ich meine Lebensspanne etwas verlängern könnte, indem ich meine Informationen portionsweise abgebe. Solange braucht ihr mich lebend.« – Mit der Handkante schlug Anne hammerhart auf seinen Hals. »Pech, dass wir seine Informationen nicht brauchen«, stellte sie fest. Verängstigt schauten die drei anderen sie an. Anne schrieb auf ein Blatt, das auf dem Schreibtisch lag: »Anklage: Mord. Urteil: Tod. Vollstreckung: La Red.« Daneben legte sie die Bilder des verstümmelten Implicarios.

Pedro hatte die Schubladen durchsucht. »Prinzessin, hier ist alles für die Übernahme unseres Geschäfts vorbereitet, schätze ich«, sagte er. – »O. K.«, antwortete sie. »Die Aufräumungsarbeiten überlassen wir El Cuchillero.« Zu den drei Totschlägern, die der Amerikaner wohl in der Stadt angeheuert hatte, sagte sie: »Ihr kommt mit dem Schrecken davon. Die Bullen werden informiert. Sie können euch dann befreien. Wenn ihr sclau seid, könnt ihr euch rausreden. Übrigens haben wir nichts dagegen, wenn ihr rumerzählt, was passiert ist. Unser Firmenname lautet La Red. Und noch ein Tip: Ihr lebt länger, wenn ihr die Finger von solchen Sachen lasst. Nicht gut genug dazu.«

Sie wandte sich zu Gehen. »Señora« stöhnte der Kahlköpfige. »Vielen Dank, dass Sie uns das Leben schenken. Ich will Ihnen auch etwas schenken: In den nächsten Stunden – habe ich zufällig den Boss telefonieren gehört – kommen Leute aus Amerika, die dies Büro beziehen sollen.« – Anne verzog das Gesicht sauersüß. »O. K., danke«, sagte sie und ging mit Pedro hinaus.

Zu dieser Episode – eine der wenigen, die sie gelegentlich erzählte – habe ich Anne einmal gefragt, warum sie sich immer so verdammt sicher gewesen sei, lebend aus einer inKauf genommenen oder gar inszenierten Gefangennahme durch üble brutale Verbrecher hervorzugehen. Ich wusste von Pedro, dass er sich sicher war, weil die Prinzessin sich sicher gewesen sei. Aber was, wenn sie einmal an jemand geraten wäre, der kurzen Prozess macht, wie sie es mit dem Metro-Mann gemacht hat?

Sie antwortete sinngemäß: ›Sicher war ich nie. Aber man kann auch nicht sicher sein, dass einem kein Blumentopf auf den Kopf fällt, wenn man harmlos über die Straße geht. Doch es gibt eine gewisse Wahrscheinlichkeit, mit der ich rechnen konnte. Sie basiert auf drei Faktoren: Erstens haben diese Burschen ein hoffnungslos schlechtes Gewissen und leiden an mangelndem Selbstvertrauen. Das hat zur Folge, dass sie in Pervertierung des mittelalterlichen Rechtsgedankens die Zustimmung der Opfer zu ihrer Qual haben wollen, so wie der Große Bruder in Orwells 1984 darauf besteht, die Opfer so lange zu quälen, bis sie ihrer Hinrichtung zustimmen. Sie wollen auch zur Aufbesserung ihres Selbstwertgefühls von dem reinen Opfer die Bestätigung ihrer Genialität. Beides führt dazu, dass sie viel Zeit verstreichen lassen und viele große Reden halten müssen, bevor sie handeln können. Zweitens führt ihr schlechtes Gewissen und ihre mangelnde Selbstachtung dazu, dass irrationale Angst vor dem Gegner entsteht. Er verfügt möglicherweise über ungeahnte Kräfte. Vielleicht hat man was nicht bedacht, und vorschnelles Handeln führt zur Katastrophe. Der Metro-Mann befand sich in einer bösen Klemme: Wenn wir tatsächlich nur Mittelsleute gewesen wären und er uns umgehend beseitigt hätte, wäre er eine Informationsquelle los gewesen. Aber wir haben ihn auch spüren lassen, dass wir nur Theater spielen. Und wie können sich Mittelsmänner das feinste Hotel am Ort leisten? Er wusste nicht sicher, ob wir Theater spielen, doch war das eine Möglichkeit. Andererseits wollte er uns nicht spüren lassen, dass er uns durchschaut hat. Für ihn ergab sich aus keiner seiner Hypo-

thesen ein Sinn. Und der dritte Faktor war einfach, dass Pedro und ich das beste Team überhaupt darstellten. Soviel zu meinem Selbstbewusstsein.« Das ungefähr war ihre Erklärung« (S. 222ff).

Der Rest der Geschichte ist nur vom Ergebnis her bekannt: Die »Metro« kehrte zu ihren alten Vertragsbedingungen sowohl »La Red« als auch den Bauern gegenüber zurück, ohne dass weitere Tote zu beklagen gewesen wären.

In kaum mehr als einer Woche war die Aktion »Cepillo« beendet, es hatte nur einen Toten gegeben, »La Red« war stärker denn je, keine Feinde waren mutwillig geschaffen worden, dafür Respekt für die Wendigkeit, Präzision und Planung der Organisation. Die Interpol-Akte vermerkt: »Seitdem die tomasische Organisation ›La Red‹, über die wir nach wie vor zu wenig Informationen besitzen, die nordamerikanische Metro zurückgedrängt, eingeschüchtert und Teile ihres Gebiets übernommen hat, ist es zu entscheidend weniger Gewalttaten gekommen. Allerdings auch zu entscheidend weniger Erfolgen im Kampf zur Abwehr des Rauschgifthandels« (AP/54/XXIX). Selbst Hufnagel gesteht, dass er »keine Intention [habe], die Tötung eines bekannten Folter-Technologen der New Yorker Unterwelt als Mord zu bezeichnen«; und er folgert: »In der Tat gibt die Schwäche staatlicher Rechts- und Schutzsysteme privaten Akten den Schein von Legitimität. Es ist jedoch ein bourgeoiser Trugschluß, darum das privatistische Kohlhaas-Prinzip zu legitimieren; vielmehr muss die gesamtgesellschaftliche Abwehrkraft gestärkt werden« (S. 235).

beispiel 2: verrat in hamburg

»Ich will Ihnen sagen, wie ich sie das erste Mal sah: Sie stieg aus dem Flugzeug, ihrem Privatjet. Unten an der Gangway stand ich. Neben mir der Kerl, der mir den gut bezahlten Job als Dolmetscher vermittelt hatte, ein Algerier. Beim Auswärtigen Amt war ich vor einiger Zeit gefeuert worden, weil ich

eine Kontaktaufnahme mit Franco-Spanien versaubert hat – na, das ist eine andere Geschichte. Also, es war ein heißer Tag in Hamburg. Die Tür des Jets öffnete sich und sie trat vor. Mich laust der Affe, dachte ich. Ich wusste nicht, wo zuerst hingucken. Sie hatte eine kurze Männerhose an – damals, 1955 oder so, keineswegs normal wie heute, wissen Sie – und zeigte ihre kaffeebraunen Athleten-Beine. Ein buntes Hawaii-Hemd, ungeknöpft über dem Bauch mit den Zipfeln zusammengebunden, enthüllten eher ihren Busen, sonst nichts. Ihr vornehmes negroides Gesicht war zur Hälfte von einer Sonnenbrille bedeckt. Doch ich spürte, wie ihr Blick über die ganze vor ihr liegende Szene glitt. Die langen tiefschwarzen Haare waren zu vielen kleinen Zöpfen geflochten. Ein Arm schwang lässig hinund her, während sie den anderen leicht angewinkelt hielt. So kann ich sie noch heute vor meinem geistigen Auge sehen. Dann stieg sie die Treppe herab. Es gibt, wissen Sie, so eine Art, sich zu bewegen, die sagt ohne Worte: Dies ist meine Welt. So ging sie.

Hinter ihr traten ein Mann und eine Frau aus dem Flugzeug. Der Mann, ein relativ hellhäutiger Mischling, sah kräftig aus und hatte einen sehr bestimmten Ausdruck. Mit dem wollte man, jedenfalls solange man nüchtern war, sicher keinen Streit anfangen. Die Frau war ein zierlicher weißer Blondschopf mit offenem, heiteren Gesicht. Die beiden fesselten meinen Blick nur für eine Sekunde. Ich musste die zuerst ausgestiegene Frau anstarren. Damals war das ja noch nicht so, dass man nach Thailand flog oder so, um sich eine exotische Mieze zu schnappen. Aber zuerst dachte ich: Mit der würde ich auch mal gerne. Wie man das so denkt. Als sie auf halber Strecke am Boden war, meinte ich allerdings, ob es vielleicht nicht doch ratsamer wäre, ihr nicht bei Nacht zu begegnen. Ihre Oberarme waren nicht dick, wirklich nicht, aber man sah ihnen an, dass in ihnen Kräfte steckten. Und als sie unten ankam, noch bevor wir ein Wort gewechselt hatten, wusste ich, dass ich ihr, weil ich sie keinesfalls kriegen konnte, dienen musste.

›Willkommen in Hamburg, Señora‹, sagte ich spanisch und be-

mühte mich um einen lockeren Ton. »Wenn Sie tatsächlich ins Hilton wollen, müssen Sie aber vielleicht doch etwas anderes anziehen.« Frech war ich immer schon. Darum bin ich ja auch geschasst worden. Und sollte die es mir abgewöhnen? Sie antwortete auf Deutsch: »Man sollte Grund haben, mich einzulassen.« Der Grund war, wie ich später herausfand, dass sie dort das ganze Jahr ein Zimmer bezahlte, ebenso an anderen wichtigen Orten der Organisation übrigens. Der Algerier stellte uns vor: »Señora Favorito, Señor Donoso, Mrs. Jackson – Herr Gärtner.«

In der folgenden Woche unternahmen die drei einiges, und ich ging mit, weil ich dafür bezahlt wurde, ohne dass ich viel zu tun hatte. Die Señora Favorito sprach genügend Deutsch, und es machte ihr Spass, selbst Dolmetscher für die anderen zu spielen. Nicht, dass es mir unangenehm war, wissen Sie, mit ihnen zu sein, wirklich nicht. Ganz im Gegenteil. Sie bezogen mich ein, machten lustige Dinge, wir gingen in den Zoo und so. Ich war gerne mit ihnen zusammen, aber ich wurde das Gefühl nicht los, an etwas teilzunehmen, von dem ich nichts verstand.

Meist waren alle drei zusammen. Aber an einem Tag ging Señora Favorito mit mir allein aus. Was die beiden anderen taten, die meiner Meinung nach einen Dolmetscher mehr gebraucht hätten, wusste ich nicht. Jetzt weiß ich natürlich, dass Pedro das wegen dem Verräter regelte und Lauren in mein Hotelzimmer einbrach. Also, ich kann nicht sagen, dass ich wirklich versucht hätte, sie anzumachen, ich habe Ihnen ja schon gesagt, dass ich mir das eigentlich abgescminkt hatte. Aber sie hat es doch gemerkt. Nach dem Hauptgang, vor der Nachspeise unterbrach sie die nette Plauderei, schaute mich so durchdringend an, dass mir ganz heiß und kalt wurde, und sagte deutsch: »Wenn Sie zu ficken brauchen, ein Wort, wir haben für Sie.« Bevor ich etwas antworten konnte, irgendetwas, ich hätte nicht gewusst was, wissen Sie, war die leichte Unterhaltung wieder im Gange.

Als ich in der Nacht in mein Zimmer kam, wartete Mrs. Jackson im Bett. Wie sie wohl reingekommen war, fragte ich kaum

noch, so baff war ich. Nicht, dass es mir unangenehm war. Auch über das, was folgte, könnte ich nicht klagen, wissen Sie. Mit einer ganz neuen Vorstellung von dem Begriff ›professionell‹ bin ich aufgewacht. Jahre später nahm ich einmal die Gelegenheit, in aller Freundschaft mit Lauren über ihre Arbeit, wie sie es nannte, zu sprechen. ›Sicher muss man eine gewisse Liebe zum Beruf haben, wenn man gut sein will‹, erklärte sie. ›Ein Schreiner macht einen Tisch, weil er dafür bezahlt wird. Aber wenn er gut, echt gut sein will, muss er einen schönen Tisch machen wollen und das Holz lieben.‹ Bei so einem Schreiner hat man nichts dagegen, Holz zu sein, wirklich. Na ja, und das Holz wird auch nur einmal vom Schreiner bearbeitet, damit es dann für andere nützlich ist. Aber das ist eine andere Geschichte. Also, es war wirklich nicht übel.

Na ja. Einige Tage später brachte der Kerl, der mir den Job vermittelt hatte, der Algerier, Señor Donoso und mich in eine Lagerhalle am Hafen. Dort trafen wir auf einen beklagenswerten Mann, der als Häufchen Elend dort gefesselt lag. Ich müsste ihm folgende Worte von Señor Donoso übersetzen ›Wir wissen dass du unseren Implantario für Favorito International ans Messer geliefert hast. Er ist jetzt tot. Du wolltest den Laden hier auf eigene Rechnung übernehmen, aber hast ihn ruiniert. Bist zum Säufer geworden. Eigentlich könnten wir dich mit Recht umlegen. Aber du hast Frau und Kinder. Wir haben mit deiner Frau gesprochen. Sie nimmt dich wieder, wenn du zu saufen aufhörst. Und wir‹ – Pedro schlug mit der Handkante blitzartig auf eine leere Holzkiste die krachend zusammenbrach – ›lassen dich am Leben, wenn du keine Dummheiten mehr machst. Dein Hals ist viel zerbrechlicher als diese Kiste‹, Pedro wies auf den Algerier und sagte ›Das ist der neue Implicario in Hamburg, dein Nachfolger. Du wirst ihm zur Hand gehen. Und hör auf zu saufen.‹ Der Algerier band den gefesselten Mann los und sagte: ›Glück gehabt. Mehr als Verstand. Verdammt viel Glück.‹

Als wir ins Hotel zurückkamen, sagte Pedro zu Anne: ›Hier ist dein neuer Implantario Prinzessin: Willie Gärtner aus

Deutschland. Wer hätte das gedacht. Willie das ist Anne R. Chérie. Die Prinzessin.« Dann erklärte man mir wofür ich aus-
erwählt war.

Langsam setzte ich aus den beiden letzten Wochen Mosaik-
steinchen für Mosaiksteinchen ein Bild zusammen: Ich war ein-
em Test unterzogen worden. Spielerisch bin ich in Situatio-
nen geraten, die meine körperliche und seelische Brauchbar-
keit für den Job zu Tage brachten. Beispielsweise hatte mir
Pedro was »im Vertrauen« gesagt und Anne versuchte – an dem
Abend, als wir allein waren – es herauszubekommen. Ich kann
nicht mehr sagen, worum es ging, wissen Sie, es war etwas
Belangloses, aber ich scheine dicht gehalten zu haben. Aller-
dings habe ich den Testaufbau nie ganz durchschaut. Er setze-
te sich wohl aus Kleinigkeiten zusammen, die ich sofort ver-
gaß. Ich habe auch nie erfahren, was Pedro und Anne mit
Laurens Bericht über unsere Nacht angefangen haben oder
welche Schlüsse Lauren selbst daraus ziehen sollte. Als ich
mal Pedro fragte, antwortete er: »Lieber Freund, auch ein Im-
plantario sollte nicht alles wissen wollen.« Schleierhaft auch,
wie der Mann von dem (illegalen) Berliner SIT Dienst mich
»entdeckt« hat. Klar ist nur, dass vor mir vielleicht ein halbes
Dutzend anderer Kandidaten getestet worden sind. Wäre ich
durchgefallen, wäre bei mir nichts zurückgeblieben als eine
bunte Erinnerung an eine exzentrische lateinamerikanische
Unternehmerin und ihren Anhang.

Ich bereue die Entscheidung nicht, für »La Red« zu arbeiten,
wissen Sie, nicht einen Moment, wirklich. Es gab für mich gar
keine richtige Wahl: Am Ende der beiden Wochen war ich ih-
nen bereits verfallen. Vielleicht war es auch gar kein Test,
sondern es könnte das Ziel gewesen sein, denke ich mir gerade,
wissen Sie, mich emotional an sie zu binden. Fragen Sie
Anne. Aber die sagt bestimmt nichts« (aus dem Interview mit
Willie Gärtner, 1962 von Henríquez geführt; hier erfolgt erst-
mals der Abdruck des original deutschen Texts; spanische,
stark bearbeitete Fassung: Henríquez, S. 125ff).

beispiel 3: eine reise nach lima

Verstreut über eine Reihe von Eintragungen findet sich in Lauren Jacksons Tagebuch folgende Geschichte, von der sie wohl plante, sie systematisch aufzuschreiben. Es ist mir jedoch nicht bekannt, dass dies tatsächlich gesehen wäre:

»Rituale sind Geschenke Gottes oder: Die Reise nach Lima. – Obwohl ich noch schlief, wusste ich, dass Anne schon auf war, vieles erledigt hatte. Sie kam ans Bett, hockte sich, griff mir sanft mit den gespreizten Fingern ins Haar und sagte: »Aufstehen, Lauren.« Ich brummte und drehte mich auf den Rücken. »Ach, was bist du nur für eine »gruñä« am Morgen«, sagte Anne, stand auf und machte ein paar ruhelose Schritte. »Lass mich erst mal aufwachen ... und frühstücken«, bekam ich heraus. Sie setzte sich an die Bettkante, halb. Gab mir einen Kuss und fuhr mit ihren Finger langsam über mein Gesicht, über den Hals und weiter unter das Laken, über den Busen. Es war schön, erregte allerdings jemand anderes. Jemand anderes liebte Anne. Ich war nirgends. »Im Flugzeug ist alles für Dein Frühstück, Lauren. Ich habe Dich so lange wie möglich schlafen lassen.« Ich sah sie wohl verständnislos an. Sie hatte das bunte Kleid an, das sie trug, wenn sie unauffällig und naiv wirken wollte. »Du weißt doch, wir fliegen nach Lima.« Ja, ich erinnerte mich. Vage.

Murrig stand ich auf. Anne ging wortlos, aber ich sah sie lächeln – arrogant? zufrieden? verliebt? Ich erinnerte mich, dass sie mich mit nach Perú nehmen wollte. Dort konnte ich eine alte Freundin, meine »profesora« Doña Julia, besuchen. Warum fuhr ich mit? Lust hatte ich keine, nicht nach dem Aufstehen. Doch ich war alt genug, um zu wissen, dass es unzuverlässige Impulse gab, unwahre Gefühle. Warum fuhr ich mit? Als Gespielin? Als jemand, der dazu gehörte? Wozu? Ich kleidete mich flüchtig an. Achtete jedoch darauf, meinen Talisman einzustecken, einen wertlosen Kieselstein aus meiner Jugend, ein Geschenk von meinem ersten Freund,

frankophon wie ich, dem dichtenden Sioux Max. Oft reagierte Anne eifersüchtig, wenn sie den Stein entdeckte.

Anne nahm mich am Arm und führte mich nach draußen. Ich bin die Ältere, dachte ich, ich sollte der ›caballero‹ sein. Aber ich vergaß es wieder. Die Luft war feucht, noch angenehm. Über den geschotterten Vorplatz geleitete sie mich zu ihrem Mercedes. Rote Ledersitze. Der Inbegriff des Luxus. Der Verschwendung. Des Glücks. Die Flügeltüren zu schließen, war immer ein erhabenes Gefühl für mich. Ich fühlte mich als wer. Das war besser, als für einen ›comercio carnal‹ 2 000 zu kassieren.

Vor uns fuhr Pedro [Donoso]. Ich dreht mich um. Ein Wagen folgte. Ich erinnerte mich nicht, wer noch mit uns kam. Im Wagen von Pedro saß noch, ›naturellement‹, Martín, der masochistische Zauberer [El Mago], begnadet sowohl auf der Bühne (er ließ mich schweben, ohne dass ich herausfand, wie der Trick funktionierte) als auch im Kampf (er rettete Anne vorm Erschießungskommando, ohne dass es eine Sekunde zu früh bemerkt worden war), aber ansonsten begierig darauf, nichts als der unterwürfige Diener seiner Herrin zu sein, ihr die Milch zu bringen und den Hintern zu putzen. ›Im Menschen sin Geschöpf und Schöpfer vereinigt‹, sagt Nietzsche – in El Mago steht beides unvermittelt nebeneinander, nichteinmal eine Brücke führt zum Menschen.

›Je t'aime‹, sagte ich schließlich, denn ich war grädig, ›sei mir nicht böse, wenn ich was mißmutig bin beim Aufstehen.‹ – ›Du bekommst gleich was zu essen‹, antwortete Anne. Immer praktisch. Nein, über Gefühle spreche ich nicht ... [...] Ja, ich könnte mir die Geschichte der Reise nach Lima erzählen, stellvertretend für das Leben, das wir führten & vor dem ich flüchtete, & nach dem ich mich sehne.

Wir waren neun Personen an Bord: Pedro, Martín, Anne und ich kommen gerade. Nach uns treffen noch Errico [Gatablanco] und Benjamino [Barbarajo] ein. Die drei Mann Besatzung machen die Maschine startklar. Der Pilot, Eduardo [Curamiendo], ist einer jener viel zu zahlreichen Männer, die für Anne jederzeit ihr Leben, zumindest aber ihre rechte Hand geben

würden. Anders als die meisten anderen ihrer Gefolgsleute stammt er jedoch aus den superiores Tomasias. Zwei oder drei Jahre vorher war sein Bruder, ein bekannter kommunistischer Aktivist, verschwunden. Eduardo wusste über seinen Schwiegervater, den bestechlichen Innenminister Ayes, von Annes Organisation. Er verpfändete sein halbes Erbe, um Anne nach seinem Bruder suchen zu lassen. Sie konnte ihn nur noch verkrüppelt aus einer Folterkammer des Militärs herausholen. Eduardo gab seine gradlinige Karriere an der fiktiven Grenze zwischen Politik und Wirtschaft auf und stellte seine als Hobby entwickelte Fähigkeit des Fliegens in den Dienst unserer bunten Opposition.

Martín machte mir ein englisches Frühstück, verbranntes Toast, Schinken und Ei, so wie ich es gern habe ... hatte. (Heute lebe ich anders.)

Als ich Errico an Bord klettern sah, fiel mir etwas ein, das ich zu sagen vergaß. Ich nahm Anne zur Seite und flüsterte: ›Isora‹ – Erricos Frau – ›hat die Sachen gepackt.‹ Ich mag Isora Gatablanco nicht. Mir fällt nur ein passendes Wort für sie ein – ›finalidad‹. Sie trägt das Haar kurz, nicht weil es ihr gut steht (das tut es obendrein), sondern weil es praktisch ist. Sie trägt Hosen, nicht um jugendlich zu wirken, sondern weil es praktisch ist. Sie macht Gymnastik, nicht um fit zu bleiben, sondern um Arztkosten zu sparen. Die gute Seite von Isora, mit der sie sich die treue Liebe von Errico erhält, bleibt mir verschlossen.

Aber weshalb waren wir überhaupt hier an Bord? Was wollten – oder sollten – wir in Lima? Ich werde versuchen, es der Reihe nach zu erzählen, soweit mir die Sache bekannt ist und soweit ich sie verstanden habe.

Vor ein paar Wochen hatte sich ein Peruaner namens Mario Atranco an das SIT-Büro in Santo Tomás gewendet. Ich muss erklären, was SIT ist –

Seguridad, Información, Transporte, abgekürzt SIT, die Detektiv-Büros von Anne. Mit ihrer legalen kommerziellen Arbeit (spezialisiert, ›recurso‹ [Regress] einzuholen) decken die SIT-Büros die illegalen Tätigkeiten von ›La Red‹, hauptsächlich

›opferlose (oder besser: konsentuelle) Delikte‹ (Gesetzesbrüche, die keine Rechtsbrüche sind) wie Schmuggel und Drogenhandel. Während Annes zunehmender Politisierung verlagerten sich die Aufgaben von SIT in der Tomasischen Republik. Mehr und mehr widmeten sich die Büros der Suche – und womöglich Befreiung – von verschleppten Oppositionellen. Die Politisierung hatte übrigens angefangen, als Anne 1955 Errico im Auftrag seines Doktorvaters, Ben[jamino], aus dem Gefängnis befreite. [...]

Der Peruaner [Mario Atranco] fühlt sich bedroht. Er erbittet über Annes Detektivbüro SIT Schutz. Bevor solcher Schutz von Anne gewährt wird, zieht sie Erkundigungen über die Person ein (lässt sie Erkundigungen einziehen). Noch ehe die ›indagación‹ abgeschlossen ist, wird er ermordet. Als Mörder bietet sich El Cuchillero an, der, wie sich herausstellt, der Nefee von Mario Atranco ist – El Cu[chillero] heißt eigentlich José Atranco. El Cu[chillero] gehörte zur Donoso-Bande und ist mit Pedro [Donoso] zu Anne gestoßen. 1957, die Zeit, zu der diese Geschichte spielt, war El Cu[chillero] Sicherheitsbeauftragter von ›La Red‹, einer der fünf Mitglieder des Führungsgremiums, genannt ›el núcleo‹ (Anne, Pedro, El Mecánico, El Cu[chillero] = José Atranco und El Mago = Martín).

El Cu[chillero] verhält sich ›extraño‹. Er gibt keine Auskünfte über sein Motiv. Er verlangt einen Prozess vor einem ›árbitro‹, einem der (illegalen) Privatrichter von ›La Red‹ – als Mörder, unter Respektierung seines Willens, kein Motiv zu nennen. Er verfasst eine Erklärung, die das einzige bleibt, das er zu dem Fall ausführt: ›Es gibt Taten, die auszuführen man sich gezwungen sieht, deren Begründung aber nicht vor einer gesellschaftlichen Instanz, der Justiz, rechtsfähig ist. Denn sie sind im juristischen Sinne nicht zu beweisen. Gesetzt den Fall – nicht mein Fall –, ich hätte als Kind beobachtet, wie mein Onkel meinen Vater ermordet und mit meiner Mutter zusammenlebt; der Mord fiel in die Peruanische Bürgerkriegszeit und wäre inzwischen unbeweisbar. Aber ich wüsste ihn für mich mit Gewissheit. Eines Tages bringe ich diesen Onkel um. Ich kann nicht verlangen, dass die Gesellschaft mich freispricht.

Denn könnte sie mein Motiv akzeptieren, hätte ich ihr auch die Sühnung des ursprünglichen Verbrechens, die Verurteilung des Mörders meines Vaters überlassen können.«

Anne // außer sich. Und verunsichert. Jemand, der ihren Schutz beantragt, ist ermordet worden. Solch eine Tat war für sie »no lícito«. Der Mörder ist ein enger Vertrauter. Das wäre »traición«. Der Mörder behauptet, im Recht zu sein, die Rechtsgründe aber verborgen halten zu wollen. Das bringt ihre Moral durcheinander. Wer rechtmäßig handelt, darf nicht bestraft werden. Darum bekämpft sie das staatliche Rechtssystem. Weil es an Legalität anstelle von Legitimität orientiert ist.

Ben[jamino], der übergewichtige Nestor des »árbítró«-Systems, hatte allerdings keine theoretischen Probleme mit diesem Fall: Es gab einen geständigen Täter, dessen ausdrücklicher Wille besagte, verurteilt werden zu wollen, ohne dass sein Motiv in Betracht gezogen würde ... [...]

Ben[jamino]s »Gegenspieler« war Errico [Gatablanco], sein Schüler (allerdings ebenso Schüler des mehr marxistisch orientierten Neothomisten Pablo Hombuena). Errico vertrat die Ansicht, dass eine Tat nur im Licht ihres Motivs beurteilt und verurteilt werden könne. & hitzige Diskussionen über situative Ethik. & Niño, unser aller Lehrer, hält sich heraus. Er ist traurig. Sein Gesichtsausdruck ist bekümmert. Er will nicht, dass die Philosophie zum Instrument im Kampf wird. Ja, sicher war es mehr als eine inhaltliche Auseinandersetzung, war es ein Machtkampf. & Niño hat auch Unrecht, denn die Philosophie muss auch die Courage zu »empiétement« haben.

Anne entscheidet dies: Unabhängig von der rechtlichen Frage muss das Motiv aufgeklärt werden, um eventuelle Gefährdungen der Organisation auszuschließen. Darum sitzen wir im Flugzeug. Niño hat sich geweigert, mitzukommen. Das steigert Annes Verunsicherung.

Vergangenheit oder Gegenwart? Mein Gefühl wechselt. Entscheide ich später.

Ich sitze da & knabbere an meinem pappigen Toast. Die bei-

den Kontrahenden gestikulieren (ihre Worte erreichen mich nicht). Anne knabbert an ihren Fingernägeln. Ihrer Führung beraubt, verfallen die Intellektuellen in ihre verwirren, nie endenden Debatten über die ›via correcta‹. Beide hatten recht. Falsch ist eigentlich der Zwang zur Entscheidung. Aber ich sehe ein, dass es ihn gibt. (Gab. Im Wald gibt es ihn nicht.)

›... individuelle Freiheit muss Respekt vor der freien Entscheidung sein, freien Entscheidung von José [Atranco], keine Auskunft über sein Motiv zu geben. & José beweist seinen geistigen Scharfsinn, dass er dem Recht nicht zumutet, über seine ureigenen, weder beweisbaren noch nachvollziehbaren, wenn auch subjektiv zwingenden Motive urteilen zu müssen, sondern nur über die nackten, kalten Tatsachen, den Mord ...‹ [Benjamino] Barbarojos Argumente wirken auf mich. Aber wissen möchte ich es trotzdem.

& was Anne anpackt, bekommt sie. Die Lösung griff tief in unsere Gruppe ein. Mario Atranco, der Onkel von El Cu[chillero = José Atranco], Isora Gatablanco, die Frau von Errico, & – überraschend – Ben[jamino] Barbarojo waren in die ›circulación‹ von Drogen aus dem peruanischen Anbau verstrickt, die Kollaboration mit den Behörden voraussetzt. Für Anne & ›La Red‹ war dies zwar tägliches Brot, doch die drei machten es hinter Annes Rücken & ziemlich diletantisch. Ben[jamino] nun hegte ab einer bestimmten Zeit den Verdacht, dass Isora wirklich im Dienst der Regierung stand. Da er von dem Verhältnis von Isora zu Mario Atranco wusste, verdächtigte er auch ihn. Ben[jamino] wandte sich an El Cu[chillero] (dessen Taufname ihm, wie uns allen, nicht bekannt war – & darum auch nicht die Verwandtschaft mit dem Verdächtigen). El Cu[chillero] hatte jedoch eine persönliche Rechnung mit seinem Onkel, den er für den Tod seiner Pflegemutter, der 10 Jahre älteren Violeta Pared, verantwortlich machte. (Das lag Jahrzehnte zurück. Wie beweisen?) Aber er war nicht der Mörder – sondern Isora (da Mario [Atranco] der V-Mann war und nicht sie) – er wollte es sein.

Wie werde ich die Geschichte erzählen?

Welche Zeit? & welcher Standpunkt?

Vor allem darüber nachdenken, was die Bedeutung ist – wem gibt der Fall recht? Ich bin nicht mehr verwirrt, habe eher das Gefühl, dass es noch etwas gibt, das wir nicht bedacht haben.

[...]

Vielleicht sollte ich ›Die Reise nach Lima‹ fertig schreiben, damit Du den Schluss erfährst. Was sollte Anne mit Isora [Gatablanco] machen? Selten habe ich sie so unschlüssig, so hin- & hergerissen gesehen. Wie, um sich zu überwinden, entschloss sie sich, selbst Anlage zu führen bei einem ›árbítrø‹ (es gab keine interessierten Angehörigen vom Opfer).

Isora verteidigte sich eher schlecht als recht, etwas wehleidig, indem sie auf die Verwicklungen hinwies, darauf, dass sie Opfer einer ›mauschelei‹ geworden sei. Der ›árbítrø‹ – mit Namen Pedro Camacho, glaube ich – reagierte ungehalten, schließlich habe sie die Tat ausgeführt & könne die Verantwortung nicht abwälzen. Vollends wütend wurde er, als sie meinte, ja die Kleinen würde man hängen, die Großen laufen lassen. Er hielt dagegen, dass sie schließlich in der Führung der ›Vereinigten Opposition‹ sei & dies durchaus ein ›großer‹-Posten.

Es sah schlecht aus für Isora. Dann fragte Camacho (oder so), welche Strafe Anne wünsche. Sie wurde verlegen & sagte schließlich, I[sora] solle ihre Schuld eingesehen & sich selber eine Strafe auferlegen.

Der ›árbítrø‹ machte eine abrupte Bewegung mit dem Kopf & verkündete: ›Dies ist eine ungewöhnliche & grausame Strafforderung, dem Fall absolut unangemessen. Ich spreche die Angeklagte frei.‹

Kurzer Prozess mit langem Vorspiel. Ich war als Zeugin dabei in diesem kleinen Raum, vollgestopft mit alten Büchern. Der ›árbítrø‹, klein, um die 60 Jahre, etwas rundlich ... seine Haut & seine gedrückte Haltung zeigten, dass er schlechtere Tage gesehen hatte (Gefängnis?)... Isora verschwand aus unserem Blickfeld.

B[enjamino] B[barbarajo] überstand alles völlig unbeschadet. Anne wertete sein Verhalten nicht als Verrat: Jeder habe

das Recht, Handel zu treiben, wie er wolle. Nur gab sie ihm den freundschaftlichen Rat, etwas besser aufzupassen. Auch El Cu[chillero] behielt seine Position bei ›La Red‹ inne. Doch Anne sprach nie wieder ein Wort mit ihm.

Wenn das eine Strafe war, die schwerste Strafe, dann bleibt nur der Schluss, dass Anne eine religiöse Führerin ist, die ihre Organisation wie Gott führt. Und ich war SEine Braut. Nein, lässt sich nicht gut Liebe machen mit IHm. GOtt ist nicht tot, aber ›frio« (Walden III, S. 173f, 175f, 177, 179f, 230).

ist die revolution planbar?

Die Frau, die dieses Leben führte, die eine solche Organisation leitete, saß den braven universitären Regimekritikern, den »Freunden der Freiheit« gegenüber und debattierte mit ihnen gekonnt über abstrakte philosophische Rechtsfragen und über die politische Zukunft des Landes. Es ist kaum erstaunlich, dass die Akademiker, obwohl sie nur einen Bruchteil dessen kannten, was Chéries Organisation ausmachte, irritiert waren und dass Chérie es nicht bei akademischen Theorien belassen wollte. Claira Ovo erinnert sich in einem Fragment (abgedruckt in: Hombueno u. a., S. 160-220) an die Zeit um 1955/56. Dies Fragment von 1962 ist nicht zum Druck bestimmt gewesen, besteht aus Planskizzen, einzelnen Überlegungen und Formulierungen und dazwischengelegten tagebuchähnlichen Augenblicksnotizen und Stenogrammen aus den Diskussionen. Es bleibt zu fragen, ob die geplante Bearbeitung für eine Veröffentlichung dem Text nicht die Ehrlichkeit genommen hätte. Fehlende Ehrlichkeit ist das Kennzeichen vieler Passagen in den Erinnerungen an die vorrevolutionäre Zeit von Jauve, Jefeliejo, Gatablanco und Hombueno. Nur Barbarojo bräuchte nichts zu beschönigen, denn er war der einzige, der von Anfang an Chéries Perspektive voll unterstützte. Aber er hat keinen längeren Text über jene Zeit verfasst.

Ovo schreibt (entziffert und bearbeitet von Henríquez) beispielsweise:

»[Notiz 1955:] Während wir zu langatmigen Ausführungen neigen – Tomaso, Marguerite, Benjamino hört gar nicht mehr auf, Errico, (ich?) – spricht sie [Chérie] kurz. Selten. Hört zu und zieht dann präzise einen Schluss. Wir spüren ihre Kraft. Aber die macht auch Angst. Auch ihre Kraft ist mir unbehaglich. Ich sollte mich fragen: warum ich sie nicht mag? Manchmal mag ich sie. Vielleicht Ablehnung ihrer lesbischen Neigung? Wir Spießer. Pablo letztens gesagt: »Wir sind doch alle scharf auf sie, das ist unser Problem.« Marguerite ist sehr böse darüber geworden. [:1955] [Einfügung 1962:] Ich habe dies eine Bild vor Augen – Nach einer scharfen Auseinandersetzung zwischen Barbarojo und mir – in zweiter Linie Pablo/Errico – darüber, ob Lohnarbeit in der freien Gesellschaft möglich sein kann, eine Frage, die ich damals dogmatischer mit Nein beantwortete, als ich es heute tun würde, löste sich die Runde in informelle Gespräche auf. Anne (Chérie? – entscheiden, ob Vorname oder Nachname gebrauchen; dann einheitlich) kommt zu mir. Sie legt mir nicht die Hand auf den Arm, wie sie das bei den Männern tut, wenn sie kommt und vertraulich (versöhnlich? locker? leichtfüßig?) wird. Sie sagt: »So wie die CDC [die Baugenossenschaft] arbeitet, ist das nicht eine Synthese zwischen deinem Modell und Benjamminos Modell? Eine Mischung aus Lohn- und Selbstarbeit, aus Aufhebung von Arbeitsteilung und Spezialisierung, aus Massenfertigung und Handwerk?« Damals hörte ich die Worte bloß an mir vorbeirauschen, achtete nur auf die Spannung zwischen uns, die ich darauf zurückführte, dass ich ihr unterstellte, sie wolle mich anmachen und würde es nur mühsam unterdrücken. Vielleicht war es ganz anders: Sie spürte, dass ich jede Berührung als sexuelle Aufforderung verstanden hätte und hat sie aus Rücksicht unterlassen. Andererseits war ich auch ziemlich eifersüchtig auf den lockeren Umgang, den sie mit den anderen hatte – außer Marguerite, die, glaube ich, Chérie haßt – [:1962]

[Notiz 1956:] Anne heute mit Plan: Wir brauchen 1. sozial realistisches Programm, das auf die Probleme der Bevölkerung tatsächlich passt; 2. Öffentlichkeitsarbeit, Zeitung; 3. Vorbe-

reitung der Übernahme staatlich ausgeführter Funktionen durch ›private‹ Organisationen (ich sage: Rekonstruktion der Gesellschaft – jetzt!); 4. Aufbau einer revolutionären Streitmacht. Nur B[enjamino] B[arbarajo] begeistert. Was spricht dagegen? Rational war nur ein Argument: Rev[olution] ist nicht planbar, machbar. Anne (gut!): ›Ich – (das ist es: sie sieht die Rev[olution] als ihre Privatsache an!) – will nicht Rev[olution] planen. Aber wenn das Volk bereit ist, dann muss was da sein, was den Weg zeigt, was Degeneration verhindert, was neue Diktatur verhindert.‹

Vorbehalte gegen sie, emotional? Ich denke an Machno, Duruti, Landauer usw.: auch sie hatten das Zeug zum Diktator, zum Unduldsamen, waren Charismatiker mit einer Portion Fanatismus. Oft kann ich nicht anders, wenn ich bestimmte Fotos von ihnen anschau, bestimmte Äußerungen von ihnen lese, bestimmte Handlungen von ihnen berichtet sehe, mich zu freuen: dass sie Anarchisten waren und darum nicht zu Herrschern wurden.

Anders an ihr [Anmerkung 1962: die Unaussprechliche; den Namen zu schreiben, hieß wohl schon, ihre Übermächtigkeit zu beschwören]: sie ist reich; sie ist Unternehmerin; sie wohnt in einer Villa. Ist das ein Argument? Es gab adlige Anarchisten (Kropotkin...) Aber reiche?

Eigentlich fürchten wir uns nur vor einem: vor der Freiheit, vor der Konkretion unserer Gedanken in den Plänen von ihr. Der Plan ist genau richtig. Sie hat die Mittel, das Talent und die Ausstrahlung, ihn zu realisieren. Der Plan entspricht dem, was alle Anarchisten als taktische oder strategische Ratschläge gegeben haben. Mein Herz hüpfet vor Freude. Es kann getan werden. Selbst mit B[arbarajo] kann ich mich abfinden – Freiheit zuerst. Dann werden wir sehen. Eigentlich sind die sachlichen Differenzen mit ihm geringer als z.B. mit der Wohlfahrts-Marguerite.

Doch vielleicht hüpfet mein Herz aus Angst. Angst vor mir? vor der Rev[olution]? vor ihr? vor Repression, vor Molina, vor der Polizei? vor dem Volk? Volk: Landauer hat gesagt, Revolution sei ›zusammengepresstes Gewesenes, das sich hinausläßt und

aufschäumt« – aber wissen wir nach dem Peronismus mit seinen spontanen Massenerhebungen in Argentinien (+Italien, +Deutschland), nach den spontanen massenhysterischen Weinkrämpfen in Russland nach Stalins Tod – wissen wir noch, ob das »zusammengepreßte Gewesene« gut (wie Landauer meinte) oder schlecht ist? Ob da nicht der Terror lauert? Anne könnte den Mob bändigen, wenn das überhaupt geht.

Alles spricht für ihren Plan. Rational. Der Rest? – Benjamino ist viel mehr bakunistischer Kämpfer, der nichts als Kampf und Revolution ist, dessen Emotionen mit der Rev[olution] identisch sind, viel mehr als ich – trotz meiner radikalen Reden bin ich zaghaft wie Pablo.

Ich weiß nicht, was ich tun soll. Aber im Zweifel kommt es darauf nicht an. Wir haben etwas in Gang gesetzt, einfach dadurch, dass wir Chérie getroffen haben, ihr von unseren Theorien, Hoffnungen, Wünschen, Ideen erzählt haben, aber wir können es nicht mehr steuern oder kontrollieren. Nur mitmachen oder danebenstehen. Und doch: Frage des individuellen Gewissens: was soll ich tun? [:1956]

[Einfügung 1962:] Erstaunlich, dieses Dokument des Zauderns zu lesen. Man hat mir so oft erzählt, dass ich eine der Radikalsten gewesen sei, der die Revolution nicht schnell genug und weit genug gehen konnte, dass ich diese Zweifel von damals ganz vergessen habe. Froh stimmt mich, dass die üblen Vorahnungen von damals nicht (noch nicht?) Wirklichkeit geworden sind. Und tatsächlich stehe ich heute an der Seite von Benjamino, um das Abgleiten der Revolution in Reformismus zu verhindern, und wir haben in der Präsidentin den stärksten, wenn auch nicht immer konsequentesten Verbündeten; sie ist heute mehr denn je Garant der Rev[olution]. Wie traurig jedoch, dass ich meine gefühlsmäßige Kluft zu ihr nicht überwinden konnte – jetzt, wo sie so einsam ist – Lauren weg, Pedro tot – so einsam –. Wozu diese Revolution von ihr aus gesehen, sie hat ihr nichts gebracht außer Kummer. Sie ist müde, schon jetzt, kaum über 30. Könnte ich ihr helfen? Ich würde gern, doch ich kann nicht, nicht den Widerstand in mir selbst überwinden [:1962]« (in: Hombueno u. a., S. 169ff).

la red auf dem weg zur revolutionären organisation

Der erste Schritt zur Verwirklichung von Chéries revolutionärem Plan bestand 1956 in der Gründung eines Instituts, das den offiziellen Namen »Centro para doctrina social catolico« erhielt. Zum akademischen Leiter ernannte Chérie Benjamino Barbarojo – eine Stellung, die er bis zu seinem Tode 1995 inne behielt. Das Institut sollte ein Programm ausarbeiten und die Publikation einer Zeitung vorbereiten.

Das Institut war auch Vehikel, eine Amnestie für Gatablanco zu erwirken, der nun fast ein Jahr die Chérie-Villa nicht verlassen hatte. Gatablanco wurde als Mitarbeiter im Institut angestellt, das den Segen des Erzbischofs genas und darum nicht ohne weiteres dem Zugriff des Diktators offen stand. Überdies ist nicht von der Hand zu weisen, wenn Hufnagel feststellt: »Die Blutgier des greisen Diktators konnte Chéries gekaufter Innenminister Ayes durch immer brutaler werdende Kommunisten-Verfolgungen stillen – ›There is no known Communist in the Tomasian Republic!‹ prahlte man in ganzseitigen Anzeigen in der New York Times –, während die scheinradikale sog. ›liberale‹ Opposition geschont werden konnte« (S. 15). In der Tat war es dem Wirtschaftsminister Borrego aus Überzeugung und dem Innenminister Ayes, weil Chérie ihn besser bezahlte als der Staat, gelungen, eine Differenzierung in der Behandlung der Opposition durchzusetzen: Nicht jeder Kritiker sollte nunmehr als »Kommunist« angesehen und bestraft werden. Hufnagels Behauptung allerdings, Chérie habe die Kommunisten-Verfolgung aktiv angestachelt, um »nicht nur von sich selbst abzulenken, sondern auch bei ihrer Machtübernahme ein kommunistenfreies Land vorzufinden, ein Land, in dem die wahre politische Alternative zum Faschismus nicht mehr existiert« (S. 151), entbehrt der Grundlage in Fakten. Richtig ist, dass Chérie sich anfangs offensichtlich wenig um die kommunistischen Verfolgten gekümmert hat; aber zunehmend, spätestens ab 1959, hat sie auch andere oppositionelle Kräfte zu schützen versucht. Nach dem, was Hufnagel »Machtübernahme« nennt, sorgte sie dafür, dass jede Verfolgung politisch Andersdenkender unterbleibt.

Über den fast einjährigen Aufenthalt in der Chérie-Villa schreibt Gatablanco, dass es »rückblickend die schönste Zeit meines Lebens war: Der fortgesetzte Gedankenaustausch mit Niño, die ständige Nähe zu Anne, die noch unbelastet von der Präsidentschaft eine ausgezeichnete Gastgeberin, geistreiche Gesprächspartnerin und die liebenswerteste Person überhaupt war« (in: Hombueno u. a., S. 86). Nach Jackson verhielt es sich jedoch anders. Sie schreibt:

»Eifersüchtig lauschte ich spät abends an der Tür zu Niños Bibliothek, eine der größten privaten Sammlungen von Blindenbüchern in der Welt. Man hörte nur Niño und Gatablanco. Ich weiß heute, dass Anne dabei saß, ohne dass man sie bemerkte – sie hatte die Gabe, sich praktisch unsichtbar zu machen. Zwei Stunden redeten und stritten die Männer. Soweit ich mitbekommen habe, versuchte Niño klar zu machen, dass es schlecht sei, andere Philosophen als Aristoteles und Thomas nicht gelten zu lassen, Platon, Rousseau, Kant oder Nietzsche, es ginge vielmehr um das ›Ganze der philosophischen Fragestellung‹. Dann sagte Anne etwas. Nur noch kurz ging das Gespräch weiter – Niño antwortete ihr nicht –, bis Gatablanco sich mit dem Hinweis auf Müdigkeit verabschiedete. Als Anne nach ihm zur Tür herauskam, dachte ich nur, sie habe herumpussiert und malte mir schmerzlich aus, wie sie mit ihm ins Bett ginge. Aus der Dunkelheit trat ich neben Anne und flüsterte: ›Bitte geh' nicht mit ihm, bitte.‹ – ›Ruhe, vaca‹, fauchte sie und stieß mich mit den Ellbogen in die Rippen, so hart, dass ich dachte, etliche wären gebrochen. Sie ging auf die Veranda. Heute vermutete ich, dass sie weinte. Aber damals war ich unfähig, als erste Frieden zu schließen. Endlich kam Anne wieder ins Haus. Versteinert verharrete ich auf dem Platz, wo ich die ganze Zeit gestanden hatte. Sie kam zu mir und sagte völlig eiskalt: ›Du bist ein vollkommen überflüssiges Wesen. Du verdienst dein Geld, indem du dich auf den Rücken legst, die Beine breit machst, jemand anderes machen lässt und kassierst. Selbst das tust du jetzt nicht mehr. Warum, zum Teufel, gehst du nicht zur Hölle?‹ Diese Beleidigung

gung, die mich tatsächlich tief verletzte – ich schreibe sie nieder und merke, wie ich innerlich zusammenzuckte –, schien natürlich zu bestätigen, dass ich sie nur im letzten Moment gehindert hatte, fremd zu gehen.

In Wirklichkeit verhielt es sich ganz anders: Gatablanco hat sie geschnitten. Ständig. Alle ihre Bemühungen, seine Freundschaft oder wenigstens seinen Respekt zu erlangen, schlugen fehl. Er sprach kaum ein Wort mit ihr. Wie schmerzlich muss es gewesen sein, dann auch noch von mir eifersüchtig fortgestoßen zu werden!

Es wäre alles nur halb schlimm gewesen, oder geworden, wenn man mit Anne darüber hätte reden können. Oft habe ich mir vorgenommen, mich mit ihr auszusprechen, aber es nie fertig gebracht. Ich erlaube mir an dieser Stelle ein einziges Wort der Kritik an Niños Erziehung: Er hat den zweiten Teil des von ihm so geschätzten ›Emile‹, die Gefühls-Erziehung, vergessen. Bei Rousseau wird die rationalistisch-naturwissenschaftliche Kindheitserziehung ergänzt durch eine emotional-soziale Jugenderziehung. Niño hat die soziale Seite mit der rationalistischen verbunden und damit die emotionale (und naturwissenschaftliche) Seite ausgeklammert. (Das einzige, was ich für Anne noch tun kann, ist, denke ich, alles zu lesen, was ihr wichtig war. Damit beschäftige ich mich zur Zeit. Ich vermute, dass Niños Haltung kantisch ist; aber das weiß ich noch nicht sicher.) Das heißt nicht, dass Anne keine Gefühle hatte – beileibe nicht: sowohl Liebe als auch Hass waren ihr nicht fremd –, oder die Gefühle nicht in ihre Handlungen eingingen. Vielmehr wurden Gefühle, da sie als nicht-rational erschienen, aus der Sprache, die rational zu sein hatte, verbannt, konnten kein Gegenstand eines sinnvollen Gesprächs werden. Die Folge davon war, dass es für Gefühlsprobleme keine sozialen Lösungen gab.

Das gleiche Phänomen kennzeichnete übrigens auch die anderen ›Neothomisten‹, ausgenommen vielleicht Claira Ovo. Claira aber verfiel in den entgegengesetzten Fehler, ihre eigenen Gefühle – oder, wie sie sagte, ›Bedürfnisse‹ – zum Ausgangspunkt von Überlegungen zu allgemeingültigen Verhal-

tensregeln zu machen. Damit untergrub sie ständig ihre anarchistische Position: ›Ich will keine Lohnarbeit machen. Niemand will (= soll) Lohnarbeit machen.‹ Oder auch: ›Ich bin nicht lesbisch. Niemand will (= soll) lesbisch sein.‹ (Das hat sie nicht gesagt, aber...) Hombuena hatte zwar eine rationale Sprache für Gefühle entwickelt; doch seine Gefühle waren so mager, dass es im Wesentlichen ein Sprechen über andere wurde. Im Zweifel gab er das auch zu.

Ich habe lange darüber nachgedacht, warum Anne sich so unermüdlich für diese Menschen eingesetzt hat, die ihr reserviert, kühl, ja ablehnend und manchmal gemein gegenüberstanden – selbst in Barbarojos vorbehaltloser Anerkennung von Annes Tätigkeit lag kein Fünkchen Liebe oder auch nur Wärme. Warum hat sie ihnen ein Institut geschenkt und schließlich für sie die Revolution gemacht, zu der sie selbst unfähig waren? Meines Erachtens – ich lese gerade die ›Kritik der reinen Vernunft‹ – gibt es nur die eine Antwort, dass sie, nachdem die gesellschaftspolitische Richtigkeit des Neothomismus für sie feststand, pflichtbewusst an die Realisierung gegangen ist, ohne an ihr eigenes Wohl zu denken« (I Remember ARC, S. 42ff).

Niño, dem man während des Interviews aus den bereits vorliegenden Erinnerungen Jacksons (»I Remember ARC«) vorlas, schüttelte an dieser Stelle allerdings den Kopf und kommentiert sie dann so:

»Vielleicht hat Lauren nicht ganz Unrecht. Ja, es scheint mir, dass sie ziemlich Recht hat; doch übertreibt sie stark. Sie rationalisiert ihre Eifersucht. Außerdem gibt sie uns die Schuld an Annes Tod. Alles nicht unverständlich, aber es trübt die Erinnerung, und es ist wenig hilfreich für die Analyse. Anmerken will ich, dass unsere Freunde eher Lauren als Anne reserviert gegenüberstanden – etwas, für das ich sie hätte ohrfeigen können. Lauren war Annes Sophie und ihr Lebenselixier. Manchmal wünschte ich, Anne wäre ihrer Neigung und nicht ihrer Pflicht gefolgt, hätte sich von der Politik getrennt und

wäre Lauren gefolgt. Aber es ist nun einmal so, dass auch die Pflicht eine Neigung ist« (S. 24).

Neben Barbarojo und Gatablanco erhielten auch Jefeliejo und Ovo eine Stelle im »Zentrum für katholische Soziallehre«. Hombueno wollte seine Tätigkeit als Studentenpfarrer nicht aufgeben, und Marguerite Jauve arbeitete (sporadisch) bei der – nach dem Verbot von »El Espectador« 1941 – einzigen halbwegs liberalen Wochenzeitung »Occidente«, die ihrem Vater gehörte. Sie vermittelte jedoch den Kontakt zu dem Dichter Francisco Henríquez y Cavajal, der sich bereit fand, am dem Zeitungsprojekt des »Zentrums« mitzuwirken. »Francisco war ein echter Glücksgriff«, schreibt Jackson. »Er war der Freundschaft fähig, die Anne so dringend brauchte. Nach meinem Weggang und nach Pedros Tod war Francisco wohl das einzige Feuer, an dem Anne sich wärmen konnte« (S. 45).

Chéries zweiter Schritt zur Verwirklichung ihres revolutionären Plans bestand in dem bemerkenswerten Akt, Barbarojo alle Geheimnisse von »La Red« zu offenbaren, die ganze Organisation zu erklären, damit er folgende Frage beantworten konnte, wie er selbst berichtet:

»War es möglich, »La Red« so zu transformieren, dass die Organisation als Antizipation des freiheitlichen Prinzips gelten kann? Das Ergebnis war für mich überaus erstaunlich: Chérie war nicht nur die tüchtige Unternehmerin, die ich in ihr schon immer bewunderte, die ihrem Land Wohlstand brachte, sondern sie hatte auch den Rahmen der gegebenen Gesetze gesprengt und zwar dergestalt, dass sie nicht, wie im Verbrechertum üblich, mit den Gesetzen auch das Recht negierte, sondern gerade das Recht ins Recht setzte. Dank der genialen »Ausbildung«, die ihr durch den großen Callejas zuteil wurde, und dank ihres eigenen starken wachen Geistes war es Chérie gelungen, das Eigentums- und Vertragsrecht als Grundlage legitimen sozialen Handelns zu erkennen; ihre ungemaine unternehmerische, organisatorische und »kriminelle« Kraft erlaubte es ihr, diese Erkenntnis in Praxis umzusetzen. Es war

mir, als sähe ich die Prinzipien, die ich nur in der Theorie ausgearbeitet hatte, bereits lebendig vor mir.

Ich schlug nach eingehender Analyse des Aufbaus von ›La Red‹ vor: Formalisierung der Polizei- und Justizfunktion; d. h. das Rechtsprinzip sollte explizit gemacht werden, und die auf ihm basierenden Entscheidungen dürfen nicht nur im ›Núcleo La Reds – also Chérie und Donoso – gefällt werden, sondern müssen von möglichst vielen Menschen angewendet werden, so dass nach der Revolution genügend im neuen Recht ausgebildete Richter zur Verfügung stehen. Abkoppelung vom staatlich manipulierten Geldsystem, d. h. Schaffung eines eigenen Tauschmittels, für das der Umsatz von ›La Red‹ lange ausreichte; ein Tauschmittel auf Warenwertbasis, die vom Staat nicht (so einfach) zu besteuern und vor allem nicht zu inflationieren ist, so dass nach der Revolution die Zirkulation kontinuierlich weitergehen kann. Einrichtung einer eigenen Kreditanstalt; d. h. eine Stelle, die Kredite in dem eigenen Tauschmittel auf der Basis von 100%iger Deckung (Sparbasis) und nicht auf Expansionsbasis (Geldschöpfungsbasis) vergibt, damit Unternehmertum, Konkurrenz und Wachstum beflügelt, ohne an das luftige Geld- und Kreditwesen unter der Kontrolle des Staates gebunden zu sein, so dass nach der Revolution die unvermeidliche Rezession aufgefangen werden kann« (in: Chérie, Gesammelte Reden., S. 15).

Einen dritten Schritt zur Verwirklichung ihres Plans teilte Chérie den anderen »Freunden der Freiheit« zunächst gar nicht erst mit. Sie beauftragte El Cuchillero, im Ausland 15 getrennte kleine Kampfgruppen von jeweils nicht mehr als 20 Mann aufzustellen, die dort ausgebildet werden. Ihnen sollte ab und zu ein krimineller Auftrag erteilt werden, damit sie sich selbst finanzieren konnten, damit sie bei Laune blieben und damit ihnen ihr wahrer Auftrag nicht bekannt wurde (das hätte die Gefahr des Verrats heraufbeschworen). Sie wurden nämlich für den Tag X auf die militärische Übernahme strategisch wichtiger Stellen in der Tomasischen Republik gedrillt; eine Gruppe etwa für die Er-

oberung des Rundfunksenders, wobei der Befehl jeweils lauten würde: »Halten oder zerstören.«

Die Existenz dieser Kampfgruppen ist nicht ganz unumstritten, obwohl der militärische Verlauf der Revolution darauf schließen lässt, dass es sie gegeben hat. Doch Jauve schreibt, die Kampfgruppen seien ein »Revolutionsmythos, der sich um Chérie gebildet« habe (S. 35). Allerdings ist nach Jauve auch »La Red« nicht von Bedeutung gewesen, überhaupt kommt in ihrer Geschichte der tomasischen Revolution Chérie höchst selten vor: »Anne Chérie, die nach der Revolution zwei Jahre Präsidentin gewesen ist, war vorher als eine Art moderner Robin Hood bekannt und wurde ›Engel der Armen‹ genannt; sie hatte ein abenteuerliches Vorleben und viele Legenden ranken sich um diese Frau, die in den Augen des Volkes die Revolution schlechthin repräsentiert. Solcher Personenkult darf in objektiver Geschichtsschreibung keine Rolle spielen« (S. 32). Nach Henríquez ist die Existenz der Kampfgruppen aber »unumstößlich bewiesen« (S. 19). Auch Hufnagel bestätigt das: »Man müsste annehmen, dass mehr als fünfzig Zeugen, Mitglieder der Kampfgruppen, sich verschworen hätten, die Legende zu spinnen. Im übrigen entspricht die Aufstellung der Kampfgruppen dem technokratischen Revolutionsverständnis Chéries« (S. 17). Ich werde im folgenden davon ausgehen, dass es die Kampfgruppen wirklich gegeben hat.

nach der transformation: la red in der 2. hälfte der 1950er jahre

Ab Mitte 1956 ging Chérie die Veränderung von »La Red« zu einer revolutionären Organisation energisch an. Gegenüber dem zu Beginn des Kapitels beschriebenen Aufbau änderte sich folgendes (nach: Henríquez, S. 180ff; Polizeiakten mit der Nummerierung im »Archivo revolucionario, Santo Tomás« AP/5611-AP/61JXL; Hufnagel, S. 158ff; Barbarojo, in: Chérie, Gesammelte Reden..., S. 15ff; Barbarojo [Hg.], Ausgewählte Schriften des Zentrums für katholische Soziallehre):

1. Die illegalen Aktivitäten im Ausland wurden zunehmend

von Willie Gärtner geleitet, der sich als besonders glücklich ausgewählter *Implantario* erwies. Unter seiner Leitung gelang es, auch im asiatischen Raum Fuß zu fassen. Sein Führungsstil war etwas anders akzentuiert als Chéries: Auf der einen Seite war Gärtner mehr der Geschäftsmann, der aufzutreten verstand; andererseits machte er sich die Hände nicht mit der Kleinarbeit schmutzig, so dass ihm der Befehl zu einem brutalen Vorgehen gegen missliebige Personen etwas zu leicht über die Lippen ging. Dennoch machte er keine Anstalten, Chérie zu verdrängen oder grundsätzlich gegen ihre Intentionen zu verstoßen. Da Chérie und der *Núcleo* weiterhin, wenn auch sehr selten, in Auslandsangelegenheiten eingriffen, war für den Uneingeweihten praktisch keine Veränderung zu spüren.

2. Im Inland wurden den SIT-Stellen »*arbitros*« – Schiedsgerichte – angegliedert, die als halblegal bezeichnet werden müssen. Voraussetzung dafür, dass jemand sich »SIT-Arbitro« nennen durfte, war ein halbjähriger Kurs im »Zentrum für katholische Soziallehre«. Die Grundlage des dort gelehrt Rechts bestand aus vier Sätzen: Alle Handlungen sind legitim, die nur »übereinstimmende Personen« einbeziehen; alle Handlungen sind illegitim, die nichtübereinstimmende Personen zwingen (in Barbarojos Ausdrücken sind dies »Eigentumsdelikte«); im Konfliktfalle darf jeder mit sich und seinem Eigentum verfahren, wie ihm beliebt, während das Eigentum des anderen die Grenze der Freiheit markiert; die einzig legitime Bestrafung besteht im *Regress* (Wiederherstellung des *status quo ante* bzw., wenn dies nicht möglich ist, Wiedergutmachung; Übernahme aller verursachten Kosten, etwa bei der Suche nach dem Täter und der Gerichtsverhandlung), Zwangs- oder Gewaltanwendung bei der Bestrafung darf nur der Einholung des *Regresses* dienen. Der Kurs bestand aus einer an Barbarojos Argumentation in »*Aristoteles y Tomás de Aquino sobre sociedad, derecho y libertad*« (vgl. Kap. 7) angelehnten Darlegung, warum diese Sätze und nur sie als »Recht« zu bezeichnen sind, und vor allem aus Übungen zur Anwendung.

Die »*arbitros*« boten ihre Dienste gegen Bezahlung an. Erlaubt war es ihnen offiziell nur, in Zivilsachen zu verhandeln; sie über-

nahmen jedoch auch Straftatbestände bis hin zu Kapitalverbrechen wie Mord. 1957 nahmen die ersten »árbitros« ihre Arbeit auf. Sie brauchten ungefähr ein Jahr, bis sich eine nennenswerte zahlende Kundschaft einfand (während des Einführungsjahrs trug Chérie die Schlichter).

Dann allerdings waren die »árbitros« recht erfolgreich, so sehr, dass sich 1958/59 sogar Ausländer an sie wendeten, z. B. Versicherungsgesellschaften. Die Bilanz für 1959 etwa sieht so aus: Insgesamt wurden 2132 Fälle behandelt, davon 112 zwischen ausländischen Kontrahenten. Bei 60 % der Fälle handelte es sich um zivilrechtliche Streitigkeiten, bei 40 % um Strafrechtsangelegenheiten. Mehr als 80 % der Fälle wurden bereits von dem ersten »árbitro« so gelöst, dass die Kontrahenten den Spruch anerkannten, 10 % der Fälle mussten von einem oder mehreren weiteren »árbitros« behandelt werden, bevor die Sache erledigt war, in 5 % der Fälle wendeten die Kontrahenten sich schließlich doch an ein staatliches Gericht (wobei die Gerichte oft einfach den Schiedsspruch übernahmen) und der Rest der Fälle (weniger als 5 %) ist unerfasst.

3. Die Geschäfte von La Red wurden, soweit möglich, auf Platinbasis abgeschlossen. Barbarojo wählte Platin als Tauschmittel, weil Gold überall auf der Welt in den Zentralbanken monopolisiert ist und somit sein Preis von den Regierungen beeinflusst werden kann und weil der Silberpreis zu sehr schwankt. Zunächst wurden nur die größeren Transaktionen in Platin abgeschlossen, aber mit der Zeit gelangten durch die El Boliche-Läden, die CDC-Baugenossenschaft und die La Red-Bank »Chérie« auch 100%ig gedeckte Platinscheine in Umlauf.

Ihr gesamtes Vermögen verwandelte Chérie in Platin, das sie der Chérie-Bank zur Verwahrung übergab. Einen Teil des Vermögens (etwa 20 %) ließ sie auf ein jederzeit aufzulösendes (Giro-) Konto schreiben, 30 % legte sie auf 60 Tage, 30 % auf ein Jahr und die restlichen 20 % auf vier Jahre fest. Die Besonderheit der Bank bestand darin, dass sie die Girokontoeinlagen nicht verleihen, sondern zu 100 % für den Abruf bereit halten musste und die festgelegten Gelder nie länger als bis zum Kündigungstag verleihen durfte. Die Bank gab Platinscheine, d. h. Belege

über hinterlegte Platingewichtseinheiten aus (»marcas de bazar«), wechselte aber auch in andere Währungen ein. Allerdings bestand der Anspruch, in irgendeine andere Währung einzutauschen, nicht jederzeit, sondern nur binnen Wochenfrist (7 Werktage).

Der Sinn der Platin-Bank ist in Barbarojos Wirtschaftstheorie zu suchen, wie er sie in »Hombre, economia y estado« niederlegte: Indem die Banken mit staatlicher Erlaubnis und Ermutigung von der 100%igen Deckung der Noten durch Warenwerte abgerückt seien, produzierten sie Inflation, was offiziell »Geldschöpfung« genannt wird und nach Barbarojo »Kreditexpansion« heißen müßte. Inflation bedeutet, dass einer gegebenen Warenmenge eine vergrößerte Geldmenge gegenüber tritt, d.h. der Geldwert sinkt. Solange die Handelnden von der Vergrößerung der Geldmenge nicht wissen, passen sich die Preise der gesunkenen Kaufkraft nicht an. Die ersten, die inflationiertes Geld besitzen, kaufen zu alten Preisen mehr Waren, als ihnen nach ihrer Leistung auf dem Markt zusteht, so dass logischerweise später Handelnde (»später« bezogen auf den Zeitpunkt der Inflationierung) weniger Waren mit höheren Preisen vorfinden und nicht die ihrer Marktleistung angemessene Warenmenge erhalten. Da die Banken – oder der Geldnoten drucken lassende Staat – die notorisch ersten, die Bankkredite erhaltenden Produzenten die gleichsam »zweiten« Inflationsgeldbesitzer und -verwender sind, während die Arbeiter die stets letzten Inflationsgeldbesitzer und -verwender sind, muss Inflation nach Barbarojo als Ausbeutung der Armen durch die Reichen gesehen werden.

Darüber hinaus führt die Inflation in Barbarojos Theorie dazu, dass die Produzenten, die Kredite auf »Expansionsbasis« (wie Barbarojo es nennt) erhalten, unrentable Investitionen besonders im schwerindustriellen Bereich vornehmen: Sie denken, hinter dem Geld, das sie von der Bank erhalten, stünden entsprechende Werte, die auf dem Markt realisiert seien und in Kapital (Maschinen, Arbeit usw.) umgesetzt werden könnten. Aber wenn sie mit dem Inflationsgeld Realkapital kaufen, entziehen sie – weil ja mehr Geld als Kapital (Warenwert) vorhanden ist – anderen Produktionsbereichen die Mittel; wenn die angeleierte

Produktion nicht unmittelbar konsumierbar ist, sondern weiterverarbeitet oder auch nur weitertransportiert werden muss, fehlt das hierzu benötigte Realkapital. Insofern hat Inflation nach Barbarojo als ein Verschwendungs- und Krisenmacher zu gelten.

4. Das »Centro para doctrina social católico« kaufte 1957 mit von Chérie gestiftetem Geld die Wochenzeitung »Occidente« von dem Verleger Jauve. Ab 1958 wurde die Zeitung »aufgespalten« in die populäre Tageszeitung »Occidente« und die theoretische Zeitschrift »Teoria critica«. Bei der Übernahme hatte »Occidente« eine Auflage von 11 000 Stück (Tomasia zählte kaum 4 Mio. Einwohner mit einem Anteil von mehr als 50% Analphabeten). Die Tageszeitung erreichte 1959/60 eine Auflage von über 80 000 Stück, der monatliche Theorie-Ableger von stolzen 4 000 Stück. Allerdings wurde die Öffentlichkeitsarbeit anders als die anderen Miembros von La Red nicht nach Rentabilitäts Gesichtspunkten geführt; allein 1959 steckte Chérie nach Angaben von Chefredakteur Gatablanco fast 30 Mio. Tomasische Pesos in die Zeitungen. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass es Chérie gelang, eine Elite von Revolutionskämpfern so zu organisieren, dass sie ihre Kosten selbst trugen und sogar einen Gewinn (1958 auf fast 1 Mio. TP geschätzt) abwarfen, während die auflagenstärkste Tageszeitung des Landes Verluste einspielte.

5. Barbarojo arbeitete mit der ihm eigenen Prägnanz und Radikalität ein politisches Programm aus, das im Kern nur eine Aussage enthielt: Sofortige Aufhebung aller Monopolansprüche und unverzügliche Senkung aller Steuern auf Null. Übersetzungen dieses abstrakten Programms in eine auf die Probleme der Bevölkerung zugeschnittene Form lauteten etwa (ich zitiere aus den »Ausgewählten Schriften...«, die Pamphlete und Artikel enthalten, einige Überschriften): »Klassengesellschaft: Steuerzahler und Steuerkonsumenten« – »Der Dreck stinkt zum Himmel: Weg mit dem Müllbeseitigungsmonopol« – »Zu arm Steuern zu zahlen? Ist niemand (es liegen indirekte Steuern auf allen Waren)« – »Richter gegen Recht: Für nicht-monopolisierte Arbitros« – »Wie Banken und Staat deine Arbeitslosigkeit machen« – »Traut den ›kostenlosen‹ Wohltaten des Staates nicht. Ihr habt sie bezahlt mit Steuern und Inflation« – »Hungert für den Staat oder

eßt auf dem Markt« – »Staatlicher Sozialwohnungsbau oder CDC-Modell: eine eindeutige Bilanz« – »Zukunftssicherung mit der Platin-Chérie-Bank« – »Hat euch schon mal ein Polizist geschützt? Kein Polizeimonopol!« – »Der Markt hat Arbeit für alle – der Staat besteuert sie weg«.

6. Auf eine entscheidende Form der Öffentlichkeitsarbeit stieß Chérie im Laufe des Jahres 1957, dabei auch auf einen weiteren wichtigen Inhalt: die auf eine Idee von Clairra Ovo zurückgehende mündliche Agitation in dem Elendsgürtel um Santo Tomás, der fast so viele Einwohner beherbergte wie die Stadt selbst (mehr als 400 000 Menschen). Damit wohnte über ein viertel aller Tomasier in der städtischen Region der Hauptstadt.

Nach den ersten Versuchen der Agitation in dem Elendsgürtel, der hauptsächlich aus Menschen bestand, die vom Land gekommen waren, stellte Chérie dem »Zentrum« die Frage: Warum gibt es eine derartige Landflucht?

Ein halbes Jahr später legten Benjamino Barbarojo, Clairra Ovo und Anne Chérie den umfangreichen Bericht »La condición al campesinos« vor. In der zusammenfassenden Auswertung kommt die Studie zu folgenden Schlüssen:

»Die Verelendung auf dem Lande und die Abnahme der Landproduktivität basiert auf sechs Gründen: (a) Landraub durch die herrschenden Familien, gedeckt durch die Staatsorgane. Die großen Besitztümer beanspruchen 2/3 des fruchtbaren Bodens, werden aber, da sie durch Gewalt geschützt werden und keine Konkurrenz zu fürchten haben, unrentabel geführt, u. a. mit einem viel zu kleinen Arbeitskräfteaufwand, sodass Arbeitskräfte in die städtischen Regionen abgedrängt werden. (b) Hohe Steuerlasten auf kleinen und mittleren Höfen. Kommentar überflüssig. (c) Subventionierung unrentabel arbeitender Großbetriebe. Da die Subventionen um so höher sind, je unrentabler der Hof arbeitet, und der Pro-Kopf-Ertrag aus der Subvention um so größer ist, je weniger Menschen auf dem Hof arbeiten, ist die Konsequenz leicht abzuschätzen. (d) Das inflationär allokierte Kapital fließt vorzugsweise in Industriebetriebe, so dass die Bauern, noch hinter den Arbeitern die letzten Glieder der Inflationkette, fast vollständig entkapitalisiert werden. (e) Lebens-

mittelimporte aus den USA, finanziert aus amerikanischer Entwicklungshilfe oder subventioniert mit Steuermitteln, werden zur unlauteren Konkurrenz für die Bauern, die ihre Produktion daraufhin auf Selbstversorgung reduzieren. (f) Wohlfahrtsprogramme, die mit Steuern auch vom Lande finanziert werden, sind nur in den Städten zu haben. Die Wahl zwischen einem harten, ungewissen und mit hohen Steuern belegten Arbeitsleben auf dem Land und einem elenden, aber müßigen Leben in den Elendsvierteln fällt oft zugunsten des letzteren aus« (S. 212f).

im schatten der revolution

die politische entwicklung bis 1959

Nach Marguerite Jauve ist die tomasische Republik in der »Ära Molina« gekennzeichnet durch eine »für Lateinamerika typische Gleichzeitigkeit von tyrannischer Diktatur im Staate und freier Selbstregulierung im Volke« (S. 22). Untypisch war allerdings, wie geschickt Molina von Anfang an diese Gleichzeitigkeit benutzt hat und aufrecht zu erhalten versuchte. Neben der politischen Unterdrückung existierte ein weitgehender wirtschaftlicher Liberalismus, der nur eingeschränkt wurde durch vergleichsweise billiges Militär, geringe Privilegierung einer reichen Oberschicht und eine erstaunliche Sozialgesetzgebung.

Kein anderer lateinamerikanischer Regierungschef kann eine bessere Bilanz materieller Errungenschaften vorweisen. Molina übernahm 1934 eine Nation, die in Chaos, Bürgerkrieg und Banditentum zu versinken drohte. Zwanzig Jahre später waren die Straßen sicher und es herrschte Ruhe im Lande. 1934 bewegte sich die Republik am Rande des Bankrotts mit Auslandsschulden von fast 6 Mrd. TP bei einem Nationaleinkommen von nur knapp 2 Mrd. TP. Bis 1957 waren alle Auslandsschulden abgetragen, der Staatshaushalt war ausgeglichen, das Nationaleinkommen hatte sich mehr als vervierzigfacht. Die privaten wurden durch staatliche Investitionen im Bereich des Straßenbaus, der Hafenanlagen und der Strom- und Wasserversorgung ergänzt.

Die Analphabetenrate wurde mit dem Schulprogramm von 90% im Jahre 1934 auf 50% im Jahre 1958 reduziert. Die medizinische Versorgung war im karibischen Vergleich einzigartig. Das Verbot der Kinderarbeit wurde effektiv überwacht. Es gab ein funktionierendes soziales Netz, das Altersversorgung, einjäh-

rige Arbeitslosenunterstützung und Sozialhilfe (Nahrungs- und Kleidungsmarken) einschloss. Dies alles wohlgermerkt beschränkte sich fast ausschließlich auf die städtischen und industrialisierten Regionen von Santo Tomás, Bani, Santiago, La Romana, Puerto Plata, San Francisco, La Vega, Barahona und San Pedro; auch in den städtischen Regionen wurden 10-20% der Bevölkerung, die offiziell nicht existierten, nicht erfaßt. Fest steht jedenfalls, dass Molina sich mehr als 20 Jahre nicht nur aufgrund von politischer Unterdrückung gehalten hat, vielmehr konnte er auf die Loyalität der Mehrheit rechnen, die entweder die stetige wirtschaftliche Aufwärtsentwicklung honorierte oder, wie die ländliche Bevölkerung, sich der relativen Nichteinmischung in ihre Angelegenheiten erfreute.

Doch Mitte der 1950er Jahre setzte eine Rezession ein. Verelendung auf dem Lande, rapides Wachsen der städtischen Armenviertel (vor allem um Santo Tomás), Proletarisierung der Mittelschicht aufgrund ständig steigender Steuern und zahlreiche Firmenbankrotte kennzeichneten die Lage. Der achtzigjährige (1957) Diktator vermochte nicht mehr, die Elemente seines Erfolges – politische Tyrannei, wirtschaftliche Liberalität und soziale Fürsorge – zu integrieren. Vielmehr traten die drei Elemente in Gestalt mächtig gewordener Minister auseinander: Der Wirtschaftsminister Fidel Borrego (1951-1959) repräsentierte das liberale, der Außenminister und Stellvertreter Molinas Manuel Grasso (1943-1961) das tyrannische und der Sozialminister Napoleon Danurte (1948-1961) das fürsorgliche Element. Im Kabinett hatten Borregos Vorstellungen in wirtschaftlicher Hinsicht allerdings wenig auszurichten, vor allem weil der ansonsten unpolitische technokratische Finanzminister Mario Tros (1950-1960) als Keynesianer den steigenden Budgetforderungen der anderen Minister nicht nur nicht widerstand, sondern sie gar für krisenüberwindend hielt. Die Steuerbelastung stieg von 1950-1969 ums doppelte auf über 30% durchschnittlich; das Haushaltsdefizit, das 1949 fast null betrug, wuchs auf 810 Mio. TP 1960 an (bei einem Gesamthaushalt von knapp 3 Mrd. TP); die »Banco de Molina« (Zentralbank) betrieb eine Politik des billigen Geldes, die von einer durchschnittlichen Inflation von 3%

bis 5 % im Zeitraum 1940-1950 zu einer Inflation von 15 % im Jahre 1951 und schließlich 125 % im Jahre 1960 führte. Die Machtbasis Borregos bestand im konservativ-liberalen Mittelstand. Die tomasische Mittelschicht war durch die Diktatur erzogen, keine politischen Initiativen zu ergreifen; doch ihr Selbstbewußtsein, den wirtschaftlichen Erfolg des Landes aus eigener Kraft ohne staatliche Hilfen bewerkstelligt zu haben, wurzelte tief. Borrego konnte eigentlich nicht als Lobbyist des Mittelstandes bezeichnet werden, da er stets seine eigenen, auch unbequemen Ansichten vertrat. Doch sorgte er für die loyale Haltung der Mittelschicht, indem er die Wirtschaftspolitik der Nichteinmischung bei sonstiger völliger politischer Abstinenz öffentlich bestätigte, obwohl sie faktisch nicht mehr befolgt wurde.

Nicht weil Borrego eine Politik für den Mittelstand repräsentierte, sondern weil er ihn vor der Politik zu schützen vorgab, war er sein Vertreter. In der »kleinen Kabinettskrise« von 1953, in welcher dem Finanzminister Tros auf Betreiben von Außenminister Grasso, Sozialminister Danurte und Innenminister Filipe Ayes mit wohlwollender Unterstützung von Molina (Präsident und Verteidigungsminister) der Posten des abwesenden Borrego zugesprochen wurde, konnte Borrego nach der Rückkehr von einem Auslandsaufenthalt eigenen Worten zufolge drohen: »Mit voller Berechtigung konnte ich versichern, dass, wenn meine Entlassung nicht rückgängig gemacht würde, der tomasische Peso innerhalb von einem Monat um mindestens 25 % fallen und verheerende wirtschaftliche Folgen sich einstellen würden. Ich konnte mich auf die Unterstützung aller wichtiger Träger der Wirtschaft verlassen, der Träger echter unternehmerischer Initiative, an der das Leben der Wirtschaft hängt, nicht der privilegierten, ökonomisch nutzlosen Oberschicht« (La Patria, 31. 5. 1964). Die Presse meldete, die Nachricht von Borregos Entlassung sei eine versehentliche Fehlinformation gewesen.

Im Jahre 1957 versuchten Tros, Grasso und Danurte erneut, Borrego zu stürzen. Ayes, der seit 1952 in der Hand von Chérie sich befand, verhielt sich weisungsgemäß neutral. Danurte konnte auf die Unterstützung durch die einzig zugelassene Partei, die Staatspartei »Partido Tomásio« zählen, die durch ihren

berufsständischen Aufbau zu einer Quasi-Gewerkschaft oder Ersatz-Gewerkschaft geworden war. Grasso war der engste Vertraute und designierte Nachfolger von Molina und genoss das Vertrauen des Militärs, während Tros die Verwaltung hinter sich wusste. Zwar hatte sich der Einfluss von Partei, Armee und Verwaltung von 1953 bis 1957 dramatisch erhöht, während der verfallende Mittelstand an politischer Bedeutung verlor, aber inzwischen hatte Borrego einen weiteren Trumpf in der Hand: Maria Favorito. Borrego berichtet:

»Ich war damals der Ansicht, dass die wirtschaftlichen Zustände wesentlich von der Psychologie des aktiven Unternehmertums bestimmt seien. Das glaube ich auch heute zum Teil noch, wenn auch mit Einschränkungen. Der starre Mechanismus von Barbarojos Konjunkturtheorie vermag, wie ich meine, nicht alle Schwankungen zu erklären. Wie dem auch sei, ich machte mich nach meiner Beinahe-Absetzung 1953 auf die Suche nach aktiven Unternehmern, um sie für eine zukunftsorientierte Haltung zu gewinnen. Mir schien dies erfolgversprechender als die keynsianischen Taschenspielertricks von Tros. Meine Mitarbeiter also analysierten die relevanten Unternehmerentscheidungen und ich suchte die Unternehmer auf, lud sie ein, ließ mich einladen, einzeln und gesellig, redete und versuchte, ihnen Mut zu machen, von der kontraktiv-rezessiven Haltung abzurücken. Ganz so erfolglos, wie dies Unterfangen von Barbarojo dargestellt wird, war es nicht: Es gab 1953/54 einen leichten Aufschwung. Allerdings wurden die Ergebnisse durch unkluge Politik verwirkt.

Unter den tomasischen Unternehmern gab es eine ganz neue Aktiengesellschaft, die Favorito S. A., die im Gegensatz zu allen anderen Unternehmern rasant expandierte. Mit dem Hauptanteilseigner, Maria Favorito, hatte ich keinen Kontakt, und ich kannte niemanden, der Kontakt zu ihr unterhielt. Sie war unbekannt, aus dem Nichts aufgetaucht. Ich ahnte noch kaum die tatsächlichen Ausmaße ihrer wirtschaftlichen Bedeutung, aber wollte auf jeden Fall versuchen, sie für mein Aufschwungprogramm zu gewinnen. Um mir ein vollständiges

Bild der Unternehmerin zu machen, beschloss ich, sie zu Hause aufzusuchen.

Es war nicht schwer, einen Termin in der bei Kunstkennern berühmten Favorito-Villa zu erhalten. Politische Verbindungen sind für jeden Unternehmer wichtig und vorrangig. Und doch verlief die Kontaktaufnahme völlig anders als erwartet. Das fing damit an, dass die Villa alles übertraf, was ich kannte oder auch von ihr gehört hatte. Ich wusste von protzigen und exklusiven, überladenen, geschmacklosen Unternehmervillen und von erfolgreichen Unternehmern, die in Bruchbuden hausten; die meisten mir bekannten Unternehmer jedoch wohnten einfach in bürgerlichen Häusern, die etwas aufwendiger eingerichtet waren als die anderer Leute, aber sich nicht grundsätzlich unterschieden. Die Favorito-Villa wirkte augenblicklich anders auf mich: Alles an ihr und in ihr war sinnvoll; aber nicht hässliche Funktionsorientierung kennzeichnete den ersten Eindruck, sondern die ausgewogene Harmonie von sinnvollen Kombinationen. Keine nichtsnutzige Dekoration stand im Wege, doch es war auch nicht öde. Der erste Gedanke bei aller Planung und Einrichtung musste gewesen sein: Wie ist das so zu gestalten, dass man gut und gerne darin wohnt.

Versunken in derartige Überlegungen wartete ich in der Empfangshalle, da Anne Chérie auf mich zukam. Wie ein Schock durchfuhr es mich, als ich erkennen musste, dass die Frau, die unerklärlicherweise von einem auf den anderen Tag die größte nicht dem Diktator gehörende Unternehmung zu gründen vermochte, nicht älter wie Mitte zwanzig sein konnte.

Schock ohne Schmerz. Noch bevor sie etwas gesagt hatte, war ich Gefangener der einzigartigen Atmosphäre, die Chérie stets um sich verbreitete, einer Atmosphäre, die entsteht, wenn ein Mensch, Geworfener-in-die-fremde-Welt, die Welt in sich aufnimmt und zu Eigenem verwandelt. Ihr Charisma wirkte nicht unterschiedslos; ja es scheint mir berechtigt, wenn in zahlreichen Nachrufen Chérie als »nicht-charismatische« Revolutionärin bezeichnet wird. Auf die meisten Menschen wirkte sie wohl nicht charismatisch; nur auf solche, die Bewusstsein von

ihrer Entfremdung erlangt hatten, die existenzielle Ängste kannten und denen der Welt-als-Exil-Gedanke geläufig war. Nach dem ersten Austausch von Artigkeiten erklärte ich Chérie die Absicht meiner Mission. Sie antwortete lakonisch: »Ich treffe meine Entscheidungen nach dem Markt. Nicht nach der politischen Lage.« Obzwar dies die Quintessenz der meisten Gespräche darstellte, die ich mit den freien Unternehmern geführt hatte, war Chérie die einzige, die es unverblümt sagte. Doch gibt es gleichwohl eine psychologische Komponente: Wenn die Unternehmer wissen, dass in der politischen Führung jemand ihre Unabhängigkeit schätzt und schützt, handeln sie offener und zukunftsorientierter. Chéries schroffe Antwort ließ mich nicht verzagen, im Gegenteil fand ich mich in meiner Absicht und Haltung bestätigt.

Dass Señora Favorito nicht nur auf dem legalen Sektor Geschäfte machte, blieb mir nicht lange verborgen, wenn es mich auch überraschte, als 1956 ruchbar wurde, dass sie mit der legendären La-Red-Chefin Anne Chérie, die u. a. den Innenminister gekauft hatte, identisch war. Die offiziellen Stellen wussten erst seit 1953 von Chéries Existenz, vordem war La Red nur eine geheimnisvolle Organisation. Die Angst vor La Red und dann vor Chérie in Regierungskreisen kontrastierte merkwürdig mit der Tatsache, dass der offensichtlich von Chérie abhängige Ayes weiter im Kabinett geduldet wurde. Vielleicht hatte es Ayes – oder Chérie selbst – verstanden, klar zu machen, dass ein Machtkampf vom Staat nicht gewonnen werden konnte. Sicher konnte Chérie einen solchen Kampf auch nicht gewinnen; bis 1955 hatte sie ja sowieso keine politischen Ambitionen. Aber mir scheint Grasso eingesehen zu haben, dass es billiger sei, La Red in ihrem Gebiet in Ruhe operieren zu lassen, zumal Chérie keinerlei Einfluss auf die Politik nahm, ausgenommen auf die Polizeitätigkeit. Der einzige Fall, in welchem Chérie direkt auf die Politik einwirkte, war meine versuchte Absetzung 1957. Ich bat sie nicht um Hilfe, informierte sie jedoch, als ich von dem Komplott gegen meine Person erfuhr. Für die entscheidende Kabinettssitzung gab sie folgende Nachricht mit: »An das Kabinett

Molina/Grasso. Wie uns zu Ohren gekommen ist, plant das Kabinett eine Absetzung des Wirtschaftsministers Fidel Borrego. In einem solchen Fall würden wir uns gezwungen sehen, sämtliche Kapitalien und Geschäfte der Favorito S.A. ohne Rücksicht auf Folgen ins Ausland zu verlegen. Hochachtungsvoll: La Red.< Ähnliche Erklärungen hatte ich, wenn auch anonym, von einigen Industrie- und Handelskammern. Danurte versuchte zwar, seine Verstaatlichungs-Idee dagegen zu setzen, aber Grasso votierte schließlich – wohl ganz im Sinne des schweigenden Molina – fürs Einlenken. Dabei kam neben der erstaunlich realistischen Einschätzung der objektiven Stärke der Regierung wahrscheinlich zu diesem Votum hinzu, dass die Verstaatlichungs-Idee der anti-sozialistischen Haltung von Grasso und Molina widersprach.

Die Revolution hätte schon 1957 stattfinden können. Doch Chérie war, wie sie mir später sagte, froh, dass es nicht der Fall war. Zu diesem Zeitpunkt sei das Volk noch nicht bereit gewesen; es wäre nur zu einem Staatsstreich gekommen.

Für Molina war es die zweite Niederlage, die stärker noch als 1953 seine Autorität untergrub. Aus dem absoluten Herrscher von fast zwei Jahrzehnten war ein hilfloser Greis geworden, dem die Kabinettsmitglieder auf der Nase herumtanzten« (La Patria, 1. 6. 1964).

Schließlich trat Borrego zur Jahreswende 1959/60 aus dem Kabinett aus, nachdem er die nationalliberale Oppositionszeitung »La Patria« und eine dazugehörige politische Organisation gegründet hatte, und trat der unter Chéries Führung stehenden »Vereinigten freiheitlichen Opposition von Tomasia« bei.

subversive tätigkeiten 1: agitation

Die bedrohte tomasische Mittelschicht war naturgemäß die erste Zielgruppe der Agitation des »Zentrums für katholische Soziallehre«: der Tageszeitung »Occidente«, der politischen Versamm-

lungen, der Broschüren, der Schulungen. Diese überaus erfolgreiche Agitation überließ Chérie den anderen »Aficionados al Libertad«. Sie selbst kümmerte sich fast ausschließlich um die Elendsviertel um Santo Tomás.

Die Form von Chéries Agitation war außergewöhnlich und bemerkenswert: Oft lebte sie wochenlang, manchmal gemeinsam mit Niño, Jackson und Donoso, unter den Armen und regte sie durch Rat und Tat zur Selbsthilfe an. Hauptsächlich arbeitete sie im Bereich Gesundheitsfürsorge, Bauhandwerk, Wasserversorgung, Lebensmittelproduktion und Erziehung. Wieder und wieder kollidierten die Selbsthilfeorganisationen mit den staatlichen Behörden. Aber es war dann nicht Chérie, die aufwühlende Reden hielt und den revolutionären Geist beschwor, sondern Clairra Ovo.

»Als die Bulldozer kamen«, schreibt Henríquez (S. 120), »und im Namen der Bau- und Gesundheitspolizei Danurtes und im Namen des Eigentumsrechts Ayes' zehn ausgebaute Hütten abriß, die den Beginn einer florierenden Sub-Ökonomie markierten, stand Anne unter den verschreckten Bewohnern und weinte. Mit ihnen wurde sie verhaftet und das Genie des Gefängnisausbruchs wartete geduldig und untätig, bis Pedro sie befreien kam. Am folgenden Tag brannte es – Clairra hatte die Gefühle aufgepeitscht und zum Aufruhr getrieben. Doch Anne verschwand in ihrer Villa, bis sie es von neuem versuchte, vielleicht eine Straßenschule anregte. Jedes Mal das gleiche Ende, jedes Mal ein neuer Anfang.«

An Chéries Umgang mit den Bewohnern der Armenviertel erinnert sich Lauren Jackson:

»Anne ging sehr eigenartig mit den Menschen um. Sie sah eine Mutter mit einem offensichtlich kranken Kind auf dem Arm in eine Hütte gehen. Dann ging sie ihr nach, trat ohne ein Wort ein, nahm das Kind und fing – immer noch wortlos – mit der Behandlung an. Ihre medizinischen Kenntnisse waren erstaunlich, und ich weiß nicht, woher sie stammten. Eine ku-

riose Mischung aus Schulmedizin, Voodoo und Improvisation. Nicht selten versuchten die Eltern zunächst, Anne abzuhalten; manches Mal wurde eine Mutter oder ein Vater niedergeschlagen. Erst wenn das Kind versorgt war, sprach Anne. Sie erklärte, was in Zukunft zu tun sei. Nachdem sie einigen Familien in der Gegend geholfen hatte und sich die ersten Erfolge einstellten, kamen dann Leute mit kranken Kindern zu ihr. Doch Anne schickte sie zu den Müttern, denen sie bereits etwas beigebracht hatte. Nach kurzer Zeit war sie überflüssig. Je nach Mentalität der Leute entwickelte sich kostenlose Nachbarschaftshilfe oder eine semi-professionelle Ärzteschaft. Ganz ähnlich ging es zu, wenn Anne eine Schule gründete oder eine Lebensmittelkooperative. Was sie jeweils in einer Gegend tat, war niemals festgelegt, sondern immer Ergebnis spontaner Eingebung« (I Remember ARC, S. 49).

Hufnagel kommentiert Chéries Agitations-Praxis ungehalten: »Bezeichnend, dass Chérie selbst aus der Agitation ein blühendes Geschäft zur eigenen Bereicherung machte, während sie keinen müden Peso springen ließ, um die »zur Selbsthilfe Angeregten« vor staatlichen Übergriffen zu schützen – etwas, das ihr angesichts ausgezeichneten Beziehungen zur faschistischen Molina-Regierung durchaus möglich gewesen wäre« (S. 166). In der Tat wirft Hufnagel hier ein Problem auf. Chérie hat belegtermaßen Geschäfte mit den Selbsthilfegruppen gemacht. Allerdings war ihr Gewinn um ein vielfaches kleiner als der mögliche Gewinn bei ihren üblichen Geschäften. Henríquez: »Wenn sie Geld nahm, dann nicht, um Gewinn zu machen, sondern um nicht Almosen zu geben, um den Menschen das Gefühl der Würde wieder zu verschaffen, für sich sorgen oder die Sorge bezahlen zu können« (S. 121). Und Niño meinte, dass Chérie »jedesmal die eigene Biographie neu« erlebt hätte und darum in die Armenviertel gegangen sei (S. 61). Die Menschen jedenfalls, denen Chérie half, fühlten sich nicht ausgebeutet und dankten ihr mit unendlicher Loyalität.

Die andere Frage lautet, ob Chérie die polizeilichen Übergriffe hätte verhindern können. So einfach, wie Hufnagel die Sache

hinstellt, liegt sie jedoch nicht. Auch für ihre kriminellen Geschäfte konnte Chérie keinen Freibrief erlangen. Außer der Unantastbarkeit ihrer Villa hat sie keinen dauerhaften positiven Einfluss auf politische oder polizeiliche Entscheidungen genommen. Wenn sie einen solchen Einfluß gehabt hätte, wäre sie ja auch bereits an der Regierung beteiligt gewesen, was einer Revolution gleichgekommen wäre. Allerdings bleibt die Vermutung offen, dass Chérie sehr viel früher als 1961 die Regierung hätte stürzen können. Und wirklich hätte sie, wenn das tatsächlich der Fall ist, die Fortsetzung von Leiden in Kauf genommen, um das Volk in einem Lernprozess auf die Revolution vorzubereiten.

subversive tätigkeiten 2: ein fall für den arbitro

»In La Romana überraschte ein falsch abbiegender Autofahrer einen anderen nachts, bei Regen und schlechter Sicht und verursachte einen Zusammenstoß. Der geschädigte Autofahrer war verletzt und es war beträchtlicher Sachschaden entstanden; der am Unfall schuldige Lenker aber beging Fahrerflucht. Der Geschädigte hatte entfernt von der »Privatpolizei« SIT gehört. Da er die Schwerfälligkeit und Langsamkeit der staatlichen Polizei kannte und überdies vermutete, dass der Unfallgegner, wenn er denn geschnappt wurde, zwar eingesperrt, aber zu keinem Regress gezwungen würde, wendete er sich an SIT. Außerdem war er nicht versichert und mittellos, so dass er seine Arztrechnung nicht bezahlen konnte. Das SIT-Büro bot ihm an, einen Teil seiner Ansprüche dem Unfallfahrer gegenüber abzukaufen, nämlich den Schadensausgleich; behalten würde er seinen Anspruch auf Schmerzensgeld; er hatte ein Auge verloren. Die verkauften Ansprüche legte SIT aus, sodass der geschädigte Fahrer die Arztrechnung und die Werkstattkosten begleichen konnte. Von der quittierten Summe wurden 15% als Risikoprämie abgeschlagen. Wenn sich herausstellen sollte, dass der angeblich Geschädigte selbst den Unfall verschuldet hat, muss er die ausgezahlten Gelder zu üblichen Zinsen zurückzahlen. Das Risiko, den Unfallverursacher nicht zu fassen, trägt dagegen das SIT-Büro. Der

Schuldige wird binnen Wochenfrist dingfest gemacht. Doch wie nicht anders zu erwarten, weigert er sich, vor dem SIT-Arbitro zu erscheinen. (In Santo Tomás und Santiago, wo es seit längerem SIT-Niederlassungen und Árbítrós gibt, sind Prozessgegner immer öfter bereit zu erscheinen; es spricht sich herum, dass sie Gerechtigkeit erwarten können.) Die Verhandlung wird ohne den Schuldigen geführt: Die Beweisfeststellung dauert zwei Stunden. Der Arbitro studiert zwei unabhängig voneinander angefertigte Gutachten und hört den Detektiv an, der den Schuldigen ausfindig machte. Die Sache ist eindeutig. Der betreffende Mann wird allein-schuldig gesprochen. Dem Arbitro liegt die Kalkulation der SIT-Geschäftsstelle vor, was dort für die Suche verauslagt wurde, sowie der Beleg über die an das Opfer gezahlte Summe, der Zinsen zugeschlagen werden (außerdem die Gerichtskosten). Aber wie hoch ist der Verlust eines Auges zu bewerten? Der Arbitro erkundigt sich eingehend nach den Nachteilen, die dem Geschädigten erwachsen. Seine Arbeit kann er weiterführen. Der Arbitro erkundigt sich, ob der Geschädigte meint, dass seine »geselligen Chancen« vermindert seien und präzisiert dann unter Gelächter, weil die Frage nicht verstanden wird, ob er weniger Chancen bei den Frauen habe. Weiß nicht. Schließlich schlägt der Arbitro einen kleinen monatlich zu zahlenden Betrag vor, mit dem der Geschädigte einverstanden ist. Das Urteil ergeht vorbehaltlich, dass der Schuldige doch zum Erscheinen vor Gericht bereit ist und eine Revision verlangt. Der Detektiv berichtet, dass der Schuldige verarmt ist und über kein regelmäßiges Einkommen mehr verfügt. Der Arbitro setzt daraufhin dem Urteil zu, dass die Summe bei Zahlungsunfähigkeit im SIT-»Gefängnis« von Santiago abzarbeiten ist. Dort geht es aber nicht um Freiheitsentzug, der nur soweit geht, wie nötig, um die Abarbeitung zu gewährleisten. Bei überdurchschnittlichen Arbeitsbedingungen wird dort effektiv gearbeitet, so dass bei minimalen Unterbringungskosten die Gefangenen ihre nötigen Barmittel schnell erarbeiten können.

Ein SIT-Detektiv unterbreitete dem Schuldigen das Urteil und

die Möglichkeiten, die sich für ihn daraus ergaben: Das Urteil annehmen, das Urteil vor einem selbstgewählten Arbitro anfechten oder vor einem staatlichen Gericht gegen die unerlaubte Privatjustiz klagen. Im letzten Falle allerdings würden dem staatlichen Gericht die Beweismittel zugespielt und er hätte eine mehrjährige Haftstrafe in einem Staatsgefängnis abzusitzen, entschieden ungemütlicher als das SIT-Gefängnis in Santiago.

In diesem speziellen Fall endete die Geschichte damit, dass der Schuldige nach zweijähriger Arbeit im SIT-Gefängnis nicht nur alle Schulden bezahlen konnte, sondern auch zu einem Arbitro wurde – einem der erfolgreichsten Árbittros überhaupt« (Barbarojo [Hg.], *Ausgewählte Schriften des Zentrums für katholische Soziallehre*, S. 193ff; der Text stammt aus dem Jahre 1959).

Der besagte Schuldige berichtet (nach Henríquez, S. 250ff):

»Ein SIT-Detektiv lebt gefährlich. Er muss, um ein Urteil zu vollstrecken, unter Umständen Gewalt anwenden. Dafür muss er sich unter Umständen, wenn derjenige, dem Gewalt angetan wurde oder, falls er tot ist, ein Angehöriger, Anklage erhebt, vor einem Arbitro verantworten. Selbst wenn er keine Angehörigen hat, kann irgendjemand nach dem Homesteading-Prinzip den Anspruch geltend machen und den eventuellen Regress kassieren. Die nachrevolutionäre Justiz hat den Grundsatz bestätigt, dass der Gewaltausführende sich nicht auf den Arbitro-Spruch berufen kann; er selbst muss für die Richtigkeit des Schuldspruches einstehen. Damit wurde auch vor der Revolution schon verhindert, dass eine Schicht von Totschlägern entsteht, im angeblichen Dienst von Arbitros. Aber vor der Revolution bestand eine weitere Gefahr darin, dass ein staatliches Gericht eingeschaltet werden oder sich einschalten konnte. Und die staatlichen Gerichte erkannten die Berechtigung »privater« Gewaltanwendung nicht an, obwohl sie oft die Arbitro-Entscheidungen übernahmen. Auch ich wehrte mich gegen die Überführung ins Santiagoer

SIT-Gefängnis, worunter ich mir nichts vorstellte. Doch ich wagte nicht, ein staatliches Gericht anzurufen. In dessen Mühlen war ich lange genug gemahlen worden. Die Vorrede war darum nötig: Sie erklärt, warum der Detektiv, der mich »festnahm«, so ganz anders mit mir umging, als ich es von Polizisten gewohnt war. Es ist sehr schwer zu beschreiben, worin die Differenz liegt. Vielleicht klingt das komisch, aber ich spürte in der Gewalt, die er gegen mich richtete, die Vorsicht und auch die Achtung vor meiner Person.

Nachdem er mich überwältigt und mir die Handschellen angelegt hatte, war er durchaus bemüht, es mir so einfach wie möglich zu machen. Damals für mich völlig unverständlich und überraschend erkundigte er sich auch, ob ich Familienmitglieder, Frau oder Kinder mitnehmen oder benachrichtigen wolle. Ich weiß nicht, ob ich es ernst genommen hätte, aber da war niemand und so hatte ich keine Wahl.

Meine Gefängnis-Erfahrung reicht bis in mein 16. Lebensjahr zurück. Santiago war kein Gefängnis, nicht gemessen an meinen Erfahrungen. Es lebten dort ganze Familien; die Prostitution blühte. Die Unterkünfte waren primitiv, aber alle in Ordnung. Beschränkungen irgendwelcher Art gab es nicht. Es wurde gearbeitet, aber es gab auch noch Zeit zum Leben. Wenn das Wort nicht so abgegriffen wäre und falsch angewendet würde, könnte man es als »Umerziehungslager« bezeichnen. Es galten nur zwei einfache Regeln:

Erstens, dass man für die Begleichung eines angerichteten Schadens arbeite und um so schneller wieder für sich selbst arbeiten könne, je effektiver man arbeite. Und zweitens, dass alles zwischen den dort lebenden Menschen erlaubt sei, solange es auf Freiwilligkeit beruhe. Die Arbeit war hart und dreckig. Aber viele, vielleicht alle, waren arbeitslos gewesen oder hatten jedenfalls keine besseren, eher schlechtere Jobs gehabt. Manch einer wollte, nachdem er oder sie die Schuld abbezahlt hatte, gar nicht gehen.

Wir wissen heute, auf welchen ökonomischen Grundlagen das SIT-Gefängnisssystem funktionierte; damals war es für uns alle ein Wunder. Das Wunder beruhte auf dem einzigartigen his-

torischen Zufall, dass sich die langjährige ›kriminelle‹ Erfahrung und das wirtschaftliche Geschick von Anne Chérie mit dem theoretischen Wissen und der visionären Kraft von Benjamin Barbarojo verbunden hatte. Für mich ist das private Rechtssystem das Kernstück der Revolution und es ist undenkbar ohne jene einzigartige Verbindung zwischen Chérie und Barbarojo.«

Die Effizienz der SIT-Gefängnisse nennt selbst Hufnagel »erstaunlich« und das Experiment mit Regress anstelle von Strafe »interessant«; doch die private Arbitro-Rechtsprechung ist für ihn »uneingeschränkt primitiv und barbarisch zu nennen« (S. 119). Er belegt seine negative Einschätzung mit drei Irrtümern der tomasischen Privatjustiz, die zum Tode der fälschlich Verurteilten führten. Die Fälle stammen aus den Jahren 1959, 1962 und 1968.

In dem Fall von 1959 wurde ein angeblicher Kindermörder in Abwesenheit von einem unerfahrenen, mit dem Ankläger – dem Vater des ermordeten Mädchens – befreundeten Arbitro erstinstanzlich zum Tode verurteilt; das Urteil vollstreckte unverzüglich der Ankläger selbst. Der Fall ist von den Fakten her bis heute nicht aufgeklärt, obwohl eine Untersuchung von 1974 (also nach Erscheinen des Hufnagelschen Buches) zu der Ansicht tendiert, den Verurteilten für tatsächlich schuldig zu halten (Occidente, 14. 1. 1975). Jedenfalls wurde der Vater von einem Revisions-Arbitro, angerufen von der Ehefrau des Ermordeten, zu einer hohen Geldstrafe verurteilt; der Arbitro bot der Ehefrau ausdrücklich an, über ein mögliches Todesurteil zu verhandeln, worauf sie jedoch verzichtete. (Die Geldstrafe konnte nie eingezogen werden, weil ein staatliches Gericht, das sich ungebeten einschaltete, den Mann zu lebenslänglicher Haft verurteilte; er starb auf ungeklärte Weise im Sommer 1960.) Hufnagel: »Das ist klar erkenntlich als der Anfang einer nie endenden mittelalterlichen Blutfehde« (S. 120). Doch übersieht er, dass der Revisions-Arbitro 1962 erklärte: »Ich nehme nicht an, dass die Todesstrafe gegen den Vater-Henker hätte verhängt werden können. Schließlich sah ich mich außerstande, die Fakten zu klären.

Das Urteil gegen den Vater hatte ich nicht gefällt, weil er einen erwiesenen Unschuldigen ermordete, sondern weil er einen nicht ganz Überführten voreilig gerichtet hat. Diese Formulierung ist von ihm selbst akzeptiert worden, ebenso wie das Urteil selbst« (Occidente, 14. 1. 1975).

Der parteiliche Arbitro der ersten Instanz wurde nicht verurteilt, da er keiner Tat schuldig sei; doch war seine Karriere als Arbitro ein für allemal zuende.

Der ganze Fall hat zu einer noch nicht abgeschlossenen Diskussion innerhalb der Arbitros über die Todesstrafe schlechthin geführt. Im Bericht des »Occidente« vom 14. 1. 1975 wird der Stand der Diskussion so zusammengefaßt: »Spätestens seit 1960 wird sich kaum ein Arbitro finden, der eine Todesstrafe verhängt. Allerdings ist die überwiegende Mehrheit der Arbitros bereit, einen vorgerichtlich geübten Racheakt mit Todesfolge zu akzeptieren, wenn die Schuld des Getöteten einwandfrei bewiesen werden kann und wenn sein Vergehen todeswürdig ist, d. h. einen Mord beinhaltet.«

Die beiden anderen von Hufnagel angeführten Fälle drehen sich nicht um Todesstrafe, sondern um Tötung der Verurteilten bei dem Versuch, einen gerichtlich bestätigten, aber nachträglich als unberechtigt erwiesenen Regress einzuholen. Beide Opfer haben sich nicht an den Verhandlungen beteiligt, obwohl ihre Beteiligung aller Wahrscheinlichkeit nach die Verurteilung nicht hätte zustande kommen lassen. Wie dem auch sei, die beiden Vollstrecker der Fehlurteile sind zu hohen Strafen verurteilt worden. Das Opfer des Falles von 1962 hatte keine Angehörigen; und es war dies das erste Mal, dass ein Anspruch »ghomesteadet« wurde: Ein anderer Arbitro veranlasste die Revisionsverhandlung und kassierte nach gewonnener Verhandlung den Regress. (Hufnagels Kommentar, S. 123: »Absurd«.) Im Fall von 1969 führte die Mutter des Opfers die Klage.

Es ist übrigens kein geringes theoretisches Problem im tomasischen Rechtssystem, wer den Regreßanspruch bekommt, wenn der unmittelbar Betroffene tot ist. Praktisch scheinen die Arbitros aber damit keine zu großen Schwierigkeiten zu haben. In einigen Fällen sind solche Regressansprüche auf mehrere Personen

»verteilt« worden. Als Faustregel gilt: Den höchsten Anspruch haben die Kinder unter 16 Jahren, es folgt der Ehe- oder Lebenspartner, dann Kinder über 16 Jahren, dann Eltern; nur wenn es keine unmittelbaren Angehörigen gilt oder – und das ist ganz wichtig – auf Anklage verzichten, kann der Fall von jedermann übernommen werden.

Im großen Ganzen ist wohl die Feststellung von Marguerite Jauve nach wie vor richtig: »Gemessen an den Leistungen der Molina-Justiz waren die Arbitros eindeutig überlegen. Und ich wage, ohne über Ergebnisse von exakten komparativen Studien zu verfügen, die These, dass heute das tomasische Rechtssystem mit allen seinen Problemen, Ungereimtheiten, Fehlurteilen, mit seiner Uneinheitlichkeit und Unüberschaubarkeit sich gut messen kann selbst mit höchstentwickelter westlicher Rechtsstaatlichkeit, ja ihr an Flexibilität, Volksverbundenheit, Situationsgerechtigkeit, Humanität und Erfolg im Kampf gegen Kriminalität weit überlegen ist« (S. 108). Die meisten Beobachter stimmen jedenfalls darin überein, dass die Attraktivität der Arbitros und deren Unterminierung des offiziellen Rechtsverständnisses ein wichtiger Faktor für das Gelingen der tomasischen Revolution darstellt.

subversive tätigkeiten 3: die chérie-bank

Im folgenden wird ein Bericht aus dem SPIEGEL, Juni 1960 wiedergegeben, der erste SPIEGEL-Bericht über die Vorgänge in der Tomasischen Republik. Der Bericht setzt sich zusammen aus einem redaktionellen Text und einem Interview mit Anne Chérie und Benjamino Barbarojo. Chérie sprach während des Interviews deutsch und dolmetschte für Barbarojo; die abgedruckte Fassung scheint stark redigiert zu sein, das Original ist aber unzugänglich. Anlaß für den SPIEGEL-Bericht war, dass eine von Molina verfügte polizeiliche Schließung der Chérie-Bank durch Massendemonstrationen verhindert wurde.

Tomasische Republik. Unruhen. Moneten und Priester

Am vergangenen Wochenende erhob sich das Volk gegen den Mann, der fast drei Jahrzehnte lang das Land in der Karibik selbstherrlich regiert hatte: den Diktator-General Leonidas T. Molina. Nur mit knapper Not konnte der ‚Wohltäter des Vaterlandes‘, wie sich Molina gerne nennen hört, den Umsturz abwenden.

Tausende von Menschen, alte und junge, reiche und arme, Männer und Frauen, Schwarze, Weiße und Mulatten, Stadtbewohner und Landarbeiter gingen auf die Straße, als bekannt wurde, dass die von katholischen Professoren und Geistlichen geleitete Chérie-Bank geschlossen werden sollte. Bei den Demonstrationen wurden Polizeireviere und Kasernen angegriffen und Filialen der staatlichen Banco de Tomasia gingen in Flammen auf. Traurige Bilanz des Wochenendes: 200 Tote und mehr als dreimal so viele Verletzte. Doch der siegesgewohnte Diktator musste am Ende nachgeben.

Der Chérie-Bank, die ohne offizielle Lizenz seit 1956 arbeitet, wurde insbesondere Verletzung des Geldmonopols und fortgesetzte grobe Steuerhinterziehung vorgeworfen. Es ist bekannt, dass die Bank etlichen kleinen Betrieben und Bauern, die durch hohe Inflation und Steuern in die Enge getrieben wurden, geholfen hat. Dennoch ist politischen Beobachtern die heftige Reaktion der Massen ‚unerklärlich‘, faßte der Reporter der New York Times zusammen.

Den heftigen Widerstand gegen die Schließung der Chérie-Bank mag ein Hirtenbrief begünstigt haben, den Monsignore Rafael Arias Blanco, Erzbischof von Santo Tomás, nach der verfügten Schließung von allen Kanzeln seiner Erzdiözese verlesen ließ. Erst seit wenigen Monaten trat Blanco die Nachfolge des gemäßigten verstorbenen Erzbischofs Marcos Perez Leon an. Der neue Erzbischof stellte sich sofort an die Seite der tomasischen Opposition, in der seit langem niederer Klerus führend tätig ist.

In seinem Hirtenbrief brandmarkte der Erzbischof die regierungsamtlich verfügte Schließung der Chérie-Bank als ‚Enteignung des Volkes‘ und kritisierte die ‚ungerechten Eingriffe

WISERUM

Die Royale APREJUM
 meistwähnten Nachrichten
 Sie von ihrer Kämpfe
 Die Royale erweisen
 sie die Tausenden
 Mächte mit besonderer
 bringen die Anmerkungen
 Teile, in der sich die
 Seit Sie wird stehen
 tätigen Mieder an

ostbare Saft,
 in-Zellen im Blasenstock
 Frankreich Gebete Korde
 n von dem Biotigen die
 jahrelanger Forschungs-
 ch grundlegenden Erfors-
 ch 1951 erstmalig im Pro-
 bl der Öffentlichkeit über-
 ist dieses blühende Ge-
 in der letzten Mensch-
 e Gezeit erhalten, und
 ten in aller Welt ist die
 en durch erhöhte Sporen-
 schheit wiederzugeben
 eine nationale Organi-
 sation die einwandfreie und
 kniffligen des seltenen
 e Gebete Korde in Fron-
 tstellung von APREJUM
 handelt. Diese nationale
 e Gebete Korde sind
 einverfahren die Salvoles
 ohne chemische Zusätze
 in APREJUM ist ge-
 schrieben, werden die
 höchsten Organismus
 in aufgenommen und
 in zugeführt



MULLEN-KUR
 REZELLE die Salvoles, die
 in in Intemperat, ist
 ein erhöht. Viele
 alle sollen diesen
 REZELLE die Dauerhaft
 eine bis in hohe Alter
 APREJUM ist das
 schritte und der Kämpfe
 Organismus für die
 des und bedanken Sie
 Weltweit Verlangen Sie
 e Gebete, sondern
 mit dem Namenstag
 e Gebete besetzt, bis
 nachherge sind vor-
 r-Kopfputz

REZELLE die Salvoles, die
 in in Intemperat, ist
 ein erhöht. Viele
 alle sollen diesen
 REZELLE die Dauerhaft
 eine bis in hohe Alter
 APREJUM ist das
 schritte und der Kämpfe
 Organismus für die
 des und bedanken Sie
 Weltweit Verlangen Sie
 e Gebete, sondern
 mit dem Namenstag
 e Gebete besetzt, bis
 nachherge sind vor-
 r-Kopfputz

TOMASISCHE REPUBLIK

UNRUHEN

Moneten und Priester

A in vergangene Wochenende
 A das Volk gegen den Mann, der fast drei
 Jahrzehnte lang das Land in der Karibik
 selbstherrlich regiert hatte: den Diktator
 General Leonidas T. Molina. Nur mit Insa-
 per hat konnte der Wähler der Ver-
 landes, wie sich Molina gerne nennen lie-
 det, den Usurur abwerfen.

Tausende von Menschen, alte und jung,
 reiche und arme, Männer und Frauen,
 Schwarze, Weiße und Mulatten, Stadt-
 bewohner und Landarbeiter gingen auf die
 Straße, als bekannt wurde, daß die von ka-

linge getrieben wurden, gefolgt hat. Den-
 noch ist politische Instabilität die tiefste
 Reaktion der Massen. Inoffiziell teilte
 der Reporter der New York Times zusa-
 men:

Das tiefste Widerstand gegen die
 Schließung der Christe-Bank mag ein Wa-
 nterbrief beigetragen haben, den Monsignore
 Rafael Arias Blanco, Erzbischof von Santo
 Domingo, nach der vorläufigen Schließung von
 allen Banken seiner Erzbischofe verlesen
 ließ. Erst nach wenigen Monaten trat Bischof
 die Nachbarn der gewaltigen, verstorben
 ein Erzbischof blutige Pérez Leon an. Der
 neue Erzbischof stellte sich sofort an die Spitze
 der tomasischen Opposition, in der seit
 langem anderer Kleriker führend tätig ist.

In seinem Hirtenbrief brandmarkte der
 Erzbischof die regierungspolitisch verhängte
 Schließung der Christe-Bank als Eingriff
 aus dem Volk- und kirchliche die ch-



General Leonidas T. Molina



Konventioneller Hombona



Professor Benjamin R. Barabaco



Oppositionsführer Chere

tholische Professoren und Geistlichen ge-
 schlossene Christe-Bank geschlossen werden
 sollte. Bei den Demonstrationen wurden Pu-
 litarisierung und Kasernen angegriffen und
 Filialen der staatlichen Banken die Tomasi-
 gegen in Plünderung auf. Tausende Bilanz des
 Wochensenden 200 Tote sind mehr als drei-
 mal so viele Verletzte. Doch der wagen-
 gewandte Diktator mußte am Ende nach-
 geben.

Der Christe-Bank, die ohne offizielle Li-
 zenz seit 1951 arbeitet, wurde insbesondere
 Verletzung des Geldmonopols und her-
 gegen die große Steuererhöhung ver-
 geworfen. Es ist bekannt, daß die Bank er-
 löblich kleinen Beträgen und Baaren, die
 durch hohe Inflation und Steuern in die

geworden Eingriffe der Regierung in An-
 gegenwärtigen der Gesellschaft. Der Er-
 bischof deutete an, die Verstaatlichung, an die
 Molise-Anhänger berechneten sich, also
 litt als der Leutnant der hat erweisen
 der Menschen.

Die Kritik des Kirchenführers legt auf
 der Linie der Verstaatlichung der christlichen
 Opposition von Tomasi, in der konservativen,
 liberale und kommunistische Kräfte ver-
 wunden sind. Die dem erkrankten
 Ziel, den Diktator zu stürzen. Erst letzten
 Jahr war der verfassungsmäßige
 Wirtschaftsanwalt Fidel Borrero aus dem
 Kabinett ausgestoßen und bald nach der
 Opposition angeschlossenen Part für den
 Diktator 85% der Stimmen und strategisch-
 ge Kandidaten.

der Regierung in Angelegenheiten der Gesellschaft'. Der Erzbischof deutete unmissverständlich an, die Molina-Anhänger bereicherten sich allzu frivol an den Leistungen der hart arbeitenden Menschen.

Die Kritik des Kirchenführers liegt auf der Linie der ‚Vereinigten freiheitlichen Opposition von Tomasia‘, in der konservative, liberale und kommunistische Kräfte zusammengeschlossen sind mit dem erklärten Ziel, den Diktator zu stürzen. Erst letztes Jahr war der einflussreiche konservative Wirtschaftsminister Fidel Borrego aus dem Kabinett ausgetreten und hatte sich der Opposition angeschlossen. Pech für den Diktator: 95% der Tomasier sind strenggläubige Katholiken.

Die ‚Vereinigte Opposition‘ steht unter der Führung der jungen Großindustriellen Anne R. Chérie, die jahrelang nur unter dem Pseudonym Maria Favorito bekannt war. Die Herkunft ihres Reichtums ist geheimnisumwittert, und in der Vorstellung weiter Kreise Tomasias ist ihre Macht fast unbeschränkt. Mit einem Handstreich könne sie, so wird gemunkelt, die gesamte Wirtschaft des Landes lahmlegen. Wann sie das tue, um den Umsturz auszulösen, sei nur eine Frage der Zeit. Letztes Wochenende tat sie es nicht.

Der engste Berater von Oppositionsführerin Chérie ist der Professor für katholische Philosophie, jetzt Leiter des von Chérie finanzierten ‚Zentrums für katholische Soziallehre‘ und Direktor der Chérie-Bank, Benjamino R. Barbarojo. Das nachstehende Interview gibt einen Eindruck von dem Denken der beiden tomasischen Oppositionsführer.

Ein wichtiger Grund für den Erfolg, den die Proteste des vergangenen Wochenendes erzielten, ist aber auch in einer anderen Besonderheit der tomasischen Verhältnisse zu sehen: Im Gegensatz zu vielen Kollegen auf dem lateinamerikanischen Kontinent hat der Herrscher über die Tomasische Republik, obgleich General, die tomasische Armee nie über eine dekorative Einrichtung hinaus ausgebaut. Er setzte auf wirtschaftlichen Erfolg und vorbildliche Sozialfürsorge, die ihm die Liebe der Massen sichern sollten. Aber nun bleibt der Er-

folg aus und die Fürsorge wird unbezahlbar, so schwindet die Liebe zum ‚Wohltäter des Vaterlandes‘ dahin.

SPIEGEL: Señor Barbarojo, wie erklären Sie als Direktor der Chérie-Bank es sich, dass Volksmassen eine Bank gegen den Zugriff der Justiz schützen? Ein ungewöhnlicher Vorgang.

Barbarojo: Es geht nicht eigentlich um die Bank. Die Menschen schützen ihr Recht, mit dem selbstgewählten Tauschmittel zu handeln: mit Platin.

SPIEGEL: Vielleicht können Sie, Señora Chérie, als die Hauptanteilseignerin und Haupteinlegerin der Chérie-Bank erläutern, warum es vorzuziehen ist, mit Platin anstelle von tomasischen Pesos zu handeln.

Chérie: Dafür gibt es drei Gründe: Erstens liegt die Inflation des Peso zur Zeit bei 125%, während Platin eine stabile Grundlage für langfristige wirtschaftliche Kalkulation bietet. Zweitens liegt der Zinssatz des Peso bei 150%, d. h. real bei 25%; unsere Zinsen liegen seit Jahren bei um 10%. Drittens haben wir einen besseren Anschluss an den internationalen Warenverkehr. Mit Platin ist alles zu haben und nie gibt es Versorgungsprobleme.

Barbarojo: Und viertens haben wir besseren Service. Wir beraten Kreditnehmer ehrlich und wir geben Kredite an jeden guten Unternehmer, nicht an Leute, die nur Mitglied der feinen Gesellschaft, aber lausige Unternehmer sind.

SPIEGEL: Eine Senkung der Zinsen auf den tomasischen Peso würde der Chérie-Bank demnach ein entscheidendes Plus nehmen?

Barbarojo: Nein. Der Dollar ist billiger als unsere Platin-Kredite und die ersten Jahre, also 1956 bis 1959 waren unsere Zinsen immer höher als die auf den TP. Objektiv sind die Zinsen auf den TP immer noch zu niedrig – gemessen an dem Ausgabenvolumen des Staates und immer fortschreitender Kreditinflation. Es ist nicht die absolute Zinshöhe, die entscheidet, sondern die Relation zwischen Zinssatz und dem, was man mit dem Kredit machen kann.

Chérie: Aber richtig ist, dass in einer Situation, in welcher der Währungszinssatz unter dem natürlichen Zins, der in der Pla-

tin-Bank entsteht, lag, es schwieriger war, die Platinzertifikate in Umlauf zu bringen.

Barbarojo: Weil in einer schleichenden Inflation die Inflationsfolgen unbemerkt blieben bzw. auf spätere Zeit verlagert werden.

SPIEGEL: Sie behaupten also, Señor Barbarojo, die Platin-Währung sei inflationssicher. Wie gelingt es Ihnen aber, sich von der offiziellen Währung und den Marktgesetzen abzukoppeln?

Barbarojo: Die offizielle Währung steht nicht unter Marktgesetzen, sondern unterliegt staatlicher Steuerung. Die Regierung erlaubt den Banken, mehr Geld zu verleihen, als sie tatsächlich besitzen, das ist der Sinn des ‚Teilreservesystems‘. Wir verleihen nur das tatsächlich gesparte Sozialprodukt; darum gibt es bei uns keine Inflation, keine exorbitanten Bankgewinne und jederzeit die Garantie, dass einem gewährten Kredit auch die entsprechende Warenmenge gegenüber tritt – der Kredit ist nichts anderes als der Ausdruck dafür, dass eine gewisse Warenmenge zur Verfügung steht.

SPIEGEL: Im Grunde handelt es sich also um eine dem Goldstandard entsprechende Angelegenheit. Die Geschichte des Goldstandards ist jedoch nicht unbefleckt...

Barbarojo: ... weil der Goldstandard nicht unbefleckt war.

SPIEGEL: Ist kontrollierte Inflation nicht ein positiver Anreiz für die wirtschaftliche Entwicklung?

Chérie: Sehen Sie. Vor mir liegen drei Kugelschreiber. Drei Personen, B, T und C, kaufen mit je 10 Pesos je einen Kuli. Nun druckt B heimlich einen neuen 10-Peso-Schein. Er kauft zwei Kuli, und T oder C, je nachdem wer später sich zum Kauf entschließt, geht leer aus. Das ist die ganze Inflationsstory. B wie Banco (Bank), T wie Trabajador (Arbeiter) und C wie Campesino (Landarbeiter).

SPIEGEL: Lassen Sie uns zurückkehren zu der Ausgangsfrage, wodurch die Massenloyalität gegenüber der Chérie-Bank einsichtig zu machen ist.

Chérie: Ja, T und C werden die Struktur nicht mögen, die es B erlaubt, sich zu bereichern. Wir sind keine normale Bank,

sondern nehmen die Funktion vorweg, die Banken in der befreiten Gesellschaft haben können.

SPIEGEL: Señor Barbarojo, können Sie abschätzen, wie groß der Kreis der Klienten der Chérie-Bank ist?

Barbarojo: Wir haben ungefähr 7 000 Einleger und 14 000 Kreditnehmer im ganzen Land; insgesamt ergeben sich um die 16 500 Kunden, da einige Einleger auch Kreditnehmer sind oder waren.

SPIEGEL: Bei den blutigen Auseinandersetzungen von vergangener Woche waren laut inoffiziellen Schätzungen mehrere zehntausend Personen beteiligt. Es waren also nicht nur Klienten, die für die Chérie-Bank auf die Barrikaden gingen.

Barbarojo: In der Tat zirkulieren unsere Platinzertifikate wie Bargeld im ganzen Lande. Über diese Verbreitung haben wir keine Kontrolle; ich schätze, dass ein Drittel der tomasischen Bevölkerung mehr oder weniger solcher Zertifikate besitzt. Der Platinegegenwert liegt in unseren Tresoren. Wird die Chérie-Bank geschlossen oder gar das Platin, wie beabsichtigt, beschlagnahmt, sind die Zertifikate wertlos.

Chérie: Im übrigen ist darauf hinzuweisen, dass die Platin-Bank nur ein Teil einer revolutionären Organisation ist. Die ganze Organisation wird stets jeden Angriff auf einen ihrer Teile geschlossen abwehren.

SPIEGEL: Streben Sie ein zweites Kuba an, Señora Chérie?

Chérie: Die kubanische Revolution ist kommunistisch und antikapitalistisch. Unsere wird kapitalistisch und antikommunistisch sein.

SPIEGEL: In der von Ihnen mitgetragenen ‚Vereinigten Opposition‘ sind auch Kommunisten mit von der Partie.

Chérie: Die Kommunisten werden sich damit abfinden müssen, dass der Kommunismus freiwillig ist oder nicht ist.

SPIEGEL: Sie sind sich sehr sicher, Señora Chérie, dass Sie die Kommunisten im Zaum halten können?

Chérie: Keine Frage. Absolut sicher.

SPIEGEL: Erlauben Sie die Frage, warum Sie in einem kapitalistischen Land eine prokapitalistische Revolution für nötig

halten? Was verstehen Sie unter kapitalistisch? Meinen Sie demokratisch? Wird es, falls Ihr Umsturz gelingt, freie Wahlen geben?

Chérie: Wahlen ändern nichts, sonst wären sie verboten. Auch bei Ihnen in Westdeutschland.

Barbarojo: Tomasia ist sowenig ein kapitalistisches Land wie die USA oder wie Westdeutschland. Es existiert eine Mischwirtschaft mit teilweise kapitalistischen Zügen, denen der bescheidene errungene Wohlstand zu verdanken ist, überformt von kollektivistisch-sozialistischer Staatswirtschaft. Demokratie ist nur eine Form, in der eine Staatswirtschaft geleitet werden kann, ebenso wie Diktatur eine andere Form ist. Wir dagegen streben die Minimierung von Staat, also auch von möglicher Demokratie an.

SPIEGEL: Die Grundlage der Chérie-Bank, die moralisch begründete Selbstbeschränkung, keine über die Sparsumme hinausgehenden Bankkredite zu gewähren, verweist doch auf eine notwendige Aufsicht des Staates über exzessive an Profitmaximierung orientierte Bankgeschäfte.

Barbarojo: Falsch. In der heutigen Situation ist die Selbstbeschränkung moralisch motiviert. Wir könnten mehr Gewinn machen. Aber in der freien Gesellschaft wird dies eine schlichte Notwendigkeit sein. Denn mehr Geld zu verleihen als vorhanden ist, ist Betrug. Und Betrug wird gerichtlich verfolgt.

SPIEGEL: Die moralische Grundlage der Chérie-Bank bildet der katholische Glaube...

Chérie: (Gelächter)

SPIEGEL: Ist ihre Revolution eine verspätete Ausgabe gregorianischer Kirchenherrschftsphantasien?

Barbarojo: Unsere Grundlage ist die ökonomische, politische und soziale Wissenschaft, zu der christlich-katholische Philosophen Erhebliches beitrugen. Aber kein Glaube.

Chérie: Herrschaft und Kirche sind Gegensätze.

SPIEGEL: Ist das nicht ein protestantischer Grundsatz?

Chérie: Der Protestantismus ist in gewissen Ausprägungen selbst nichts als eine Erneuerung des katholischen Mittelal-

ters gewesen, das degenerierte. Doch leider hat er sich faktisch als Unterwerfung unter die Staatshoheit ausgewirkt.

SPIEGEL: Eine letzte Frage: Was sind Ihre Pläne für die nächste Zukunft?

Chérie: Revolution...

SPIEGEL: Wann?

Chérie: Der Tag wird kommen.

SPIEGEL: Wir danken Ihnen beiden für das Gespräch.

exkurs: lauren verläßt anne

»Wenn ich heute an die Gründe zurückdenke, um derentwillen ich Anne verließ, so kommen sie mir klein und nichtig vor. Dennoch weiß ich, dass ich nicht anders hätte handeln können und jederzeit ebenso entscheiden würde. Nein, ich hätte die folgenden vier Jahre nicht an Annes Seite ausgehalten. Und Anne hätte mich nicht an ihrer Seite gebrauchen können. Es scheint mir ausgeschlossen, dass die Bevölkerung ein aktives lesbisches Verhältnis ihrer Präsidentin geduldet hätte, ein Verhältnis mit einer Hure.

In den Jahren 1957 bis 1959 sah ich Anne mehr arbeiten, als ich je einen Menschen arbeiten gesehen habe, mehr als mir vorstellbar war. Typisch folgender Tagesablauf: Um halb sechs wachte Anne in einer armseligen Hütte am Stadtrand auf, bei irgendeiner fremden Familie, die sie im Rahmen der Agitation kennengelernt hatte. Sie stand auf, um eine Stunde Niño zuzuhören, der immer in der Nähe war. Mit einer allgemeinen Eingangsfrage – etwa »Was ist Realität?« – gab sie ihm Gelegenheit, seine Gedanken darzulegen. Bei der Beantwortung der Realitätsfrage war auch ich zugegen – es war eine der selten gewordenen Nächte vorangegangen, in denen wir miteinander schlafen konnten – und von Niños Argumentation ist mir haften geblieben:

»Eine eigenartige Aura umgibt den Begriff der Realität. Sie ist da, solange wir nicht über sie nachdenken. Sobald wir uns auf sie konzentrieren, verfliegt sie. Denn alles besteht nur aus un-

seren Gedanken, Hypothesen, was die Realität sei. Nie können wir aus unserem Gedankengehäuse ausbrechen, um selbst zu sehen, ob die Gedanken der Realität entsprechen. Aber dann laufen wir gegen eine Mauer, stoßen uns den Kopf, weil wir die Mauer nicht fühlen. Das ist die Realität: der Widerstand, den das missachtete Objekt uns entgegensetzt, der Schlag auf den Kopf. Ich lernte, nachdem ich blind wurde, die Mauern zu fühlen, bevor ich mir den Kopf stieß; auch das Sehen ist ein Fühlen, und das Kind lernt die Mauer sehend fühlen wie ich. Dann brauchen wir keinen Schlag auf den Kopf mehr, um uns in der Realität zurechtzufinden. Aber je weniger Schläge auf den Kopf wir brauchen und bekommen, um so mehr entfernen wir uns von der Realität. Schließlich bekommen und brauchen wir wieder einen Schlag auf den Kopf, um der Realität genügend Achtung entgegenzubringen. Ohne das Konzept der Realität kommen wir nicht aus. Aber das Konzept der Realität können wir nicht füllen. Die Realität, das ist der Glaube. Wir leben durch Glauben. Wir glauben, dass wir leben. Wir glauben, dass die Schwerkraft uns auf dem Boden der Tatsachen halten wird, ohne dass wir die Schwerkraft beweisen müssen oder können. Wir erkennen, weil wir glauben, dass etwas zu erkennen ist. Die Realität ist unser Werk, aber wir gestalten sie so, dass sie der Objektivität entsprechen möge; dass es so sei, glauben wir.◀ So redete Niño in einem fort. Um halb sieben frühstückte Anne, entweder bei der Familie, bei der sie übernachtet hatte, oder sie hatte sich mit jemand anders verabredet. Danach setzte sie ihre Agitation fort, d.h. sie schaute, wo es etwas zu tun gab und begann mit der Arbeit. Beispielsweise sammelte sie Kinder auf und versuchte, sie für etwas zu interessieren. Aufgeweckte Kinder brachte sie zu Niño. Bis Mittag war so eine Straßenschule entstanden. Mittags gegen eins traf Anne Pedro zum Essen, wobei sie die anstehenden Probleme des illegalen Zweigs ihrer Unternehmungen besprach; bisweilen wurde Willie Gärtner hinzugezogen. Danach, pünktlich um halb drei suchte Anne den Chefmanager der legalen Favorito S.A. auf, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Nachmittags mussten die Projekte am Stadtrand weiter verfolgt werden. Etwa mussten die Eltern der Kinder überzeugt und angeleitet werden, der Straßenschule Kontinuität zu geben, Lehrkräfte zu besorgen, Spenden zu sammeln, Arbeit zu beschaffen. In den Geschichtsbüchern heute steht der Erfolg im Vordergrund. Damals schien es uns, als gäbe es nur Niederlagen. Und wenn ein Projekt lebte, kam die Polizei und zerschlug es.

Am Abend versammelte sich im »Zentrum für katholische Soziallehre« die Führung der Opposition: Barbarojo als Leiter des Zentrums und Direktor der Chérie-Bank, Gatablanco als Chefredakteur vom »Occidente«, Borrego als Führer der konservativ-liberalen Allianz »La Patria«, Clairá Ovo als Chefin der anarchistischen Jugendorganisation »revolutionäre Garde«, Jefeliejo als Vorsitzender (oder Marguerite Jauve als stellvertretende Vorsitzende) der (seit 1956 formalisierten) »Aficionados al Libertad« und José Elias Pérez als Vertreter des sozialistisch-kommunistischen Bündnisses. Bisweilen nahm der Erzbischof Blanco als Kirchenvertreter persönlich an den Sitzungen teil, ansonsten war die Kirche durch Hombuena vertreten. Anne saß den Sitzungen vor – ohne Legitimation, allein kraft ihrer unumstrittenen Autorität.

Nach den Sitzungen wurde irgendwo am Stadtrand »gefeiert« – andere feierten, für Anne war Teilnahme Pflicht. Selten kam sie vor zwei Uhr zur Ruhe.

In diesem strengen Tagesablauf war für mich kein Platz, ausgenommen als Blitzableiter. Ein Satz klingt mir in den Ohren, ohne die dazugehörige Geschichte; es ist, als hätte ich ihn tausendmal gehört oder vielleicht nur ein einziges Mal: »Herjeh, warum stehst du ständig im Weg!«

Niño, mit dem ich manches einsame Mal über Anne und mich sprach, trat bedingungslos für Standhalten ein. »Die Liebe«, dozierte er, »gibt uns einen Platz in der Welt. Einen Platz. Nur einen. Und nur einmal. Und wenn wir ihn aufgeben, werden wir zu ewigen Wanderern zwischen den Winden. An dem einen Platz müssen wir verharren und aushalten was da kommen mag.« – Gemein entgegnete ich: »Du hast deinen Platz an der

Seite deiner Frau aufgegeben.« – »Ja«, sagte der alte blinde Mann und weinte lautlos. Schließlich sagte er: »Ich wandere bereits zwischen den Winden. Doch der Herr gab mir eine zweite Chance. Das ist meine besondere Aufgabe, um derentwillen ich als Wanderer zwischen den Winden dennoch einen festen Platz habe: An der Seite deiner Frau, die das Reich Gottes errichten wird.«

Kurz nachdem Niño dies zu mir sagte, stand mein Entschluss fest, Anne zu verlassen. Ich nahm die Erinnerung an sie mit in die einsame Wildnis von Kanada, wo ich sie ganz für mich haben konnte – in meiner Vorstellung. Aber wenigstens Lebewohl hätte ich Anne sagen müssen. Ich tat es nicht« (I Remember ARC, S. 52ff).

die revolution

Am 11. Mai 1961 um punkt 12 Uhr wurde Erzbischof Monsignore Rafael Aries Blanco in seiner Residenz und Benjamino R. Barbarojo in den Räumen des »Zentrums für katholische Soziallehre« verhaftet, eine polizeiliche Einsatzgruppe besetzte die Redaktion der oppositionellen radikalen Tageszeitung »Occidente« und der konservativen Wochenzeitung »La Patria«, eine Hundertschaft der Armee versuchte, die Chérie-Villa zu stürmen. Außenminister Manuel Grasso erklärte Diktator Molina für abgesetzt und ernannte sich selbst zum Chef einer neuen »demokratischen Übergangsregierung«. Molina befand sich derzeit zu einem Freundschaftsbesuch in Venezuela.

Der Kampf um die Chérie-Villa dauerte zwei Stunden. Dann wurde die Luftwaffe eingesetzt, die im Umkreis von einigen hundert Metern alles in Schutt und Asche legte. Doch wer auch immer von den wichtigen Mitgliedern »La Reds« sich in der Villa aufgehalten haben mag, sie waren auf geheimnisvolle Weise entkommen.

Sowie die Nachricht über die Verhaftungen und Kämpfe sich verbreitete, begannen unkoordinierte spontane Kämpfe. Bis zum Abend blieben die Kämpfe vereinzelt, und es gab keine Anzei-

chen, dass die Lage für den neuen Machthaber militärisch unhaltbar werden könnte. Um 22 Uhr 32 allerdings unterbrach der staatliche Rundfunk sein Programm, und der Erzbischof persönlich erklärte seinen Landsleuten, dass sich Tomasia im Zustand der Revolution befände. Neben dem Rundfunksender hätten die revolutionären Truppen den Präsidentenpalast in Händen, der Präsident der Übergangsregierung sei tot, der Ex-Diktator Molina zöge vor, nicht zurückzukehren, die wichtigsten militärischen Stützpunkte wären zerstört, erobert oder hätten sich ergeben.

Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass diese Wendung des Schicksals das Werk der von Chérie trainierten revolutionären Kampfgruppen war. Der gleichzeitige präzise Einsatz gegen alle neuralgischen Punkte der Machtstruktur ist anders nicht zu erklären. Viel Aufhebens wurde in der Weltpresse über die Brutalität der Kampfgruppen gemacht: Innerhalb von weniger als einer Stunde war praktisch die gesamte militärische Führung des Landes eliminiert worden. Andererseits muss man zugestehen, dass in einer Revolution, in der eine Konfrontation auf offenem Feld stattfindet, sehr viel mehr Blut fließt – das Blut von einfachen Soldaten und normalen Bürgern, nicht von Offizieren. Die Strategie der zahlenmäßig sehr kleinen Kampfgruppen bestand darin, die Führung zu beseitigen, um die Truppen kopflos zu machen. Das ist gelungen.

Am Morgen wurde nur noch in der Gegend um San Pedro de Macoris, gut 200 km östlich von Santo Tomás gekämpft, ausgenommen kleine Scharmützel von verstreuten und desorientierten Armee- und Polizeiroten. Es war der auf die wichtige Kaserne zwischen San Pedro und Mato Mayor angesetzten Kampfgruppe nicht gelungen, die unter Befehl von Hector Trujillo stehenden Truppen zu besiegen. Die Truppen waren in der Nacht auf San Pedro zumarschiert und belagerten am Morgen die Stadt, in der Pedro Donoso den Widerstand organisierte.

In Santo Tomás war das Führungsgremium der »Vereinigten freiheitlichen Opposition« gerade zusammengetreten, um über die zu bildende vorläufige Regierung zu beraten,

»als die Nachricht eintraf, dass die Situation in San Pedro sich

dramatisch verschärft hatte. Anne stand auf, öffnete die Tür, sagte im Hinausgehen: ›Tomaso, ich verlasse mich auf dich, dass du es recht machst‹, und verschwand. Der Kampf um San Pedro wurde in der Nacht entschieden, weil inzwischen Revolutionäre aus den umliegenden Gebieten der bedrängten Stadt zu Hilfe kamen. Aber für Pedro kam jede Hilfe zu spät. Er war gefallen.

Erst eine Woche später tauchte Anne wieder auf. Die Gerüchte sagen, sie habe die ›Mörder von Pedro Donoso‹ gejagt und dutzende der versprengten Leute des General Trujillo und den General selbst umgebracht.

Tomaso Jefeliejo hatte inzwischen ein Kabinett gebildet, in welchem alle vertreten waren: Barbarojo, Jauve, Ovo, Hombueno, José Elias Pérez und, kaum zu glauben, Napoleon Darnurte, Molinas Sozialminister, als ›Gewerkschaftsvertreter‹. Die Arbeit des Kabinetts in der ersten Woche war wenig beeindruckend: Es war beschlossen worden, zunächst alles beim Alten zu belassen bis zu den kommenden Wahlen; nichtmal die Pressezensur war aufgehoben worden, obwohl sie nicht streng ausgeführt wurde. Das Kabinett beschäftigte sich mit der Wahlvorbereitung und dem Versuch, das ›Vertrauen des Auslands‹ zu gewinnen.

Das ›revolutionäre‹ Kabinett tagte, als Anne hineinplatzte – rußig, in dreckigen, zerrissenen Kleidern, blutverschmiert und bis an die Zähne bewaffnet trat sie die Tür ein. Totenstille. Mit abgrundtiefer Verachtung schaute Anne einen nach dem anderen in der Runde an. ›Ich habe‹, sagte sie abschätzig, ›im Radio von den Maßnahmen der revolutionären Regierung gehört.‹ Pause. ›Ovo – Barbarojo!‹ rief sie traurig und schaute verzweifelt zur Decke. Dann ging sie zum Platz von Jefeliejo: ›Aufstehen!‹ Sie setzte sich auf seinen Platz, ihre MP in der Linken auf die ›revolutionären‹ Minister gerichtet. Über ihre Köpfe fegte eine Salve hinweg. Marguerite Jauve sprang auf und erklärte mutig: ›Nie werde ich mich der Waffengewalt beugen. Lieber lasse ich mich erschießen.‹ Anne legte Waffe für Waffe ab, zuletzt zog sie drei Messer aus ihren Stiefeln. ›Setzen, vaca!‹ befahl sie der Jauve, die gehorchte. ›Wie‹,

sagte sie ruhig, ›Señor Barbarojo, lautet der erste Grundsatz der Revolution?‹ Der Angesprochene antwortete mit brüchiger Stimme: ›Aufhebung aller staatlichen Monopolansprüche.‹ – ›Irgendwelche Einwände?‹ fragte Anne streng. ›Die revolutionäre Regierung unter Führung ihrer Präsidentin Anne R. Chérie gibt bekannt, dass ihre Politik in der Aufhebung aller staatlichen Monopolansprüche besteht. Die erste Durchführungsbestimmung lautet: Jede Pressezensur und jegliche Beschränkung der Versammlungsfreiheit bleibt ausgesetzt. Alle weiteren Maßnahmen werden in den nächsten Tagen und Wochen von den Fachministern erarbeitet, dem Kabinett vorgelegt und verabschiedet. Die Sitzung ist geschlossen.‹ – Dergestalt kamen wir zu unserer Präsidentin« (Henríquez, S. 7f).

vom paradox einer freiheitlichen diktatur

Am Morgen nachdem Anne R. Chérie sich an die Spitze Tomasias gesetzt hatte, legte sie die Prinzipien ihrer Politik vor den versammelten Botschaftern dar. Es war die erste und konziöseste Darlegung der »cherieistischen« Prinzipien. Darum ist sie hier vollständig wiedergegeben. Die Botschafter aller Länder, die mit der Tomasischen Republik diplomatische Beziehungen hatten, einschließlich des vatikanischen Nuntius', waren noch von Jefeliejo eingeladen worden, um »Vertrauen in die demokratische neue Führung des Landes« zu wecken. Neben Botschaftern waren auch einige Journalisten zugelassen.

Chérie sagte:

»Señores! Das oberste Ziel der revolutionären Regierung von Tomasia ist die Minimierung des Staates. Als Endpunkt ist die völlige Auflösung des Staates gedacht, die aber in der gegenwärtigen Situation nicht durchführbar scheint. Ich will Ihnen nicht die gesellschaftspolitischen Perspektiven der Revolution erläutern oder die philosophischen Grundlagen unserer Überzeugung nahelegen versuchen. Falls Sie sich dafür interessieren, stehen Ihnen genügend Wege offen, sich zu informieren. Ich verweise besonders auf das Zentrum für katholische Soziallehre. An dieser Stelle werde ich Ihnen nur mitteilen, in welcher Weise die Revolution Ihre Tätigkeit berührt und welche Stellung in internationalen Beziehungen die revolutionäre Tomasische Republik einnehmen wird.

Der oberste außenpolitische Grundsatz der Revolution lautet folgendermaßen: Handel mit jedem, politische Bündnisse mit niemandem. – Manche von Ihnen werden wissen, dass der Autor dieses Grundsatzes Thomas Jefferson heißt. – »Handel mit jedem« bedeutet, dass Tomasia keine Handelsbeschränkungen irgendwelcher Art für Importe oder Exporte kennen wird. Kei-

ne. Keine Quoten, keine Zölle. Es hat auch keinen Zweck, die tomasische Regierung zum Kampf gegen Waren aufzurufen, die in anderen Ländern verboten sein mögen, beispielsweise Drogen. Die tomasische Regierung hat keine Autorität, irgendwelche Handelsbeziehungen, die auf freien Verträgen beruhen, zu unterbinden. Nach unserem Rechtsverständnis ist ausschließlich Betrug, Verkauf von Waren mit falscher Inhaltsangabe, verboten. »Handel mit jedem« bedeutet für uns auch, dass es keinerlei Devisenbestimmungen gibt. In den nächsten Tagen wird die tomasische Zentralbank aufgelöst und das Kurantgeldgesetz aufgehoben. Den tomasischen Peso wird es nicht mehr geben. Ausländische Peso-Besitzer werden nicht entschädigt.»Bündnisse mit niemandem« heißt, dass die tomasische Regierung keinen militärischen oder anderen internationalen Bündnissen mit Ausnahme der UNO beitreten wird. Sofern wir, was leider nötig scheint, eine staatliche Armee weiter unterhalten, so darf sie für nichts anderes als der Verteidigung des freien Tomasias eingesetzt werden. Es wird auch nicht möglich sein, anderen Ländern militärische Stützpunkte zu gewähren, da die Tomasische Republik ihren sämtlichen Grundbesitz veräußern wird.

Um diplomatische Verwicklungen zu vermeiden, wird der Boden der Botschaften der Einfachheit halber unentgeltlich den betreffenden ausländischen Regierungen als Eigentum überschrieben. Für die weitere Sicherheit müssen die Botschaften in Zukunft selbst sorgen bzw. private Firmen beauftragen.

Obwohl ich persönlich mir keine außenpolitischen Funktionen, der es in der Revolution nachzugehen gälte, denken kann, wird der Form wegen ein Außenminister, Señor Tomaso Jefeliejo, als Ansprechpartner der Botschafter und der ausländischen Regierungen zur Verfügung stehen. Seien Sie jedoch versichert, dass weder der Außenminister noch ein anderer Minister meines Kabinetts noch meine eigene Person ermächtigt ist, in freie Entscheidungen oder freie Verträge tomasischer Bürger einzugreifen oder über ein Budget zu verfügen, mit dem irgendwelche staatlichen Maßnahmen zu finanzieren wären. Wenn es internationale Probleme gibt,

können Sie uns lediglich als Berater betrachten, die Sie an die entsprechenden Entscheidungsstellen vermitteln können.

Zum Schluss gebe ich Ihnen noch zwei international relevante Entscheidungen der revolutionären Regierung bekannt: 1. Alle im Ausland befindlichen tomasischen Pesos werden mit sofortiger Wirkung entwertet. Einen Regressanspruch sehe ich zur Zeit nicht, aber das müssten im Streitfalle unsere privaten Gerichte klären.

2. Die revolutionäre Regierung der tomasischen Republik erklärt alle von der verbrecherischen Molina-Regierung aufgenommenen Kredite für nicht-rückzahlbar.

Ich danke Ihnen für die Aufmerksamkeit. Diese Erklärung wird zu Ihrer Erinnerung Ihnen im Wortlaut schriftlich zur Verfügung gestellt« (Gesammelte Reden..., S. 35f).

Durch diese kurze Prinzipienklärung, die dem Eingeweihten so klar ist, wurde dem Durcheinander ausländischer Reaktionen auf die tomasische Revolution nicht abgeholfen. Eine umfangreiche Dokumentation der Pressereaktionen auf die Revolution 1961-1963 hat Uesyka Prawon unter dem Titel »Die tomasische Revolution im Spiegel der Weltpresse« (1967) vorgelegt.

Die Sowjetunion hielt noch einige Wochen an der positiven Einschätzung – »Demokratische Kräfte siegen über faschistischen Diktator« – fest; die Nichtrückzahlung der zumeist amerikanischen Kredite wurde als »antimperialistische Tat« gefeiert. Doch als Chérie den Vertreter des sozialistisch-kommunistischen Bündnisses, José Elias Pérez, als »kubanischen Agenten« aus der Regierung hinauswarf und dabei die UdSSR als »Hydra der internationalen Tyrannei« bezeichnete, wendete sich die Beurteilung. Auch in den USA wurde der Umsturz zunächst als »kommunistisch« bezeichnet. Die Regierung der USA hielt sich mit Bewertungen zwar erst zurück und versuchte, Druck auszuüben, um dann doch noch die Rückzahlung der Kredite zu erreichen; aber nach dem Scheitern dieser Bemühungen äußerte Präsident John F. Kennedy sich sehr abfällig über die »barbarischen Umgangsformen der tomasischen Steinzeitkommunisten«.

Am Mittag desselben Tages wurden die bis heute zentralen

fünf Maßnahmen der Revolution verkündet und erste Schritte zu ihrer Verwirklichung eingeleitet.

1. Privatisierung der Geldversorgung: Der Annahmewang für den tomasischen Peso wurde abgeschafft. TP-Geldscheine wurden ab dem folgenden Tag ein halbes Jahr lang in allen Banken in der Parität 25:1 in Gold umgetauscht; die Parität entsprach den Goldvorräten der tomasischen Zentralbank. Über die abgegebene Menge tomasischer Pesos wurde eine Quittung ausgestellt, die für zukünftige »Rückzahlungen« des Staates (siehe Punkt 2) entscheidend war. Die Angestellten aller Banken bekamen als Übergangsgeld eine einmalige Summe in Aussicht gestellt, wenn ihre Bank im folgenden halben Jahr Pleite machen sollte.

2. Privatisierung des Staatseigentums: Alle staatlichen Einrichtungen und Besitztümer, mit Ausnahme der Einrichtungen von Armee und Justiz, sollten versteigert werden. Die ersten Versteigerungen fanden vier Wochen später statt. Das aus Versteigerungen eingenommene Geld wurde in Anteilen zu durch Quittung nachgewiesenen abgelieferten tomasischen Pesos an die Bevölkerung ausgeteilt. Dieser Verteilungsschlüssel ist oft als ungerecht kritisiert worden; Barbarojo: »Es war der einzig gangbare Weg« (in: Chérie, *Gesammelte Reden...*, S. 28). Den Angestellten staatlicher Unternehmen wurde, falls sie bei der Privatisierung nicht übernommen wurden, ein Übergangsgeld gezahlt. Sowohl die Übergangsgelder für Bankangestellte als auch für Staatsangestellte sind anscheinend aus dem Privatvermögen von Chérie gezahlt worden (jedenfalls nach Jackson, *I Remember ARC*, S. 57; andere Quellen äußern sich nicht dazu).

3. Privatisierung der Justiz: Privatpolizei, Privatrichter (Arbitros) und Privatgefängnisse wurden legalisiert. Alle staatlichen Gerichte wurden angewiesen, solche Fälle, in denen es entweder kein Opfer gäbe oder in denen das angebliche »Opfer« keine Klage erhebe, nicht zu bearbeiten. Bis zur Ausarbeitung eines neuen Rechtskodexes sollten die Staatsgerichte aber weiter auf Grundlage des geltenden Gesetzbuches richten. Aber auch die Richtersprüche an staatlichen Gerichten würden dem Prinzip der Regresspflicht unterliegen, sofern sie unberechtigten

Schaden zufügten. Strafen hätten grundsätzlich in Geldzahlungen an die Opfer zu bestehen; Freiheitsentzug sei nur zwecks Erzwingung der Zahlung zulässig. Für die Durchsetzung eines Urteilspruches mussten auch staatliche Richter auf die private Polizei zurückgreifen. (Die staatliche Polizei wurde umgehend von dem SIT-Unternehmenskomplex ersteigert.)

4. Festsetzung der Steuer: Zur Bezahlung der verbliebenen staatlichen Aufgaben (Armee, Justiz, Außenpolitik) wurde ein einheitlicher Steuersatz von 1,2% auf Geldeinkommen erhoben. Mit Steuergeldern wurde überdies eine sog. »Hungerhilfe« eingerichtet, eine Sozialfürsorge für Menschen in akuter existenzieller Not; 50% des Haushalts der Hungerhilfe übernahm allerdings die katholische Kirche.

5. Der Boden, auf dem die illegalen städtischen Armenansiedlungen (im wesentlichen um Santo Tomás) errichtet waren, wurden unabhängig von dem Besitzer den jeweiligen Bewohnern übereignet. Barbarojo wollte nur dann eine solche Übereignung, wenn es sich um staatlichen Boden handelte (ungefähr 70% der infrage stehenden Fläche), aber Chérie entschied, dass keine Unterschiede gemacht werden dürften; bei 20% handelte es sich um Kircheneigentum und nur bei den übrigen 10% um Privatbesitz. Es war aber auch klar, dass es sich um eine nur einmalige Aktion handeln sollte; es wurde kein Grundsatz eingeführt, der Boden gehöre dem, der ihn bewohne. (Ein von Clairra Ovo verfochtener Grundsatz.)

Diese Maßnahmen verkündete Barbarojo, während Chérie sich um persönliche Angelegenheiten kümmerte: Sie löste das gesamte La-Red-Imperium auf, indem sie die einzelnen Teile an die jeweiligen Implantarios und Implicarios verteilte bzw. verkaufte oder verpachtete. Sie blieb nur Besitzerin der Chérie-Bank. Außerdem tat sie noch etwas anderes, das die Grundlage ihrer Macht bilden sollte und bis heute höchst umstritten ist: Sie stellte aus bewährten La-Red-Kämpfern eine etwa 100-köpfige Truppe zusammen, die von ihr persönlich bezahlt und befehligt wurde. Diese Kämpfer bildeten gleichsam eine »Revolutions-Polizei«, die an Stellen eingriff, wo gegen die Prinzipien der Revolu-

tion verstoßen wurde oder wo Konflikte außer Kontrolle gerieten.

Die Maßnahmen der Revolutionsregierung trafen auf eine »gut vorbereitete Bevölkerung« (Jauve), die teilweise bereits mit den neuen privaten Institutionen vertraut war. Dennoch brach an den ersten Tagen der Goldausgabe die Hölle los, wenigstens in den größeren Städten. Die Leute verhielten sich, als bekäme nur der seinen Anteil, der zuerst bedient würde. Vor den Banken bildeten sich Massen, die zu Aufruhr neigten. Banken wurden gestürmt, geplündert, die Angestellten erdrückt. Viele Menschen wollten ihr Gold mit nach Hause nehmen (und keine 100-Prozent-Gold-Zertifikate annehmen), was zu Lieferproblemen führte und dem Straßenraub Vorschub leistete.

Auch die Umrechnung der TP-Preise in Gold- Preise machte der Geschäftswelt Schwierigkeiten. Die ersten Tage herrschten völlig überhöhte Preise für Konsumwaren vor, da manche Anbieter eine simple 1:1 Parität durchsetzen wollten. Es kam zu Plünderungen durch empörte Käufer; andere Menschen gaben in den ersten Tagen ihr ganzes Gold aus, um die Preise zu bezahlen. Ein Korrespondent der »Welt« schrieb: »Die kommunistisch verhetzten Massen lassen ihrer Wut gegen die »Kapitalisten«, Banken, Geschäftsleute, Handwerker, freien Lauf. Sie plündern und stehlen und morden. Privateigentum gibt es nicht mehr. Ungebildete Bauernlummel, die nun an der Spitze der Regierung stehen, verteilen den Staatsschatz, verbrämt mit pseudo-christlichen Sprüchen« (3. Juni 1961). Die Regierung fühlte sich, wie Chérie bekannt gab, »nicht autorisiert, in den schöpferischen Prozess der revolutionären Selbstregulierung einzugreifen« (Gesammelte Reden..., S. 38). Jackson: »Ich stelle mir vor, dass Anne in dem ganzen Chaos um sie herum nur die Augen für eins hatte: die völlig unerwartete blühende Entwicklung in den Elendsvierteln um Santo Tomás. Innerhalb von wenigen Tagen, so wird berichtet, wandelte sich das Bild dort, wo die Sicherheit des Eigentums es sinnvoll machte, sich zu engagieren. Schon lange vor der Revolution sagte Anne einmal zu mir: »Es naht die Zeit, in der der Boden, auf dem diese Menschen wohnen, ihnen selbst gehört. Du wirst sehen, wie sie das verändern wird. Und

dann pfeife ich darauf, wem der Boden vorher gehörte, dem Staat oder einem Privatschwein, das den Boden brach liegen lässt und dann die Bulldozer holt. Dann zum Teufel mit Barbarojos Eigentumsfetischismus« (I Remember ARC, S. 55).

Die Versteigerung der staatlichen Besitztümer bestand in einer einzigen Farce. Bis auf die tatsächlich öffentlich und fair durchgeführten Versteigerungen von land- und forstwirtschaftlichen Nutzflächen wurden die staatlichen Einrichtungen, besonders die der Infrastruktur, an ehemalige La-Red-Teile verschleudert, so dass heute »fast die ganze tomasische Infrastruktur aus quasi-staatlichen Institutionen besteht«, wie Barbarojo selbstkritisch anmerkt (Occidente, 11. Mai 1981); doch er setzte sogleich hinzu: »Allerdings, und das ist im internationalen Vergleich eine Errungenschaft der Revolution, ohne Monopolansprüche«.

Jede Form von »Demokratisierung« der Staatsführung lehnte Chérie kategorisch ab: »Wir sind angetreten, den Staat zu beseitigen, nicht ihn mit Wahlen aufzuwerten«, erklärte sie vor der internationalen Presse (Gesammelte Reden..., S. 92). Ihre Amtsführung ist nicht anders als diktatorisch zu nennen.

Einige Wochen nach dem 21. Mai 1961, dem Tag, an dem die revolutionären Maßnahmen verkündet wurden, beruhigte sich die Lage; tatsächlich schien eine »Selbstregulierung« eingetreten zu sein. Jauve: »Geradezu wie ein Wunder muss es anmuten, dass eine so tiefgreifende Veränderung in so schneller, unblutiger und optimaler Weise vollzogen werden konnte. Ursache des Wunders ist die einfache Tatsache, dass die Revolution nicht durch Pläne, Dekrete und Polizei, sondern durch die Kreativität des Volkes sich verwirklichte. Niemand ist an chaotischen Verhältnissen interessiert, es sei denn, er wird dazu gezwungen« (S. 75).

Doch die Lage wurde in Wirklichkeit bedrohlicher. Nach den ersten Wochen wurde klarer, welche sozialen Gruppen durch die neuen Verhältnisse Privilegien verloren, die zu der Basis ihres Einkommens geworden waren. Diese Gruppen hielten nichts von der offiziellen Beruhigung, langfristig würden alle wieder Arbeit finden oder alle im Endeffekt reicher werden. »Wir hatten«, bedauert Barbarojo rückblickend, »mit der Zahlung von Übergangsgeldern an Bank- und einige Staatsangestellte einen

schlimmen Präzedenzfall geschaffen. Nun kam jedermann, von den Taxifahrern bis zu Großindustriellen, denen aufgrund des Wegfalls von Monopolschutz Einkommen gemindert wurde oder die Arbeitsgrundlage ganz entzogen war. Sie rotteten sich zusammen und forderten Geld – Geld, mehr und mehr« (Occidente, 11. Mai 1981). Chéries Reaktionen waren »prinzipienlos« (Barbarajo), oder, wie Hufnagel feststellt, »genau orientiert an der finanziell-militärischen Stärke der aufbegehrenden Gruppen« (S. 178), so dass eine gewisse »Reprivilegierung« (Ovo, S. 215) nicht abzustreiten war:

Einigen Gruppen von durch Entprivilegierung Geschädigten wurden Entschädigungen gezahlt; besonders Unternehmern, die aufgrund von Monopol- oder Oligopolschutz Investitionen geleistet hatten, die nach Wegfall des Schutzes sich als überflüssig erwiesen. Bis Ende 1961 waren alle staatlichen Ressourcen, die Erlöse aus Versteigerungen von Staatseigentum, sowie Chéries eigenes Vermögen restlos aufgebraucht. Um weiteren Entschädigungsforderungen nachzukommen, wurden die Steuern auf 2% erhöht. Aus den Entschädigungsforderungen sind für eine Handvoll Unternehmer quasi Leibrenten entstanden, die erst 1981 abgeschafft wurden.

In einigen Fällen, besonders seit Ende 1961, wurden Berufsprivilegien wieder eingeführt, so bei Taxifahrern (bis 1978) und Ärzten (bis heute).

Doch die überwiegende Zahl von Entschädigungsforderungen wurden ignoriert. Im Spätsommer 1962 kam es in der nordwestlichen Region von Imberte/Valverde/VillaIsabel/Montecristi/ Luperón zu einem Aufstand der Landbevölkerung, deren Existenz durch die Aufhebung von Schutzzöllen bedroht war. Der Aufstand wurde von Pérez, dem Sozialistenführer, angeleitet. Chérie führte ihre »Revolutions-Polizei« zu dem härtesten Einsatz, bei dem neben Pérez hunderte von Landarbeitern und Bauern das Leben lassen mussten (Hufnagel: »Massaker«, S. 181).

»Die klare Linie«, schreibt Jackson, »die Anne als Organisatorin von La Red an den Tag legte und mit der sie ihre Lands-

leute in die Revolution führte, ging der Präsidentin Chérie ab. Mir scheint, sie hat nicht realisiert, dass die Umgestaltung eines Landes nicht zu vergleichen ist mit dem Aufbau einer illegalen Organisation. Andererseits fehlte es denen, die um sie herum als Berater und Minister fungierten, an der inneren Festigkeit, die nötig war: Anne hatte keine Wahl« (I Remember ARC, S. 56).

Das Kabinett von Chérie sah, nach Pérez' Rausschmiss Juli 1961 folgendermaßen aus:

Anne R. Chérie, Präsidentin und Verteidigungsministerin. Ihre Funktion als oberster Dienstherr des von Willie Gärtner, dem ehemaligen Favorito-Internacional-Implantario wiederaufgebauten und betreuten Freiwilligenheer musste sie im Winter 1961/62 wahrnehmen, als die Republik Ossuor einen Angriff gegen das scheinbar sich in desolatem Zustand befindliche Tomasia startete, aber nach einigen Wochen, in denen die revolutionäre Tomasische Republik ihre Widerstandsfähigkeit zeigte, wieder einstellte (auch dank Jefeliejos vorsichtiger Diplomatie). Rückhalt in der Bevölkerung hatte Chérie besonders in den städtischen Armenvierteln und der Landbevölkerung (ausgenommen im Nordwesten), die die ungewöhnliche und unerwartete Prosperität, die sie erlebten, direkt der Präsidentin zuschrieben, sowie unter der kreolischen Bevölkerung des (Süd-) Westens, die in Chérie eine Vertreterin der eigenen Volksgruppe sahen. Die Loyalität der Kreolen hat auch wesentlich zum Misserfolg des ossuorischen Angriffs beigetragen.

Benjamino R. Barbarojo, »Minister für Staatsauflösung«. Seine Aufgabe bestand eigentlich nur darin, für Chérie detaillierte Pläne in speziellen und schwierigen Fragen des Staatsabbaus auszuarbeiten. Daneben fungierte er als Finanzminister, d.h. Chérie überließ ihm die Budgetpolitik. Barbarojo verfügte auch über keine eigene Machtbasis, nachdem er die Direktion der Chérie-Bank im September 1961 aufgegeben hatte, da »man nicht alles selber machen kann, auch wenn das besser gewesen wäre« (Occidente, 11. Mai 1981).

Tomaso Jefeliejo, Außenminister. Durch eine sehr stille, aber intensive Arbeit baute er sich eine ständig wichtiger werdende

Position auf: ohne irgendeine Weisungsbefugnis machte er sich als beratender Mittler zwischen tomasischer Wirtschaft und dem Welthandel unabdingbar. Überdies hielt er Kontakt zu ausländischen Regierungen, bei denen er es verstand, die tomasischen Verhältnisse einigermaßen verständlich zu machen. Im Kabinett setzte er durch, dass diplomatische Beziehungen, wenn auch mit jeweils sehr wenigem Botschaftspersonal, aufrechterhalten blieben und die revolutionäre Tomasische Republik Pässe ausstellt.

Fidel Borrego, Wirtschaftsminister. Er betätigte sich ähnlich wie Jefeliejo als Berater. Im Prinzip setzte er seine Arbeit fort, die er unter Molina begonnen hatte: Durch Gespräche mit den Wirtschaftsführern des Landes versuchte er, das seiner Meinung nach Richtige durchzusetzen. Seine Macht beruhte, wie unter Molina, auf den guten Verbindungen zu Unternehmerkreisen.

Errico M. Gatablanco, »Minister für Volksaufklärung«. Um die Defizite der Zeitung »Occidente« zu begleichen, erhielt er ein kleines Budget, mit dem er auch einen Rundfunksender finanzierte. Die Programmgestaltung des Senders übertrug er Pablo Hombueno. Beide Einrichtungen – die Zeitung und der Sender – werden heute als »halb-staatlich« bezeichnet.

Marguerite Jauve, Sozial- und Justizministerin. Ihr unterstand die sog. »Hungerhilfe« die der Staat gemeinsam mit der katholischen Kirche einrichtete. Neben der Austeilung von Nahrung, Kleidung, der Organisation von Wohnraum und ärztlicher Hilfe in Notfällen dienten die Büros der Hungerhilfe auch als Beratungsstellen, die im Laufe der Zeit so etwas wie Arbeitsamtfunktionen übernahmen. (Tatsächlich wurde die Hungerhilfe von Napoleon Danurte, dem letzten Sozialminister Molinas, organisiert. Aber Chérie weigerte sich, Danurte als Minister am Kabinettstisch zu dulden.) Außerdem sollte Jauve die Neuordnung des Justizwesens leiten, d.h. die Kompetenzen zwischen staatlicher Justiz und privaten Árbítrós klären, sowie den Rechtskodex für die staatliche Justiz auszuarbeiten. Eine bis heute nicht abgeschlossene oder geklärte Angelegenheit.

Claira D. V. Ovo zog mit der »revolutionären Garde« in den Osten der Insel, die Gegend um Higüey, wo ein großangelegtes an-

archokommunistisches, d.h. auf freiwilliger Basis bestehendes kollektivistisches Siedlungsexperiment entstand. Heute ist die Ostspitze des Landes bis La Romana mit fast hunderttausend Menschen von einem mehr oder weniger freien Sozialismus bestimmt. Doch alle Versuche, die Idee auch an anderen Stellen des Landes zu verbreiten, schlugen fehl. Als Chérie mit Ovo im Sommer 1962 vor Ausbruch des offenen Aufstands in die Krisenregion des Nordwestens fuhr, um zu sehen, ob das Higüey-Modell für jenes Gebiet tauglich sei und helfen könne, die Schwierigkeiten zu überwinden, wurde ein Anschlag auf die beiden Frauen verübt, dem Ovo zum Opfer fiel (20. 6. 1962). Chérie überlebte unverletzt. Ein Jahr später endete ein Anschlag anders.

Der Anschlag führte zu einer doppelten Polarisierung: Im Krisengebiet hätte die begabte Rednerin Ovo die Chance gehabt, den Aufstand abzuwenden. Doch ihre Ermordung isolierte von vornherein die Aufständischen, da Ovo besonders bei der übrigen Landbevölkerung Tomasias eine merkwürdige Verehrung genoß, die sich nach ihrem Tod in eine Art Heiligenverehrung steigerte. Diese Konstellation erlaubte es Chérie, den Aufstand mit unnachgiebiger Härte zu unterdrücken.

der mord

Am 22. Oktober 1963 um 8Uhr morgens hallte ein Schuss über den Platz der Republik vor dem Präsidentenpalast. Anne R. Chérie, die gerade aus ihrem acht Jahre alten Mercedes 300 SL, Überbleibsel aus La-Red-Zeiten, stieg, wie immer ohne jeden Personenschutz, traf eine Kugel am linken Arm. Augenzeugen zufolge soll sie sich voll dem Attentäter zugedreht und den zweiten Schuß, der durch das rechte Auge ins Gehirn drang, abgewartet haben. Ein Beobachter will sogar gehört haben, sie hätte gerufen: »Schieß noch mal, du hast nicht getroffen.« Auf der Stelle nach dem zweiten Schuß bewußtlos, starb Chérie einige Stunden später im Krankenhaus. Der Attentäter, von Passanten überwältigt und im Gerangel schwer verletzt, kam am Abend des Tages aus ungeklärten Gründen um; die Frage, ob er den Verletzungen erlag, Selbstmord beging oder umgebracht wurde, ist bislang nicht entschieden. Ebenso liegt sein Motiv im Dunkeln.

Die Biographie des knapp 40 Jahre alten Attentäters, Louis Enrique Mejia, läßt verschiedene Möglichkeiten offen. Anfang der 50er Jahre stand er für kurze Zeit in den Diensten La Reds, und zwar war er als ausgezeichnete Schütze bis in eine Einsatztruppe von El Cuchillero aufgestiegen. Da sich herausstellte, dass er ein schießwütiger Waffenfreak war, wurde er jedoch bald fallen gelassen. Mejia versank daraufhin im Alkohol. Es scheint sicher, dass er ab und zu Geld durch bezahlte Mordaufträge verdiente. Damit liegt es nahe, dass er das Attentat auf Chérie im Auftrag ausführte. Aber in wessen Auftrag? Für Mitte der 1950er Jahre sind Verbindungen zwischen Mejia und der amerikanischen Rauschgiftorganisation »Metro« nachgewiesen, der Organisation, die 1955 durch »La Red« stark gestützt wurde. Im Sommer 1963 gab es wohl eine Auseinandersetzung zwischen der wieder erstarkten »Metro« und einer der Nachfolgeorganisationen »La Reds«. Es wäre möglich, dass die »Metro« Chérie weiter

für den Kopf der Organisation hielt, entweder weil sie die Auflösung »La Reds« nicht zur Kenntnis nahm oder für einen Trick hielt. Doch beides ist nicht so übermäßig wahrscheinlich, da »eine Verbrecherorganisation des Ausmaßes der Metro gewöhnlich über gute Informationen verfügt« (Barbarajo, Occidente, 11. Mai 1981).

Ein anderer Auftraggeber könnte Ayes gewesen sein, der ehemalige Innenminister von Molina. Ayes lebte bis zu seinem Tode 1968 im Exil in der Republik Ossuor, von der aus und mit deren Hilfe er vergeblich eine Obstruktionspolitik gegen die tomasische Revolution versuchte. Es wäre auch denkbar, dass er persönliche Rachegefühle gegen Chérie hegte, von der er einst abhängig war. Mejia wird angelastet, 1956 im Auftrage von Ayes den kommunistischen Dichter Jesus Galindez im New Yorker Exil gekidnappt, nach Tomasia zurückgebracht und dort ermordet zu haben. Insofern bestünde eine Verbindung von Ayes zu Mejia. Diese Möglichkeit, das Attentat zu erklären, wird vom offiziellen Tomasia favorisiert. Je nach politischer Ausrichtung werden indirekt die USA oder Cuba (die UdSSR) beschuldigt hinter Ayes zu stehen. Doch Hufnagels gründliche Untersuchung hat ergeben: »Es gibt keine Anzeichen, dass Ayes in seinem Exil mehr als Traumschlösser baute. Der alte Mann war wahrscheinlich derartig senil, dass er zu keiner effektiven Tat mehr fähig war« (S. 261).

Es muss auch die Möglichkeit erwogen werden, dass Mejia auf eigene Faust arbeitete. Denn seine Familie stammt aus der nordwestlichen Region Tomasias, in der Chérie das Jahr vor dem Attentat einen Aufstand blutig niederschlug. Zwar sind keine direkten Verwandten Mejias bei dem Aufstand umgekommen oder sonstwie aufgefallen, aber er kann in dem Kampf alte Freunde verloren haben. Allerdings waren in dem Aufstand keine Personen involviert oder gefallen, mit denen Mejia in den letzten 20 Jahren seines Lebens Kontakt hatte. Er war auch seit 20 Jahren nicht mehr in der Gegend gewesen. Jedoch »können sich in dem verwirrten Gehirn des Betrunkenen aus früherer Zeit herrührende Ressentiments mit törichtem Lokalpatriotismus verbunden haben zu dem schrecklichen Mordgedanken« (Niño, S. 59). Ni-

ño bevorzugte diese Erklärung des Attentats, weil dessen Ausführung und die Tatsache, dass keine Versuche der Revolutionsgegner gemacht wurden, das Attentat politisch auszuschlachten, auf eine »nicht-professionelle, paranoide Motivstruktur schließen läßt« (Niño, ebd.).

Hufnagels Meinung, Chérie habe »ihre eigene Ermordung inszeniert« (S. 262) und zwar aus einer Mischung aus persönlichem Überdruß und politischem Kalkül, hat folgenden Gedanken gegen sich: »Wenn sie nur aus Überdruß hätte sterben wollen, hätte sie sich selbst getötet (das wissen wir alle, die wir sie kannten); wäre es ihr aber auch darum gegangen, politisches Kapital für die Revolution aus ihrem Tod herauszuholen, hätte sie eindeutiger Spuren ins Weiße Haus oder nach Havanna gelegt. Spuren, die die ganze Welt geglaubt hätte. Jeder, der ihre Arbeit mit La Red nur in Umrissen kennt, kann daran keinen Zweifel haben« (Barbarojo, Occidente, 31. 1. 1969).

Doch anscheinend ist als feststehende Tatsache hinzunehmen: Chéries Verhalten während des Attentats deutet darauf, dass sie sterben wollte, in jenem Moment. Selbst wenn sie den Attentäter nicht zum zweiten Schuß aufforderte, berichten alle Augenzeugen mehr als ein Dutzend, dass zwischen den Schüssen genügend Zeit verstrichen sei um sich' fallen zu lassen. Chérie war ja solche Situationen gewohnt. »Nachdem ich Ovos letzte Aufzeichnungen gelesen habe«, schreibt Lauren Jackson (S. 59), »bin ich ganz sicher Anne hing nicht mehr am Leben.« Ovos Aufzeichnungen, auf die Jackson sich stützt, entstanden unmittelbar vor der eigenen Ermordung, vielleicht am ersten oder zweiten Tag der gemeinsamen Reise nach Valverde im nordwestlichen Krisengebiet. Der Stil der Notizen liest sich wie der Entwurf für einen Brief, »der jedoch niemals abgeschickt wird« (Henríquez):

»Wie hast Du Dich nur verändert Chérie! Wo ist die Anne die ich so gehaßt und so geliebt habe? Du scheinst mir aus dem Kühlhaus zu kommen, aus der Leichenhalle. Was hast Du mit Dir gemacht? was haben sie mit Dir gemacht? Das Land blüht und blüht und blüht, abgesehen von diesen kleinen Schwierigkeiten, die wir überwinden werden; die Menschen sind

überall am Werk, Du hast sie befreit, Du hast uns alle mitgerissen und überzeugt, – aber hast Du denn keinen Funken Hoffnung mehr in Dir? Warum? Wenn ich nur wusste, was ich tun könnte für Dich! Nein, Du bist nie für diese Welt bestimmt gewesen, Du bist zufälliger Gast und hast nie eine Chance gehabt, dazuzugehören. Was mir bleibt, ist, Dich im Stillen zu beweinen und – weiterzukämpfen« (S. 219).

Ironie des Schicksals: Ein anonymen Künstler malte vor einem unbeschreiblich kitschigen ländlichen Idyll Claire Ovo und Anne Chérie als händchenhaltende Kinder, die beiden Frauen, die im Leben nicht zueinander fanden. Das von der politischen Spitze des Landes einhellig abgelehnte Bild wurde tausendfach gedruckt und hängt heute noch in vielen Wohnzimmern der einfachen Land- und Stadtbevölkerung neben einer Jesus-, Maria- oder Papstdarstellung.

Kurz vor ihrer Ermordung, im September, hatte Chérie ihre einzige Rede im Ausland auf der UN-Generalversammlung gehalten, die nun zu ihrem »politischen Testament« (Jefeliejo) wurde. Die Rede verfaßte Chérie aufgrund von Vorlagen, die Barbarojo, Jefeliejo und Hombueno schrieben:

»Meine Herren! Niemand von Ihnen kann erwarten, dass ich die Meinungen wiederhole oder zusammenfasse, die über die internationale Ordnung und über die Unterentwicklung weiter Teile der Welt verbreitet sind. Ich vertrete an diesem Ort ein Land, das an einer anderen internationalen Ordnung teilnimmt als sie hier vertreten ist: die internationale Ordnung des freien Vertrages, des freien Handels, der menschlichen Begegnung und gegenseitigen Hilfe. Sie existiert unterhalb oder außerhalb der nationalen und internationalen Militärsysteme, die sich »vereinigen«, um die gegenseitige Zerstörung wenigstens zu zügeln, dabei die Zerstörung der Völker, ihrer Arbeit, ihres Handels und ihrer Freundschaft effektiver betreiben zu können.

Die in diesem Haus vereinigten Nationen werden durch drei Machtbewegungen bestimmt, an denen die Revolution keinen

Anteil nehmen will: Da sind zunächst zwei imperialistische Blöcke, von denen der eine stark und aggressiv ist, aber immerhin eine gewisse Freiheit duldet, während der andere schwach und defensiv sich gebärdet, aber kaum Luft zum Atmen den Menschen läßt. Ich spreche, wie Sie sich denken können, von den USA und der UdSSR, der NATO und dem Warschauer Pakt. Die dritte Machtbewegung ist erst im Keimen. Unter den Schlagwörtern der ›Entkolonialisierung‹ und der ›Neutralität‹ entstehen nationale Systeme mit internationaler Wirkungsrichtung. Die politische Anlehnung der Neutralen an den Sowjetblock und die Forderung nach sog. ›Entwicklungshilfe‹ aus dem Westen oder aus dem Budget der hauptsächlich westlich finanzierten UN ergeben eine Kombination aus dem Schlechtesten beider Welten. Die Ideen der Entkolonialisierung und der Neutralität gebären einen Superkolonialismus und eine Verewigung der Blocklogik.

Noch sind die Machtbewegungen nicht am Ende. Die Völker Asiens haben vielleicht kaum noch zehn Jahre, die Völker Afrikas eher zwanzig Jahre vor sich, in denen die Krise, die die Verstaatlichung der Wirtschaft mit sich bringt, noch nicht lebensbedrohlich wird; die Planwirtschaften des Ostens werden auch kaum mehr als zwanzig Jahre brauchen, um ihre Ressourcen zu ruinieren; die Krise der westlichen Teilplanwirtschaften mag dreißig Jahre auf sich warten lassen, bis sie zur Umkehr zwingt. Aber noch vor Ende des Jahrhunderts wird die Frage nach dem Rückfall in Barbarei neu gestellt. Unmißverständlich heißt es dann: Kapitalismus oder Barbarei. Aufgrund besonderer historischer Umstände ist die tomasische Revolution verfrüht, und bis in die 80er Jahre hinein wird sie isoliert bleiben. Aber dann, meine Herren, wird ein neues Kapitel im antikolonialen Kampf aufgeschlagen, das Kapitel des Kampfes der Gesellschaft, der Wirtschaft, der Freiheit gegen die Kolonialisierung durch den Staat.

Die tomasische Republik hat sich vom Moment der Revolution an von aller Möglichkeit, Entwicklungshilfe zu bekommen oder Kredite unter besonderen Bedingungen zu beanspruchen, abgeschnitten, indem wir die Rückzahlung der von der

alten Regierung aufgenommenen Kredite und Schulden ablehnten. Dennoch klagt unsere Wirtschaft nicht über Geld- oder Kreditmangel. Unsere Entwicklung ist nicht ungesund boomartig wie in einigen anderen Ländern, sie ist langsam und solide. Wir kennen extremen Reichtum, obwohl bei uns nie so extremer Reichtum herrschen wird, wie ihn diejenigen genießen, die an staatliche Funds herankommen, etwa die in diesem Saal versammelten Diplomaten; unsere Reichen sind durch den Markt reich, durch die Tatsache, dass sie Leistungen anbieten, die die Mitmenschen honorieren. Aber es gibt bei uns, nur zwei Jahre nach der Revolution, kaum noch echte Armut und das ohne jede Umverteilung, die zukünftige Krisen vorbereitet.

Wir werden nie an den internationalen kostenaufwendigen Bemühungen teilnehmen, zwischen den Blöcken oder zwischen verfeindeten Nationen zu »vermitteln«, Frieden zu stiften oder Abrüstung zu erlangen. Wir ersehnen wie alle aufrichtigen Menschen auf der Welt Frieden. Doch der Frieden wird nicht erreicht durch staatliche Organe, die zum gleichen Körper gehören wie die Mittel des Krieges. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika waren ein ziemlich freies Land, ein leuchtendes Vorbild für die Welt, Hoffnung der Unterdrückten und Entrechteten, bevor sie anfangen, sich als Weltpolizist aufzuspielen.

Heute werden Sie, meine Herren, noch nicht viel mit meinen Worten anfangen, ja, wie ich sehe, schütteln Sie die Köpfe und haben das Lächeln des Tyrannen auf den Lippen. Aber der Tag wird kommen, an dem Sie mit Schrecken sich meiner erinnern werden. Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit« (Gesammelte Reden..., S. 97ff).

Jefeliejo, der Chérie auf ihrer einzigen außenpolitischen Reise begleitete, hatte nach eigenen Worten »bis zuletzt gehofft, ihr nahezu legen versucht, dass sie eine versöhnlichere Linie einschlagen, dass sie den Weg für die Tomasische Republik in eine Lage freimachen würde, in der wir Mittler in Sachen Frieden, Antikolonialismus und Freiheit seien, gleichsam eine Brücke zwischen

der Blockfreien-Bewegung und dem Westen schlagen könnten. Chérie hatte Barbarojos Wunsch, der UNO eine Lektion in ›wahrer Ökonomie‹ [economia veraz] zu geben, von vorn herein als ›Zeitverschwendung‹ abgetan. Meinen Vorschlag erklärte sie für ›unethisch‹: Mit solchen Leuten, die in New York sich als die Führer der Welt aufspielten, könne man sich nicht einlassen, ohne selbst ein Schwein [cerdo] zu werden. Sie folgte weitgehend Hombuenos Idee, die eigene Außenseiterposition politisch zu übersteigern; doch wählte sie ihre eigenen Worte, reduzierte die wortreiche Pathetik Hombuenos auf eine knarrende Analyse, die mir heute [1980], nach langen bitteren Erfahrungen, richtiger denn je vorkommt. Unser Weg führt über die Revolution der Völker, nicht über halb wahre oder ganz falsche Regierungsgeschäft« (in: Chérie, Gesammelte Reden..., S. 11f).

Nicht nur Jefeliejo brauchte Zeit, um die Botschaft Chéries voll zu erfassen. Erst in den 80er Jahren beginnt die Tomasische Revolution einen Appeal auf die Völker der Erde auszuüben. Der »Chérieismus« schickt sich an, eine weltweite Bewegung zu werden. Nicht unerheblich zu dieser Entwicklung trug der Erfolg der amerikanischen chérieistischen »Libertarian Party« bei, die Lauren Jackson 1971 zusammen mit dem Dichterphilosophen Paul Goodman (Bruder des Architekten Percival, der die Chérie-Villa entworfen hatte) und dem radikalliberalen Ökonomen Murray N. Rothbard gründete.

Gleich nach Chéries Tod begann ein politischer Machtkampf zwischen Jefeliejo und Borrego um die Nachfolge. Übergangsweise wurde Errico Gatablanco Chéries Nachfolger. Doch bereits im Februar 1964 stand fest, dass Borrego keine reale Chance hatte: Da er langjähriger Minister unter Molina gewesen war, wäre er kaum von der Mehrheit der Bevölkerung akzeptiert worden. Jefeliejo führte das Amt bis 1967 in der unbestimmten Weise fort, in der Chérie es hinterließ. Ab 1968 wurde der Präsident der Republik durch ein kleines 51-köpfiges Parlament auf 5 Jahre gewählt. Die ersten Parlamentswahlen fanden im Winter 1967 statt. Bis zu seinem freiwilligen Rückzug aus der Politik 1979 war Tomaso Jefeliejo unbestritten der erste Mann der Republik. Durch eine unaufdringliche und stetige Politik, durch

landesväterliches Charisma und informierte Beharrlichkeit hatte es Jefeliejo zu großer Popularität gebracht.

Die Politik des Landes wird bestimmt durch die beiden losen Wahlbündnisse (»Parteien«) der »Konstitutionalisten« Borregos und der »Antikonstitutionalisten« Jefeliejos. Dabei haben sich recht eigenartige Kombinationen ergeben: Den Hauptteil der »Konstitutionalisten« bilden die Konservativen um Borrego, die wirtschaftsliberale Gedanken mit dem Wunsch verbinden, in sozialen und kulturellen Fragen »mehr Autorität des Staates einzusetzen, um die Zügellosigkeit zu unterbinden und der echten Freiheit die Stange zu halten« (La Patria, 23. 11. 1967). Die nach der militärischen Niederlage im Nordwesten völlig zerstreuten Sozialisten rufen ebenfalls zur Wahl der »Konstitutionalisten« auf. Auch der Anarchist Barbarojo neigt überraschenderweise dieser Partei zu. Gemeinsam ist den drei Richtungen, dass sie eine Verfassung für die Republik ausgearbeitet sehen möchten. Völlig uneinig sind sie sich über die Art der Verfassung. Die Konservativen wollen in ihr die Grenzen der Freiheit festgelegt sehen; die Sozialisten, denen sich ungebeten auch der ehemalige Molina-Minister Danurte zugesellte, fordern, die soziale Verantwortung des Staates zu definieren; während Barbarojo eine eindeutige Begrenzung des Staates in die Verfassung schreiben will.

Die »Antikonstitutionalisten« sind sich dagegen einig, dass eine »gewöhnheitsrechtliche Entwicklung den Prinzipien der Revolution am angemessensten« sei (El Espectador Nuevo, 14. 11. 1967). Das eine Extrem der »Antikonstitutionalisten« bildet Marguerite Jauve, die sich eine »zunehmende Verrechtlichung durch Gewohnheitsrecht« im Staat erwartet (El Espectador Nuevo, 3. 12. 1967); während das andere Extrem von Gatablanco und Hombueno markiert wird, die »in jeder Verfassung den Keim des sich totalisierenden Staates« erkennen und dem Gewohnheitsrecht nachsagen, es sei »tendenziell in Gesellschaft aufgelöster Staat« (Occidente, 15. 12. 1967). Jefeliejo nimmt eine Stellung zwischen diesen Extremen ein, verhielt sich als Präsident jedoch fast »überparteilich« (in seinen Kabinetten war stets Borrego vertreten und Danurte fungierte als wichtiger Bremser im Sozialministerium Jauves). Im großen Ganzen ist die Partei

der »Antikonstitutionalisten« homogener als die der »Konstitutionalisten«. In den meisten tagespolitischen Fragen unterstützt die Barbarojo nahestehende Fraktion (Barbarojo selbst läßt sich aus prinzipiellen Erwägungen heraus nicht ins Parlament wählen) die »Antikonstitutionalisten«, während Jauves Fraktion selten Initiativen der »Konstitutionalisten« mit trägt.

Für die Bevölkerung ist die Politik, die in ihrem täglichen Leben kaum eine Rolle spielt, eher uninteressant. Die Wahlbeteiligung betrug 1967 immerhin 58%, 1971 nur noch 21%, 1975 25%, 1979 28% und 1983 23%. Die politischen Tageszeitungen »Occidente« (überparteilich chérieistisch, halb-staatlich), »La Patria« (konservativ-konstitutionalistisch) und »El Espectador Nuevo« (antikonstitutionalistisch) können sich denn auch nicht selbst tragen, sind auf Zuschüsse und Spenden angewiesen.

die tomasische republik: standpunkte

Vierzig Jahre revolutionäres Tomasia: Wie steht es um das »Chéricistische« Experiment? Was sind die Probleme? Was sind die Errungenschaften? Im folgenden sind unter den Stichworten »Staat«, »Recht«, »Wirtschaft« und »Kultur« einige Ansichten aus jüngster Zeit zu diesen Fragen gesammelt.

staat

Newsweek (anonym). Anlässlich des Papst-Besuchs in Tomasia im Spätsommer 1984, währenddessen er den »Neothomismus« heftig kritisierte und Pablo Hombuenos Exkommunikation ankündigte (mehr dazu unter »Kultur«, Ansicht von Hombueno), veröffentlichte »Newsweek« eine Titelstory über die Tomasische Republik. Unter dem Titel »Where Is the State of Tomasia?« war dort folgende separate Kolumne eingerückt:

»Eine lexikalische Beschreibung des tomasischen Staates würde wenig Aufsehen erregen: »Präsidential-Demokratie, der Präsident wird von einem alle 5 Jahre gewählten 51-köpfigen Parlament (Mehrheitsprinzip) bestimmt. Der Präsident ernennet die Minister: der Präsident muss die Politik des Kabinetts vor dem Parlament vertreten, das Kabinett ist dem Parlament nicht verantwortlich. Es existiert keine geschriebene Verfassung; die Regeln der Politik bilden sich nach angelsächsischem Vorbild gewohnheitsrechtlich heraus. Wichtigste Parteien: Konstitutionalisten, konservativ, die ihren Namen aus der Forderung nach geschriebener Verfassung ableiten, und Antikonstitutionalisten, progressiv, die das bestehende Gewohnheitsrecht verteidigen. Verteidigung: Freiwilligen-Ar-

mee (1984: 12000 Männer und Frauen; Frauenanteil ca. 13%); oberster Befehlshaber ist der Präsident. Währung: Parallelwährung Gold und Platin in Gewichtseinheiten und US-Dollar. Hinter einer solchen formalen Beschreibung verschwindet allerdings die Frage, ob es in Tomasia tatsächlich einen Staat im üblichen Sinne gibt.

Gibt es in Tomasia einen Staat? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir wissen, was ein Staat ist. Ein Staat sei, so sagt Semms Wörterbuch, »eine Sozialordnung, durch die ein Volk auf abgegrenztem Gebiet durch monopolisierte Hoheitsgewalt [monopolized suprem Authority] zur Wahrung gemeinsamer (ideeller und materieller) Güter verbunden ist«. Gibt es in Tomasia eine »monopolisierte Hoheitsgewalt«?

Da gibt es einen Präsidenten, Aber woher nimmt er die Hoheitsgewalt, um seine Entscheidungen durchzusetzen? Keine Verwaltung kann seine Bestimmungen ausführen, denn es gibt keine staatliche Verwaltung (ausgenommen eine sehr kleine halbstaatliche Verwaltung zur Verteilung von Sozialleistungen), es gibt nichts zu verwalten: Straßen, Polizei, Wasserversorgung, Erziehung usw., in anderen Ländern staatliche Verwaltungsaufgaben, werden von privaten Unternehmern besorgt, und solche Dinge wie Bauplanung oder Bau- und Feuerpolizei gibt es nicht. Das einzige Machtinstrument, mit dem der Präsident seinen Entscheidungen Nachdruck verleihen kann, ist eine kaum mehr als 100 Mann zählende paramilitärische Truppe – bei einer Bevölkerung von ungefähr 10 Mio. Einwohnern kein beeindruckendes Zeugnis »monopolisierter Hoheitsgewalt«. Die Armee, so sagt das ungeschriebene Gesetz von Tomasia, darf nie bei innenpolitischen Auseinandersetzungen eingesetzt werden; sie dient ausschließlich der Landesverteidigung.

Der Präsident ist auf die Zustimmung der Bevölkerung angewiesen. Er ähnelt mehr dem einen Konsens ausdrückenden indianischen Stammeshäuptling denn einem modernen Staatsmann. Im Falle eines Konfliktes des Präsidenten mit einem Bürger oder einer Gruppe von Bürgern kann dieser ein privates Gericht anrufen; das ungeschriebene Gesetz bestimmt,

dass nie eins der wenigen staatlichen Gerichte den Disput zwischen Regierung und Bürgern übernehmen darf. Die privaten Gerichte entscheiden aufgrund von Gewohnheitsrecht, nicht von positiven Gesetzen. So ist die Steuererhöhung von 4% auf 5,5% im Jahre 1981 daran gescheitert, dass private Gerichte in ihrer Mehrheit Steuerverweigerern gegen den Staat recht gaben.

Sollen wir uns darüber wundern, dass Tomasia auch ohne Staat im üblichen Sinne nicht im Chaos versinkt? Vielleicht nicht. Der profilierteste Vertreter chérieistischer Ideen in diesem Land, Murray Rothbard, erinnert uns: »In vielem entspricht die Tomasische Republik den ersten Jahrzehnten der Vereinigten Staaten von Amerika nach der Revolution, jedenfalls dem Ideal der Republik, wie es Thomas Jefferson und manche seiner unbekannteren, radikaleren Freunde sahen.«

Tomaso Jefeliejo. In einer Rede vor dem Parteitag der Antikonstitutionalisten zur Vorbereitung der Wahl 1983 zog Jefeliejo folgendes Resümee (Auszug):

»Freunde! Ein langer Weg liegt hinter uns, aber ein noch längerer Weg liegt vor uns, vor unseren Nachfahren: Den Weg bestimmt die große Aufgabe, der Freiheit ein inneres Gerüst zu geben. Es ist ein Fehler – ihr wißt von wem – zu glauben, das Gerüst könne um die Freiheit herum gebaut werden; das Gerüst muss von innen heraus wachsen.

Wir beklagen uns nicht: Der Weg ist nicht so beschwerlich. Wir essen schon heute die Früchte der Freiheit, und sie geben uns die Kraft und das Vertrauen, den Weg weiterzugehen.

Was haben wir erreicht? Ich brauche euch nicht zu sagen, dass in unserem Land die größte wirtschaftliche, politische und kulturelle Freiheit, die die Welt je gesehen, existiert, brauche euch nicht zu sagen, welches Glück diese Tatsache für unser Volk bedeutet, wenn es auch nur das irdische Glück ist, das vom Auf und Ab des Schicksals bestimmt wird, nicht das paradisesische Glück unendlicher Harmonie und Liebe. Die iridi-

sche Liebe bricht bisweilen entzwei; aber Glück in solchem Unglück bedeutet es, wenn nicht törichte Gesetze oder bornierte Gewohnheiten dem Auseinandergehen des Auseinandergegangenen entgegen stehen.

Dem größten Teil des Volkes erscheint unsere Aufgabe, das Gerüst für die Freiheit zu zimmern, wenig interessant, ja überflüssig zu sein. Für eine solche Ansicht soll niemand kritisiert werden (Beifall). Ich kritisiere niemanden, der sich um Politik nicht kümmert, sondern dem Glück der Mitmenschen oder dem eigenen Glück sich widmet.

Aber, meine Freunde, wir, wir Wenige, wissen, dass unsere Aufgabe notwendig ist, dass wir unseren Weg weitergehen müssen. Die irdische Freiheit ist nicht mit der paradiesischen Harmonie gesegnet. Es gibt Konflikte. Manche, nein: die meisten Konflikte lösen sich im Vollzug des alltäglichen Lebens selbst. Einige enden tragisch. Aber es gibt Konflikte, das wissen wir aus der Geschichte, die sich fortfressen und das Volk und die Freiheit zu zerstören drohen, wenn sie nicht auf eine weise Art beigelegt werden.

Es ist nicht weise, eine große und teure Polizei zu haben, mit der sich moderne Staaten in aller Welt schmücken; sie zerstört mehr als sie heilt. Aber es ist weise, über eine kleine Truppe zu verfügen, die in Fehde ausartendem Rechtsstreit Einhalt gebietet, die keimenden Bürgerkrieg erstickt. Es ist nicht weise, eine Regierung zu haben, die den Menschen in ihre Angelegenheiten dreinredet, die eine waffenstarrende Polizei und Armee zur Hand hat, jederzeit zum Bürgerkrieg bereit; eine solche Regierung schafft Konflikte, legt sie nicht bei. Aber es ist weise, eine Regierung zu haben, die berät, die internationale Angelegenheiten regelt, die eine Armee befiehlt, um die Grenzen und die Freiheit der Bürger zu schützen.

Zwanzig Jahre sind keine lange Zeit. Und doch haben wir diese weisen Einrichtungen, während wir die unweisen Degenerationen vermeiden konnten. Aber diese weisen Einrichtungen arbeiten nicht von selbst, automatisch, gut. Wir müssen lernen, in und mit ihnen gut zu arbeiten. Wir haben viele Fehler gemacht und werden noch viele Fehler machen, bis wir ei-

nes Tages der Freiheit gewachsen sein werden: das ist unsere Aufgabe und das ist unser Weg« (Politica a la revolución, S. 183ff).

Benjamino Barbarojo. Zum 20. Jahrestag der Revolution am 11. Mai 1981 verfaßte Barbarojo eine große Studie für den »Occidente« über die Entwicklung des chérieistischen Experiments. Ich zitiere aus dem selbstkritischen Schluss:

»Bei allen Errungenschaften der Revolution, die ich an dieser Stelle nicht nochmals wiederholen muss, da jedem Leser klar geworden sein dürfte, wie ich zur Revolution stehe, sind doch Fehler zu beklagen, deren Korrektur notwendig, jedoch leider politisch im Augenblick nicht durchsetzbar ist. Die Fehler liegen nicht in den Prinzipien der Revolution, sondern darin, dass die Prinzipien nicht streng genug befolgt werden. Die drei Hauptfehler sind:

1. Rechtsdualismus. Manche unserer Freunde haben es als großen Sieg und große Hoffnung gefeiert, dass die diesjährig verfügte Steuererhöhung um 1,5% an den Arbitros gescheitert ist, die sie für »unbillig« erklärten. Aber ich frage mich, wieso Arbitros sich bereit finden, 4% Steuern zu akzeptieren, Pfändungen gegen Resistente zu verhängen, die bislang von keinem Arbitro als unrechtmäßig verurteilt wurden. Kein Privatmann darf, wie die Regierung, ohne Kontrakt, ohne Übertrag von Eigentumsrechten, von Mitmenschen Gelder erheben, und entsprechende Pfändungsanträge würden bei jedem Arbitro auf Gelächter stoßen. Wo ist das Gelächter, wenn Staatsbeamte Steuerverweigerer verklagen? Hier liegt ein Rechtsdualismus zugrunde, der nie über das Gewohnheitsrecht besiegt wird, weil der Dualismus eine lange »Gewohnheit« hinter sich weiß, sondern nur über einen unmißverständlichen Verfassungsgrundsatz: Alle nichtkonsensuellen Handlungen sind kriminell.

2. Korporativstruktur. Bei der Privatisierung der Dienstleistungsstruktur sind schwerwiegende Unregelmäßigkeiten aufgetreten. Auch die Entprivilegierung der Berufsgruppen war

nicht vollständig. Beides resultierte in eine, wie unsere unvergessene Freundin Claira Ovo sagte, »Reprivilegierung«. Die Reprivilegierten – einige Berufsgruppen und die »Privat«-Monopolbesitzer von Versorgungsgütern – haben mit der Regierung eine korporative Struktur gebildet. Insbesondere ist die Chérie-Bank zu einer Quasi-Zentralbank geworden, die in Absprache mit der Regierung Steuerungsfunktionen übernimmt; dafür werden ihr rechtswidrig Gelder aus dem Hungerhilfe-Fond eingelagert, mit denen sie, weil sie die Auszahlung mit beeinflussen kann, eine Teilreservepolitik treiben kann. Der erste Schritt zur Eindämmung der Gefahr, die von der Korporativstruktur ausgeht, wäre Abschaffung der überflüssigen Hungerhilfe; dann Aufhebung der Berufsprivilegien, dann Abschaffung der Steuern und der Regierung: nur dann wird sich unsere Theorie, dass Monopole sich auf dem Markt von selbst auflösen, bestätigen können.

3. Lokaltyrannei. Die Revolution hat nur in bezug auf den Zentralstaat stattgefunden. Die Gemeindeebene haben wir zu lange vernachlässigt. Was unser Freund Hombueno so enthusiastisch als »dezentrale« Sozialorganisation preist, ist in Wahrheit vielerorts nichts als lokale Tyrannei. Gemeinden besitzen weiter Land und Dienstleistungsbetriebe, mit denen sie Politik betreiben; die Gewohnheit läßt vielen Gemeinden Rechte zum Eingriff in persönliche Dinge wie Gestaltung eines Hauses - das Gewohnheitsrecht schützt diese Lokaltyrannei. Dabei ist es unerheblich, ob die Gemeinden, wie es nur in der Minderzahl der Fall ist, demokratisch »legitimiert« sind oder, wie meistens, als scheinbarer »Privat«-Besitz geführt werden.

Meine Schlußfolgerungen sind nicht bitter. Wir haben viel erreicht. Ich befürchte nur, dass einige Entwicklungen das, was wir erreicht haben, wieder gefährden. Und darum sage ich: der Staat muss sterben, weiter sterben, solange bis er ganz tot ist, damit wir leben können.«

F.-J. Mästmarker. Der bundesdeutsche Ordo-Liberale Franz-Jochen Mästmarker schreibt anlässlich der deutschen Veröffentlichung von Chéries »Gesammelten Reden« 1980 eine Kritik unter dem Titel »Vom Bürgerkrieg als Utopie«. In seinem Artikel bezieht er sich mehr auf Barbarojos Einleitung denn auf Chéries Reden. Seine Quintessenz:

»Barbarajo betrachtet Recht und legitime Gewalt nicht als öffentliche, sondern als private Güter. Hier wurde sich zur Aufgabe gemacht, die Marxsche Kapitalismuskritik als Idylle zu entlarven. Bei Marx rasen nur die anonymen Kapitale, und der Krieg aller gegen alle wird als Metapher für die wirtschaftliche Konkurrenz verwendet; in Tomasia darf scharf geschossen werden« (in: Ordo, S. 106f).

Marguerite Jauve. Im »El Espectador Nuevo« legte Jauve am 18. 10. 1984 eine Analyse des tomasischen Rechtssystems vor. Dort heißt es u. a.:

»Die Vorstellung vom Wilden Westen als eine Schießwütigen-Idylle ist von der historischen Forschung bereits widerlegt und es ist nachgewiesen worden, dass die Okkupation des Rechts durch den Staat nicht von dem Motiv des Friedens geleitet wurde. In den mehr als 20 Jahren der tomasischen Revolution hat sich aber mehr gezeigt als das Vorhandensein eines funktionierenden Naturrechts der Wild-West-Prägung; es zeigte sich, dass das Naturrecht zu einem funktionierenden Rechtssystem führen kann, in welchem Rechtssicherheit, Revisionsrecht und relative Sicherheit vor Justizirrtum institutionalisiert werden. Das tomasische Rechtssystem hat folgende Charakteristika, die es als gelungenes und vorbildliches Experiment ausweisen:

(a) geringe Delikthäufigkeit, bedingt durch

1. enge Interpretation dessen, was ein Delikt sei. Als Delikte

gelten Handlungen, die praktisch allen Menschen im »spontanen Gewissen« (Kant) kriminell erscheinen; politisch gesagt, Handlungen, die gegen die Eigentumsrechte anderer verstoßen. Damit fällt die Last weg, die die moralisierende Gesetzgebung der Gesellschaft aufbürdet, nämlich sich um Dinge zu kümmern, die die Gesellschaft nichts angehen.

2. hohe Aufklärungsrate solcher Delikte, die wirklichen Schaden anrichten, während auf die Aufklärung von nicht oder nicht stark schädigenden »Delikten« kein Geld und keine Zeit aufgewendet wird. Konkurrierende Polizei und Bezahlung nach Erfolg führen zu diesem Phänomen.

(b) hohe Rechtssicherheit, bedingt durch

1. klare Interpretation, was ein Delikt sei, nämlich wie oben (a.l) Es gibt nur wenige Fälle, in denen einem Handelnden nicht klar ist, ob er das Eigentum eines anderen widerrechtlich benutzt oder nicht. Bei keinen anderen Handlungen braucht er Angst zu haben, verfolgt zu werden, wie dies in Systemen mit positivem Recht so oft der Fall ist.

2. Verklagbarkeit aller Rechtsorgane bei unabhängig von den verklagten Organen existierenden Rechtsorganen. Richter richten nicht über Richter, die dem gleichen Arbeitgeber verpflichtet sind und die eine berufsständische Haltung herausbilden, sondern Konkurrenten treffen aufeinander. Polizisten genießen keine Privilegien, vielmehr werden ihre Gewalt-handlungen mit besonderem Mißtrauen begutachtet.

(c) situative Gerechtigkeit, bedingt durch

1. Anbindung der Klageerhebung an die Klage des Opfers. Es gibt keine hoheitlichen Rechte, einen Menschen zu verklagen, wenn niemand sich als Opfer fühlt und sein Opfersein beweist.

2. Anbindung der »Strafe« an den Schaden, den das Opfer genommen hat. Alle Leistungen des Täters kommen dem Opfer zugute. Es gibt keine »abstrakte« Strafe, die etwa Freiheit entzieht, nicht um dem Opfer zu seinem berechtigten Regreß zu verhelfen, sondern den Täter zu »bestrafen«. Die Trennung von Täter und Opfer durch den Staat, der den Täter bestraft und das Opfer versorgt, ist der Tod der Gerechtigkeit.

Aus dem Punkt c.1 ergibt sich, dass ich gegen das augenblickliche Homesteading-Prinzip bei Mord Einwände habe. Mord wäre berechtigterweise eine hoheitliche Angelegenheit der staatlichen Gerichte; wobei, soweit vorhanden, Angehörige oder enge Freunde als Nebenkläger und Empfänger des Regresses zugelassen sein müssten. Abgesehen von diesem einen Punkt hat mich erst die Praxis des tomasischen Rechts gegen meine frühere theoretische Position überzeugt, dass private Rechtsfindung möglich und der staatlichen Rechtspflege überlegen ist.«

Errico Gatablanco. Einen anderen Aspekt des tomasischen Rechts beleuchtete Gatablanco vor einer Gruppe von europäischen Umweltschützern, die sich Anfang 1984 in Tomasia über die dortige Auseinandersetzung mit der Ökologie-Problematik informierten wollten (dokumentiert in: Natur, Mai 1984; Ausschnitt):

»Verehrte Damen und Herren! Zur Vorbereitung unseres Treffens habe ich mich ein wenig in die Argumentation europäischer Ökologen eingelezen. Es scheint mir keine Karikatur zu sein, wenn ich aufgrund der üblichen ökologischen Argumentation folgende Hypothese formuliere: Ein Land, das wie die Tomasische Republik von radikalem Kapitalismus gekennzeichnet ist, kann aufgrund ungezügelmten individuellen Streben nach privater Gewinnmaximierung ein kollektives öffentliches Gut wie Umwelterhaltung nicht erreichen.

Diese Hypothese läßt sich, so meine Behauptung, in Tomasia empirisch widerlegen. Die Hypothese vergißt, dass Liberalismus nicht nur eine Wirtschaftsordnung der Gewinnmaximierung ist, sondern auch und vor allem eine Rechtsordnung, die auf Achtung vor dem Eigentum anderer beruht. In meinem Land ist Umweltverschmutzung stets Verschmutzung von jemandes Eigentum. Wenn der Besitzer des verschmutzten Eigentums etwas gegen die Verschmutzung hat, so kann er gegen den Verschmutzer auf Unterlassung, auf Regreßzahlung

oder auf Zahlung einer Gebühr für die Erlaubnis der weiteren Verschmutzung klagen.

Wie das tomasische Rechtsprinzip in der Frage der Umwelt funktioniert, kann ich Ihnen an der Entwicklung unseres Straßenverkehrs erläutern. Als Sie vom Santo Tomás International Airfield in die Stadt gefahren sind, benutzten Sie »Jitney Transit«, eine Einrichtung, die nach der Idee des US-Amerikaners David Friedman 1978 aufgebaut wurde; übrigens gegen den Widerstand der Taxifahrer, die seitdem einen schweren Stand haben. Jitney Transit ist ein Zwischending zwischen Taxi und Trampen. Jeder Autofahrer kann gegen eine geringe Gebühr die Infrastruktur von Jitney Transit benutzen und sich auf seinen Fahrten durch die Stadt etwas dazuverdienen, wenn er bei den Jitney-Stops Passagiere aufnimmt. Er fährt seine normale Route und setzt seinen Passagier an dem letzten Stop ab, der noch auf dessen Weg liegt.

Sie haben gesehen, wie gut das selbst für Fremde klappt, die sich nicht in der Stadt auskennen. Über den Jitney-Funk bekommt jeder Fahrer Informationen, wie weit sein Weg mit dem seiner Gäste übereinstimmt. Einen so billigen Transport bekommen Sie nirgendwo sonst in der Welt. Aber entscheidend ist: In Santo Tomás ist die Verkehrsdichte fast dreiviertel geringer als einer vergleichbaren lateinamerikanischen Stadt; dagegen ist die Mobilität der Gesamtbevölkerung höher.

Nun, warum nimmt fast jeder Autobesitzer von Santo Tomás die Mühen auf sich, die mit einem Anschluß an Jitney Transit verbunden sind?

Es gibt dafür einen sehr gewichtigen Grund:

Autofahren ist bei uns verdammt teuer und das, obwohl wir weder Steuern auf Benzin noch Automobile erheben. Die Straßen unseres Landes sind zum größten Teil Privatbesitz. Sie finanzieren sich über Zahlungen der Autofahrer entsprechend ihrer Kilometerleistung. Die drei wesentlichen Straßenunternehmungen von Santo Tomás haben eine Regelung gefunden, die Mauterhebung an den Übergängen zwischen den Eigentümern überflüssig macht. Ausgenommen sind nur einige Spezi-

alstraßen und Straßen in Wohnvierteln, die nur den Anwohnern offen stehen. Wer nicht Auto fährt, bezahlt nicht für Straßenbau und Straßenerhaltung.

Aber mehr noch: Schon in den 60er Jahren, zu Beginn der Revolution, haben unsere Gerichte, deren einziger Rechtsgrundsatz der Schutz des Eigentums ist, festgestellt, dass die Eigentümer der Straßen haftbar sind für Lärm- und Abgasbelästigung. Das ist für uns nur logisch: Von wessen Eigentum eine Schädigung auf ein anderes Eigentum wirkt, der ist regresspflichtig, auch wenn die aktuelle Schädigung durch einen Dritten verursacht ist; doch dieser Dritte, also in unserem Falle der Autofahrer, benutzt das Eigentum, also die Straßen, aufgrund der von dem Besitzer verfügbaren Bedingungen. Der Besitzer ist in der Lage, die Bedingungen zu ändern, die Schädigung zu unterbinden.

Diese Regelung hat in zwei Richtungen geführt: Früher als überall auf der Welt sind bei uns Einschränkungen der Fahrpraxis mit Hinblick auf Umweltschutz erlassen worden; die dennoch vom Verkehr ausgehende Belästigung hat die Straßenbesitzer zu hohen ständigen Regresszahlungen gezwungen, die sie den Autofahrern in Rechnung stellten. Der Preis des Autofahrens stieg dermaßen, dass eine explosionsartige Vermehrung des Straßenverkehrs, wie sie in anderen Ländern stattfand, ausgeschlossen war.

Auch dem Ausbau des Straßennetzes sind Grenzen gesetzt. Zum einen haben wir hier kein Enteignungsrecht »im öffentlichen Interesse« mehr. Keine Straßenplanung kann mehr gegen den Willen der Grundstückseigentümer durchgesetzt werden. Zum anderen sind die ökologischen Veränderungen, die Straßenbau eventuell verursacht, regresspflichtig. Gerade vor einigen Wochen hat die größte Straßenbetreiberin, die A.P., den Plan einer großangelegten Umgehungsautobahn um Santo Tomás aufgegeben. Etliche Gebäudebesitzer befürchteten eine Grundwasserspiegelabsenkung und haben auf Unterlassung des Projekts geklagt. Völlig geklärt ist die Frage in technischer Hinsicht noch nicht. Aber durch vier Instanzen hinweg entschieden die Richter, dass das Risiko zu groß sei; die

A.P. muss, um die Umgehung doch noch bauen zu können, bessere Gutachten als bisher vorlegen.

Ich möchte schließlich noch auf den in lateinamerikanischen Vergleich unübertroffenen Sicherheitsstandard, die niedrigen Unfallzahlen gerade mit schweren Personenschäden, hinweisen, den unsere privaten, konkurrierenden und gerichtlich belangbaren Straßenbetreiber erreicht haben und den unsere Autofahrer einhalten, weil auch bei »fahrlässiger Tötung« erheblich Regreßforderungen anstehen.

Sicherlich: Durch unsere Rechtsordnung ist der Ausbau der Infrastruktur langsam. Wenn wir mit Gesetzen die Infrastruktur geschützt, mit Subventionen sie unterstützt hätten, hätte wir schätzungsweise 2% bis 5% mehr jährliches Wirtschaftswachstum in den Jahren 1975-1980 erreichen können. Aber so, wie es bei uns gelaufen ist, haben wir eine Infrastruktur, die mit den Wünschen der Menschen übereinstimmt und die nicht das, was sie an Fortschritt bringt, an anderer Stelle wieder wegnimmt.

Der Schlüssel zur Umwelterhaltung ist nicht, Regierungen zu bewegen, andere Entscheidungen zu treffen. Die Entscheidungen mögen auch falsch sein; so scheint mir der Enthusiasmus europäischer Ökologen für die Eisenbahn unangebracht. Unsere Eisenbahngesellschaft jedenfalls hat kaum geringere Schwierigkeiten als die Straßenbetreiber. Der Schlüssel ist das Eigentumsrecht: ist radikale kapitalistische Rechtsordnung.«

wirtschaft

Rudolf Hufnagel. Der bekannte marxistische Gegner der tomasischen Revolution fasst seine Ablehnung so zusammen:

»Die Tomasische Republik wird heute beherrscht durch die ungezügelte Macht der Monopole. Ohne jede Beschränkung werden Kapitale akkumuliert, die einen ungeahnten Boom des Reichtums für die Reichen bedeuten. Die Reichen werden rei-

cher, ohne dass auch nur der Anschein eines Ausgleichs gegeben wird. Darum darf niemanden verwundern, dass der Abstand zwischen Arm und Reich ständig größer geworden ist« (S. 11).

Fidel Borrego. In einer Besprechung von Hufnagels Buch (*La Patria*, 1. 2. 1969) hält Borrego folgendes gegen die marxistische Kritik:

»Der Autor vermeidet jede Bezugnahme auf absolute Zahlen. Ja, die Reichen werden reicher. Aber auch die Armen werden reicher. Der Lebensstandard der sog. »untersten 10%« der Bevölkerung liegt in Tomasia um 150% über dem Lebensstandard der »untersten 10%« in dem Wirtschaftswunderland Brasilien und schätzungsweise 70% über den »untersten 10%« in der Lohnhierarchie Cubas. Die tomasische Hungerhilfe, die ausschließlich bei Bedrohung des Existenzminimums eingreift, betreut kaum 2% der Bevölkerung. Angesichts dieser Leistung, die auch an der Tatsache gemessen werden muss, dass die tomasische Bevölkerung sich in zwanzig Jahren fast verdreifacht hat, auf eine größer werdende relative Diskrepanz zwischen Spitzeneinkommen und Niedrigsteinkommen hinzuweisen, ist lächerlich.«

Benjamino Barbarojo. Barbarojo besprach Hufnagels Buch für den »Occidente« (31. 1. 1969). Zu der zitierten Stelle schreibt er:

»Was ist ein Monopol? Ein Anbietermonopol, das auf einhelligen Käuferentscheidungen beruht, ist nicht schädlich, sondern gut: so gut, dass die Käufer keine Alternative wünschen. Nur wenn ein Monopol davor geschützt ist, dass eventuell (bei Wandel der Käuferprioritäten, bei Sinken der Anbieterleistung) Konkurrenz entsteht, kann von schädlichen, ausbeuterischen Monopolen gesprochen werden. Da es solchen Monopolschutz, der immer vom Staat ausgeht, in Tomasia

(fast) nicht gibt, gibt es (kaum) ausbeuterische Monopole bei uns.«

kultur

Pablo Hombueno. Auf einer Versammlung von tomasischen Katholiken, die nach Hombuenos Exkommunikation einige Tage nach dem Papst-Besuch aus der Kirche ausgetreten waren oder als Kirchenmitglieder gegen die Exkommunikation protestierten, sprach Hombueno (dokumentiert in: Die Zeit, 26. 10. 1984). Unter den Anwesenden befand sich auch der Erzbischof Blanco.

»Liebe Freunde! Wir sind enttäuscht. Es geht nicht um meine Person. Wenn ich geirrt habe, werde ich zurecht bestraft. Wir sind enttäuscht, dass der Papst keine Worte fand dafür, dass Amnesty International keine Menschenrechtsverletzung seit 1967 in Tomasia festgestellt hat. Eine solche Feststellung gibt es nicht einmal für die USA (Beifall). Stattdessen hat er die Unmenschlichkeit der Schwangerschaftsabbrüche gegeißelt. Ja, ich darf sagen, dass auch ich die Abtreibung ablehne, nicht weniger als der Heilige Vater selbst. Aber was sollen wir von einem Sozialisten in den Gewändern des Papstes erwarten? (Beifall) dass er sich nicht auf die spirituelle Macht des Geistes und des und des Glaubens verläßt, die einzige der Kirche und ihrer langen wunderbaren Tradition zukommende und geziemende Macht, sondern auf die weltliche Macht des Staates, die Macht Glaubens verläßt, die einzige der Kirche und ihrer langen wunderbaren Tradition zukommende Macht, sondern die weltliche Macht des Staates, des Hasses, die Macht des Konfliktes, die Macht, die immer das Gegenteil ihrer guten Intentionen erreicht!

Papst hat gesagt: »Ein Land, dessen Führer sich vom christlichen Glauben durchdrungen wännen, darf keine Abtreibung dulden, darf nicht auf jede gesetzliche Regelung des Ehelebens verzichten, darf nicht jede Zügelung der Pornographie

unterlassen, darf nicht jede soziale Verantwortung gegenüber skrupellosem materialistischem Gewinnstreben ableugnen. Wiederholt haben wir betont, dass der Glaube nicht die politischen Geschicke eines Landes bestimmen kann; aber wenn sich die Führer eines Landes, in dem nicht die einfachsten Formen christlicher Nächstenliebe institutionalisiert sind, christlich nennen, dürfen wir nicht dazu schweigen.< Woitila: hat der Ghostwriter, der Dir dies aufschrieb, im Kreml oder im Weißen Haus gesessen? Hat er den Finger an dem Knopf, der unser aller Tod sein kann? (Beifall)

Nach der Abschaffung der standesamtlichen Eheschließung sind die kirchlichen Eheschließungen um die Hälfte gestiegen. Die Aufhebung des Abtreibungsverbots hat unermeßliches Elend für Tausende von Frauen verhindert, ja auch Elend den nicht-geborenen Kindern erspart. Es gibt vielleicht bessere Möglichkeiten als Abtreibung: ich wünsche das und fördere das – aber das Verbot ist die schlechtere Lösung. Nun zur Pornographie: Sollte der Papst nicht das Augustinus-Wort kennen, der Versuch, die Hurerei polizeilich abzuschaffen, würde mehr Schlechtes bringen als Gutes? Um wie viel mehr muss das von der Pornographie gesagt werden! Vielleicht ist dieser Sozialistenknecht (Beifall) nicht stark genug, die Straßen von Santo Tomás Innenstadt zu durchqueren, vorbei an jenen Plakaten und Leuchtzeichen, die in ihrer widerlichen Schmierigkeit doch Zeugnis von der Schönheit dieses Landes sind, weil Schönheit ohne Freiheit nicht atmen kann und Schönheit verblüht, wenn Häßlichkeit unterdrückt wird - vielleicht ist der Papst diesen Anfechtungen nicht gewachsen. Die tomasischen Katholiken sind es! (Beifall)

Der Papst sprach von ›Führern‹. Hat er nicht begriffen, dass dieses Land von freien Menschen bewohnt wird, die keine Führer brauchen, die nur von der Autorität des Geistes und, jedenfalls die Gläubigen, von der Autorität der Geistlichkeit geführt werden? Unsere Christlichkeit drückt sich in unseren Herzen aus, nicht in dummen Gesetzen und schießwütiger Polizei. Aber den Ungläubigen erschlagen wir nicht, wir dispu-

tieren mit ihm. Staat und Glaube, Staat und Kirche, betrügen wir uns hierüber nicht, sind Gegensätze.«

Lauren Jackson. In der nordamerikanischen Chéristischen Zeitschrift »Libertarian Vanguard« notiert Jackson (August 1983):

»Die Überbetonung des ökonomischen Aspekts in der amerikanischen chéristischen Bewegung scheint mir verfehlt. Nicht nur die Wirtschaft bedarf der Freiheit, auch und gerade die Kultur ist auf Freiheit angewiesen. Die subventionslose Kultur Tomasias hat eine lebendige Kultur von Straßen-, Keller- und Kleinkunsttheatern, von vielen kleinen Amateurorchestern, von hochwertigen Rundfunk- und Fernsehstationen im lokalen Bereich hervorgebracht. Alles das ist nicht auf die »Hauptstadt« beschränkt, sondern gleichmäßig über das Land verteilt.«

der skandal um »walden III«

Im März 1960 begann die frühere Prostituierte und spätere politische Aktivistin Lauren Jackson, sich an einem einsamen kanadischen See, den sie nach großem Vorbild »Waldensee« taufte, ein Blockhaus zu zimmern. Jackson, 1920 geboren und 1988 gestorben, lebte fast drei Jahre in der Einsiedelei. Während der ganzen Zeit hat sie sich tagebuchartig Aufzeichnungen zur Autobiographie gemacht. Drei Hefte sind uns zugänglich: Diese Hefte – Frühjahr, Sommer und Herbst 1960 – schenkte sie ihrem Freund, dem konservativen Schriftsteller Ernest Younger. In welcher Weise er von den Notizen Gebrauch machte, beschreibt er in seinem Nachwort. Nach ihrem Tod gab er die Aufzeichnungen heraus.

Die Herausgabe von Jacksons »Walden III« hat zu einem internationalen Skandal geführt, der nicht in den Texten selbst zu suchen ist, sondern in den Umständen der Veröffentlichung.

Denn obgleich sich Ernest Younger ein »reines Interesse an der Person, die in jeder Zeile, auch der theoretischsten, hervorscheint« wünschte, gab es zunächst und vor allem ein Interesse ganz anderer Art.

Lauren Jackson war fünfzehn Jahre lang (ca. 1944 bis 1959) die Geliebte von Anne R. Chérie (*1930 †1963), der Revolutionsführerin und Präsidentin (1961 bis 1963) der Tomasischen Republik auf der karibischen Insel Ossuor. Die »chérieistischen« Nachfolger haben ihr Vorbild zu einer Heiligen stilisiert, deren lesbischen – und überhaupt, deren sexuellen – Bedürfnisse sie ausblendeten.

Um das Erscheinen des »kompromittierenden« Buches zu verhindern, hat sich der ansonsten durchaus liberale Informationsminister Errico Gatablanco dahin verstiegen, der US-Regierung anzubieten, ein Grundprinzip der Tomasischen Republik zu opfern: nämlich das Angebot, sich am Kampf gegen das Rauschgift zu beteiligen. Die Tomasische Republik betrachtet seit der Revolution 1961 den Handel mit Rauschgift als legal und weigert sich konsequent, »opferlose Handlungen«, die in anderen Ländern gegen das Gesetz verstoßen, zu verfolgen. Glücklicherweise verfügte die US-Regierung nicht über die Macht, das Erscheinen von Büchern zu kontrollieren, obwohl sie sicherlich gern auf das Angebot eingegangen wäre. Die Sache kam heraus und Gatablanco musste zurücktreten. (Vgl. Uesyka Prawon, Der Fall Gatablanco und der Kampf gegen die internationale Zensur, Wetzlar 1990.)

In den Tagebuch-Notizen »Walden III« wird Gatablanco menschlich neutral, doch mit intellektueller Hochachtung erwähnt. Erst später, in »I Remember ARC«, taucht Jacksons Ablehnung auf. Eventuell datiert sie aus der Zeit nach der Revolution. Zur »Rechtfertigung« seiner Zensur-Bestrebungen schrieb Gatablanco etwa:

»Jackson ist schrecklich. [...] Das Erscheinen dieses Buches zeigt die sogenannte [!] Pressefreiheit von ihrer übelsten Seite, dem Mißbrauch. Niemand würde solch abartige Gedanken lesen wollen, würden sie sich nicht der Schlüsselloch-

perspektive auf unsere geliebte Revolutionsheldin bedienen. [...] Die verstaubten marxistisch-sozialistischen Thesen mögen in die Zeit der 60er Jahre passen, in unsere Zeit des Zusammenbruchs der kommunistischen Ideologie passen sie nicht. [...] Absichten wie »Das Scheitern meiner eigenen Liebe politisch mit den gesellschaftlichen Verhältnissen erklären zu wollen«, klingen heute nur noch komisch: Es spricht hier eine Vergangenheit, in der überspannte und gescheiterte Kreaturen vermittels einer unglückseligen Ideologie der kleinemachenden Gleichmacherei meinten, ihren Zustand des Schlechtweg-gekommen-Seins ausgleichen zu können« (in: El Espectador Nuevo, 26. 12. 1989).

Ein zweiter Aspekt hat die Mitstreiter und Freunde – auch diejenigen des US-amerikanischen »Movement of the Chérieist Left«, das Jackson in den 80er Jahren ins Leben rief – an den Walden-III-Aufzeichnungen verwirrt: Die Verbindung mit Ernest Younger. Ihre Freundschaft zu dem konservativen, ja oft »faschistisch« gescholtenen Autor war zwar nicht unbekannt, aber die intime Beziehung, die geistigen Verwandtschaft, die enge Zusammenarbeit war nur wenigen Vertrauten klar. Selbst Sam Niknock III, einer ihrer engsten politischen Weggefährten der letzten Jahre, konnte »ein Befremden nur schlecht verhehlen«. Von den alten tomasischen Freunden hat nur der radikale Benjamino Barbarojo sich vorbehaltlos positiv geäußert:

»Walden III ist eine Offenbarung. Obwohl ich gewiß nicht mit jeder Zeile, jedem Wort übereinstimme, begrüße ich, dass Jackson die radikale Ursprünglichkeit von Chérie wieder in Erinnerung ruft. [...] Mit diesen Notizen zeigt unsere unvergessene Freundin Lauren Jackson, dass sie nicht nur ein »Anhängsel« ihrer Freundin ist, wie die Biographien-Schreiberlinge von Henríquez bis Tembrins [Barbarojo bezieht sich auf die erste Chérie-Biographie von mir, die ich ohne Kenntnis der Tagebücher von Jackson verfasst habe] uns einreden wollten, sondern eigenständige Gedanken hat, eine Philosophie, die weniger politisch, aber dafür weitläufig humanistischer ist.

[...] Ich meinteils habe mich besonders an den Thomas-Stellen gefreut. Wenn ich mich auch für den besseren Kenner des Gesamtwerkes halten darf, so wäre es mir unmöglich, mit so knappen Zitaten zu belegen, dass Thomas in der Tat der radikalste Vernunftethiker überhaupt ist. Und das ist logisch nichts anderes als politischer Anarchismus. [...] Meine zusammenfassende Bewertung lautet: Jacksons ›Walden III‹ sind die ›Minima Moralia‹ des Neothomismus« (in: *Teoría crítica*, 6. 1. 1990).

Barbarojo hat die Publikation in Tomasia veranlaßt und gegen allen Widerstand durchgesetzt.

- Los autos de policia sobre Anne R. Chérie (El archivo revolucionario, Santo Tomás) Nrn. AP/5311-AP/61/XL
- Barbarojo, Benjamino, Aristoteles y Tomás de Aquino sobre sociedad, derecho y libertad (1931, Diss.), Santo Tomás 1934
- , Hombre, economía y estado, Santo Tomás 1948 u. ö.
- , Ausgewählte Schriften des »Zentrums für katholische Soziallehre«, 1965, dt. Freiburg 1967
- , Lauren Jackson 1920-1988, amiga, in: Teoría crítica, 6. 1. 1990
- , Nachwort zu: Collected Essays of Lauren Jackson (siehe dort)
- Barbarojo/Ovo/Chérie, La condiciones al campesinos, Santo Tomás 1958
- Borrego, Fidel, Artikel in: La Patria 31. Mai; 1. Juni 1964; 1. Februar 1969
- Callejas, Liberto (Niño), Sicologia con Santo Tomás de Aquino, Original Santo Tomás 1927, deutsch unter dem Titel »Die Psychologie des heiligen Thomas von Aquin« als Ergänzungsband zur Thomas-Ausgabe Frankfurt/M. 1957
- , Sobre moralidad de acción (Übersetzung aus der Summa theologica), Original Santo Tomás 1928, deutsch (Übernahme von Auswahl und Kommentar) unter dem Titel »Zur Sittlichkeit der Handlung«, München 1990
- , La ética filosofía con Santo Tomás de Aquino, Santo Tomás 1929
- , Virtud de comunidad (Übersetzung aus der Summa theologica), Original Santo Tomás 1931, dt. (Übernahme von Auswahl und Kommentar) unter dem Titel »Tugenden des Gemeinschaftslebens« als Band 20 der Thomas-Ausgabe, Jena 1943

- Doenecke, Justus, *Not To The Swift: The Old Isolationists In the Cold War Era*, Lewisburg 1979
- Gärtner, Willie, Interview 1962 (Privatbesitz von Henríquez; spanische Übersetzung in dessen Biographie)
- Gatablanco, Errico, *La teoría crítica de neotomismo* (Diss., 1956), Santo Tomás 1961
- , in: *Natur*, Mai 1984
- , Protesta con L. Jackson, in: *El Espectador Nuevo*, 26. 12. 1989
- Gatablanco/Hombuena, in: *Occidente*, 15. Dezember 1967
- Goodman, Paul, *Growing Up Absurd: Problems of Youth in the Organized Society*, New York 1960
- Henríquez y Cavajal, Francisco, *Barco de fuego*, 1925, dt. unter dem Titel »Feuerschiff«, Leipzig 1928
- , *Historia de torno*, 1931, dt. unter dem Titel »Windgeschichten«, Frankfurt/M. 1951
- , *Monte cardo*, 1955, dt. unter dem Titel »Distelberg«, Frankfurt/M. 1956
- , *Habla, lengua y idioma*, Santo Tomás 1957
- , *La biografía de Anne R. Chérie*, Santo Tomás 1962
- Hombuena, Pablo, *La ética sexual con Santo Tomás de Aquino* (1930, Diss.), Santo Tomás 1961 u.ö.
- , in: *El Espectador*, 9. Juli 1937
- , Dokumentation der Rede gegen den Papst anlässlich der Exkommunikation führender Neothomisten, in: *Die Zeit*, 26. Oktober 1984
- Hufnagel, Rudolf, *Chérie – Hure auf dem Thron*, Berlin-Ost 1968
- Jackson, Lauren, *I Remember ARC*, New Rochelle 1963
- , (unter Mitarbeit von Pablo Hombuena), *St. Thomas on the Nature of Angels* (Übersetzung von und Kommentar zu »De substantiis separatis«), Westport 1965
- , *Action Doomed Doing the Wrong Thing*, 1969, Nach-

- wort zu: Younger, Helios City, jetzt auch in: *Collected Essays...* (siehe dort)
- , Paul, I Miss You, in: *Berkely Bab* Nr. 13, 1972, jetzt auch in: *Collected Essays...* (siehe dort)
- , (unter Mitarbeit von Benjamino Barbarojo), *What Is Left? Building the Chérieist Economy*, San Francisco 1975
- , On the Death of Herbert Marcuse, in: *The New Yorker*, 12/1978, jetzt auch in: *Collected Essays...* (siehe dort)
- , (mit Samuel Ninknock III), *Move Up To The Chérieist Left*, Santa Barbara 1982, jetzt auch in: *Collected Essays...* (siehe dort)
- , (mit Heddy Hence, Wendy McRand und Voltairine Nichols), *On Feminist Individualism. Against Fascist Feminism*, in: *Mother Earth* 5/1988, jetzt in: *Collected Essays...* (siehe dort)
- , *Collected Essays of...*, 1964-1988, ed. Benjamino Barbarojo, New York (englisch) und Santo Tomás (spanisch) 1990
- Jauve, Marguerite, *Die Tomasische Revolution*, Wetzlar 1967 (Orig. 1964)
- , in: *El Espectador Nuevo*, 3. Dezember 1967; 18. Oktober 1984
- Jefeliejo, Tomaso, in: *Chérie, Gesammelte Reden...*, S.5-12
- , *Politica al la revoluci6n* (= Gesammelte Aufsätze, Reden und Erklärungen), Santo Tomás 1984
- Leonard, Murray, *Ernest Younger: Rightist Critic of American Imperialism*, New York 1987
- Mästmarker, Franz-Jochen, *Vom Bürgerkrieg als Utopie*, in: *Ordo*, Stuttgart 1981
- Morph, Herbert, *On the Question: Is the Chérieist Movement Burried Together With Lauren Jackson?* In: *Vanguard* 3, 1990
- Nichols, Voltairine, *Walden Goes Hip*, in: *Journal of Chérieist Feminism*, Herbst 1990

- Niknock III, Samuel, Lauren Jackson, Revolutionist, in memoir, in: *The New Chérieist*, Frühjahr 1989
- Ovo, Clair D. V., Selección de «Ayuda mutua» por Pedro Kropotkin (Auswahl, Übersetzung und Kommentierung), Santo Tomás 1957
- , Notizen und Fragmente (ediert von Henríquez) in: *Hombueno/Gatablanco/Ovo, La revolución y Anne R. Chérie*, Santo Tomás 1963
- Prawon, Uesyka (Hg.), Die tomasische Revolution im Spiegel der Weltpresse, Olten 1967 (Nachdruck mit neuem Vorwort Frankfurt/M. 1979)
- , Der Fall Gatablanco und der Kampf gegen die internationale Zensur, Wetzlar 1990
- Tembrins, Karola, Kritischer Pragmatismus: Pablo Hombuenos Lehre und Bild der Gesellschaft, Wetzlar 1983
- Younger, Ernest, *Capitalism Is Doomed*, 1931, Neuauflage mit der Einleitung von Murray Leonard »What the Old Isolationists Really Stand For«, New York 1988
- , *Facism Coming In America*, 1936, Neuauflage mit dem Nachwort von Murray Leonard »The Prophecy of the Coming of Domestic Fascism in America«, New York 1973
- , *The Other Side of Pearl Harbor*, in: *Human Events*, Mai 1943
- , *Peace is War*, 1946, zusammen mit dem Essay »Cold War Was Not A Favorit Song Among Our ›literati‹« von Murray Leonard, New York 1968
- , *Helios City*, 1958, Neuauflage mit dem Essay »Action Doomed Doing the Wrong Thing« von Lauren Jackson, New York 1969
- , *Venator City Limits*, 1964, New York 1981